# HEINRICH GELZER
# AUSGEWÄHLTE KLEINE SCHRIFTEN





# AUSGEWÄHLTE KLEINE SCHRIFTEN

VON

HEINRICH GELZER

1907
LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

# VORWORT.

In den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte sich mein Vater damit, seine zerstreuten Abhandlungen und Aufsätze zu sammeln. Es war seine Absicht, den Stoff in zwei Bänden herauszugeben; der eine sollte die streng wissenschaftlichen, der andere die populären Schriften enthalten. Für den ersten Band mußte er natürlich die einzelnen Arbeiten, deren Entstehung zum Teil weit zurückliegt, einer gründlichen Umarbeitung unterziehen. Daran hat ihn der Tod verhindert. Mir schien es daher das Richtige, von dem ersten Band ganz abzusehen und nur diejenigen Aufsätze und Vorträge neu herauszugeben, die sich an einen größeren Kreis von Lesern richten und fachmäßiger Überarbeitung nicht bedürfen.

Das Hauptinteresse meines Vaters wandte sich immer mehr der Kirchengeschichte im weitesten Sinne zu. So fallen auch diese kleinen Schriften großenteils in dieses Gebiet. Die ersten drei führen uns in die byzantinische Zeit, die ihm besonders nahe lag. In der Schilderung von San Lazzaro und St. Maurice sowie in dem Aufsatz pro monachis zeigt sich ein ganz spezieller Charakterzug meines Vaters, sein warmes Interesse und seine innerste Sym-

pathie für Klöster und Mönchtum; sagte er doch oft im Scherz, am liebsten hätte er als Benediktinermönch ganz seinen gelehrten Arbeiten gelebt. In den Aufsätzen über Ernst Curtius und Jakob Burckhardt hat er seine persönlichen Erinnerungen an diese von ihm hochverehrten Lehrer, die den größten Einfluß auf seine eigene Entwickelung ausgeübt haben, niedergelegt und zugleich ausgesprochen, was er ihnen verdankte. Die Fülle ganz unmittelbarer Äußerungen Jakob Burckhardts, die mein Vater in langjährigem Verkehr mit ihm das Glück hatte hören zu dürfen, werden der großen, sich immer noch steigernden Zahl der Verehrer des Basler Gelehrten sicher willkommen sein.

Zum Schluß möchte ich Herrn Geheimrat Goetz, dem treuen Kollegen und Freunde meines Vaters, meinen herzlichen Dank für seine Hilfe bei der Herausgabe dieses Buches aussprechen.

Jena, Pfingsten 1907.

HEINRICH GELZER.

# INHALTSVERZEICHNIS.

I.

# EIN GRIECHISCHER VOLKSSCHRIFTSTELLER DES 7. JAHRHUNDERTS.[1])

Die verhältnismäßig dunkelste Periode des neurömischen Reiches ist die Zeit von 600—800. Mit Theophylaktos Simokatta bricht die lange Reihe der Historiographen größeren Stils ab, und die beiden ältesten und zuverlässigsten Chronisten, Theophanes und Nikephoros, gehören erst dem beginnenden 9. Jahrhundert an. Die Erzeugnisse, welche uns aus der Schriftstellerei dieser Periode sonst noch erhalten sind, so die Werke des Sophronios, des hl. Maximus und des Johannes von Damaskus sind fast ausschließlich zur rein theologischen Literatur zu rechnen und ergeben daher für die politische und die Kulturgeschichte nur äußerst geringen Ertrag.

Um so wichtiger ist es nun, daß uns gerade aus dieser Epoche, aus der Mitte des 7. Jahrhunderts, ein Schriftsteller erhalten ist, welcher, obschon dem geistlichen Stande angehörend, sich an dem wenig fruchtbaren Dogmenstreit dieser Periode keineswegs beteiligte, sondern seine Hauptaufgabe darin fand, für das Volk erbauliche Traktate zu schreiben, also ein christlicher Volksschriftsteller im guten Sinne

---

1) Historische Zeitschrift N. F. Bd. XXV (1889) S. 1 ff.

des Wortes. Dieser merkwürdige Mann ist der Bischof Leontios von Neapolis auf Kypros, welcher unter Kaiser Konstans (642—668) schriftstellerisch tätig war.

Über sein Leben besitzen wir in den Akten des VII. ökumenischen Konzils eine sehr ungenügende Notiz seines Landsmannes, des Bischofs Konstantin von Konstantia, wonach er unter Kaiser Mauricius lebte. Dies ist aber ganz irrig aus dem Zeitalter des von Leontios gefeierten Mönches Symeon erschlossen. Allerdings will er die Bekanntschaft eines Freundes und Vertrauten Symeons, des Diakons Johannes, gemacht haben; indessen, wenn diese Angabe überhaupt richtig ist, kann das erst geraume Zeit nach Symeons Tode geschehen sein. Dagegen war er genau bekannt mit Johannes, dem Patriarchen von Alexandrien (610—619), und damals schon ein reifer Mann und schriftstellerisch tätig. Auch nach dessen Tode, nachdem Alexandria wieder in griechische Hände gekommen war, besuchte er die ägyptische Hauptstadt. Seine Blütezeit fällt also unter Kaiser Heraklius (611—641); er erwähnt auch die nur wenige Monate dauernde Regierung seines Sohnes Konstantin und scheint demnach unter Konstans wenigstens das Leben des hl. Johannes geschrieben zu haben. Keine Andeutung findet sich bei ihm von der Besetzung Cyperns durch die Araber; wenn man auf dieses argumentum e silentio Gewicht legen darf, scheint er vor 648 geschrieben zu haben.

Was die erhaltenen Werke des Leontios betrifft, so besitzen wir eine Reihe nicht über das übliche Niveau der byzantinischen geistlichen Beredsamkeit hervorragender Predigten, ferner Bruchstücke aus

einer größeren Streitschrift gegen die Juden, welche in der landläufigen apologetischen Manier gehalten ist; auf diesen schriftstellerischen Elaboraten beruht daher die geistige Bedeutung und Eigentümlichkeit dieses Mannes nicht. Sie tritt dagegen hervor in seinen Biographien, von denen drei bekannt sind:

1. Die Lebensbeschreibung des Erzbischofs Johannes des Mitleidigen von Alexandria (610—619). Diese, in zahlreichen Handschriften erhalten, ist bis jetzt nur in der lateinischen Übersetzung des Anastasius Bibliothecarius ediert.[1])

2. Die Lebensbeschreibung des Mönches Symeon, „des Narren um Christi willen“, welche die Bollandisten griechisch nach einem Vaticanus herausgegeben haben; eine zweite Handschrift, welche mehrfach lückenhaft ist und im ganzen einen schlechteren Text bietet, besitzt die kaiserliche Bibliothek zu Wien.

3. Die Lebensbeschreibung des hl. Spyridon von Trimithus, des kyprischen Nationalheiligen; sie wird nur im Leben des hl. Johannes erwähnt und ist für uns verloren. Verfaßt wurde dieselbe auf spezielle Veranlassung des Erzbischofs Johannes.

Aus den erhaltenen Viten des hl. Johannes und des hl, Symeon lernen wir die schriftstellerische Eigenart des Mannes genügend kennen. Schon dadurch, daß er zeitgenössische Stoffe wählte, weicht Leontios stark ab von der konventionellen Art, wie die Heiligenbiographien verfaßt wurden. Diese holen ihren Stoff großenteils aus der Diokletians-Periode, erzählen oder

1) Meine Ausgabe des griechischen Textes erschien unter dem Titel L. v. Neapolis Leben des hl. Johannes des Barmherzigen, Freiburg i. B. u. Leipzig (= G. Krüger, Samml. ausgew. Q. No. 5).

erfinden zahllose Marter- und Wundergeschichten, und meist jeglichen historischen Wertes bar, sind dieselben höchstens Belege für die jämmerliche Lektüre, welche in den frommen Mönchskolonien zur nahezu einzigen geistigen Unterhaltung diente. Es zeugt für den historischen Sinn des Mannes, wenn er diesen Legendenkram durch gleichzeitige, leidlich gut beglaubigte Stoffe ersetzen will.[1])

Ein anderer Vorzug des Mannes ist, daß er mit wünschenswerter Genauigkeit uns über seine Quellen Aufschluß gibt. Bereits vor Leontios hatten Johannes und Sophronios, zwei Vertraute aus Johannes' Umgebung, das Leben des verstorbenen Patriarchen beschrieben. Johannes ist der bekannte erbauliche Schriftsteller Johannes Moschos, der Verfasser der „geistlichen Wiese“, einer Nachahmung von Palladios'

---

1) In der Vorrede zur Vita des hl. Johannes sagt er: „Ihr lieben Christen, die Männer unsres Zeitalters, welche ein gottgefälliges Leben geführt haben, werden von uns keineswegs hochgepriesen; vielmehr geht unter uns die gemeine Rede: in der alten Zeit freilich hat die Ungerechtigkeit nicht so überhand genommen unter den Menschen; aber heutigen Tages sind wir unvermögend zu guten Werken, wie denn die hl. Schrift geweissagt hat: Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Dies war für mich Veranlassung, die spezielle Lebensbeschreibung dieses Gerechten zu verfassen, um zu zeigen, daß auch in unsren Tagen die Männer, welche festen Willens ihr Ziel verfolgten, erhabener als wir erfunden wurden und den engen und schmalen Weg betreten haben.“ Ebenso schreibt er im Leben des hl. Symeon: „In unsrer Gewalt liegt es, aus Sehnsucht nach den zukünftigen Gütern die gegenwärtigen als vergängliche zu verachten . . . und daß dies Wahrheit ist, beweisen uns von Anbeginn der Welt an die große Schar der Gottseligen, welche alle von unsrem Fleisch und Blut waren, insonderheit aber die Männer, welche in unsren Tagen als Leuchten der Gemeinde erschienen sind. Zu ihnen zähle ich auch diesen wahrhaft weisen Symeon.“

Denkwürdigkeiten der Asketen an Lausos, und gleich diesen eines der gelesensten und populärsten Klosterbücher. Sophronios, sein Freund und Verfasser zahlreicher geistlicher Literarprodukte, wird seit alter Zeit, aber völlig irrig, mit dem bekannten Patriarchen von Jerusalem verwechselt. Allerdings nennt Leontios seine beiden Vorgänger „Verteidiger der Frömmigkeit", was man leicht auf diesen eifrigen Vorkämpfer der Orthodoxie deuten könnte. Indessen die präzise Angabe der Vorrede des Leimonarion, welche Sophronios als Mönch im Theodosios-Kloster zu Jerusalem sterben läßt, erscheint durchaus glaubwürdig und beweist, daß der Biograph des hl. Johannes niemals Patriarch geworden ist. Ein Bruchstück dieses Werkes liegt uns in der angeblich von Symeon Metaphrastes verfaßten Lebensbeschreibung des Heiligen vor. Während nämlich die größere Hälfte eine nur formell abweichende Bearbeitung der Leontiosvita ist, stammen die sechs ersten Kapitel aus einer anderen, aber wohl unterrichteten Quelle. Sie behandeln das von Leontios mit Stillschweigen übergangene Vorleben des Patriarchen, die von ihm mit Absicht übergangene Einsetzung durch Heraklius und Niketas[1]), seine Unterstützung der Flüchtlinge beim Persereinbruche und endlich seine Anstrengungen zur Wiederherstellung des verwüsteten Jerusalems.

Bei beiden letzteren Erzählungen ist ein Vergleich mit Leontios möglich, und da zeigt sich, daß beide Berichte voneinander vollkommen unabhängig

1) Als Grund gibt Leontios ausdrücklich an, daß diese Erzählung bereits in dem Werke der erwähnten „Verteidiger der Rechtgläubigkeit" sich vorfinde, und er deshalb den Umfang seines Werkes nicht unnötig vermehren wolle.

sind. Aber des jüngeren Symeon Bericht enthält eine Reihe detaillierter, bei Leontios fehlender Angaben, z. B. die Namen der Männer, welche Johannes nach Jerusalem und ins persische Heerlager zum Loskauf der Gefangenen abgeschickt hat. Diese wertvollen Angaben gehen auf eine wohl unterrichtete, zeitgenössische Quelle zurück. Die Sache erklärt sich so. Im Beginn seiner Erzählung hat Symeon den weitläufigen Bericht der beiden Freunde exzerpiert, ihn dann beiseite gelegt, um die kürzere und für seine erbaulichen Zwecke dienlichere Vita des Leontios zu benutzen.

Leontios selbst gibt uns über sein Verhältnis zu seinen Vorgängern klaren Aufschluß. Er betitelt sein Werk: εἰς τὰ λείποντα τοῦ βίου τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν, καὶ ἀρχιεπισκόπου Ἀλεξανδρείας Ἰωάννου τοῦ ἐλεήμονος. Sein Büchlein sollte also nur „Nachträge zu der Biographie“ enthalten. In der Vorrede bedauert er — freilich unter den größten Lobsprüchen an die Adresse der beiden Frommen — die Unvollständigkeit ihrer Arbeit: „Es ging ihnen wie fleißigen Landwirten, welche bei einer überreichen Weinernte oft wider ihren Willen den Nachlese haltenden Armen einen reichen Anteil übrig lassen, zu welchen wir, die Geringsten, zählen“ . . . „Wie die dankbare Kanaäerin zum Herrn sagte: die Hündlein fressen die Brosamen, welche von der Herren Tische fallen, also sammeln auch wir die Reste und Brosamen, welche unsere Herren vergessen, und die Ähren, welche diese trefflichen Arbeiter des Herrn übrig gelassen haben.“ In der denkbar höflichsten und demütigsten Form wird hiermit doch die Unzulänglichkeit der früheren Arbeit behauptet und da-

durch gleichzeitig für die eigene das Existenzrecht erwiesen.

Seine Erzählungen sind nun angeblich Originalnachrichten. Er erwähnt, daß er auf einer Wallfahrt zu den beiden damaligen Modeheiligen Kyros und Johannes in Alexandrien die Bekanntschaft des ehemaligen erzbischöflichen Kirchenschaffners, eines gewissen Menas, gemacht habe. Dieser erzählt ihm in 43 Kapiteln „die Großtaten des Gerechten". Darauf fährt er fort: „Und bis dahin ist uns Gewährsmann der gottselige Menas, weiland Schaffner der allerheiligsten Kirche der Großstadt Alexandria; das Folgende hat meine Wenigkeit in Erfahrung gebracht, zum Teil auch von glaubwürdigen Zeugen vernommen."

Diese letzteren Nachrichten beziehen sich lediglich auf die Ereignisse nach der Flucht aus Ägypten; sie schildern die Reise, den Aufenthalt in Cypern, seinen Tod und die nachfolgenden Wunder, während der ganze Bericht über die Wirksamkeit des Patriarchen in Ägypten einzig auf dem Zeugnis des Menas ruht.

Damit in seltsamem Widerspruch steht eine Angabe aus der Vorrede, welche allerdings in vielen Handschriften und auch in der lateinischen Übersetzung fehlt, aber sicher echt ist. Die Vita ist nämlich, ungewiß wann, nur sicher vor Anastasius' Zeit einer Neuredaktion unterzogen worden, welche einige kürzere und längere Passagen und darunter auch den Schluß der Vorrede gestrichen hat. In diesem sagt Leontios:

„Die meisten dieser erhabenen Großtaten des Mannes habe ich selbst gesehen, die anderen aufgezeichnet nach den Berichten zuverlässiger und

frommer Männer, welche mit Eiden die Wahrheit ihres Berichts bekräftigten und einst zur Umgebung des seligen Erzhirten gehört hatten. Wenn ich aber genötigt bin, einiges zu wiederholen, was schon die früheren Bearbeiter seiner Biographie erzählt haben, soll sich niemand verwundern" u. s. f.

Daß dies der nachherigen Zweiteilung des Werkes (ägyptischer Menas-Bericht und cyprischer Leontios-Bericht) schnurgerade widerspricht, leuchtet ein. Offenbar ist es daher nur als eine schriftstellerische Einkleidung anzusehen, wenn Leontios die ganze Erzählung von der Wirksamkeit des hl. Johannes in Ägypten als Mitteilungen aus Menas' Munde darstellt. Tatsächlich — wie sich das eigentlich von selbst versteht — hat er viel mannigfaltigere Quellen benutzt.

Wir können dieselben nach dem bisherigen folgendermaßen rubrizieren:

1. Schriftliche Quellen, d. h. die von Johannes und Sophronios herausgegebene Vita. Eine Reihe Erzählungen, welche in dieser berichtet wurden, finden sich auch bei Leontios; allein der Vergleich der beiden einzigen Erzählungen, welche Leontios und seine Vorgänger gleichmäßig bieten, erweist uns, daß Leontios nur dieselben Vorgänge erzählte, aber die schriftliche Quelle absichtlich unbenutzt ließ.

2. Die Männer aus Johannes' Umgebung. Menas mag einer derselben gewesen sein; aber offenbar nicht nur für die cyprischen Vorgänge, wo Leontios es selbst bezeugt, sondern auch für ägyptische hat er daneben die Berichte anderer Freunde und Diener des Entschlafenen gesammelt.

3. Seine Autopsie. Diese gilt vor allem für

Cypern; aber wenn er sagt: „Die meisten dieser erhabenen Großtaten des Mannes habe ich selbst gesehen“, so muß er die persönliche Bekanntschaft des hl. Johannes bereits zu einer Zeit gemacht haben, wo dieser noch in seiner ägyptischen Wirksamkeit stand.

Wie man sieht, geht des Leontios' Erzählung auf Zeugen ersten Ranges, auf Zeitgenossen und Augenzeugen, zurück, was in hohem Grade für ihre Glaubwürdigkeit spricht. Damit stimmt das nur sehr sporadische Auftreten von Wunderberichten. Deshalb soll natürlich nicht gesagt sein, daß Leontios' sämtliche Erzählungen den Grad von Authentizität besitzen, welche die moderne historische Forschung von einem Bericht verlangt, um ihm volle Glaubwürdigkeit zuzusprechen. Das hieße dem Manne wie der Zeit zu viel zumuten.

Ohne allen Zweifel sind auch einige dieser Erzählungen zur Erbauung des frommen Leserkreises zurechtgemacht und zugestutzt, wie dies ja in dieser Literaturgattung noch heutzutage vielfach üblich ist.

Die Vita des hl. Symeon hat Leontios zweimal bearbeitet; einmal nur ganz kurz (διὰ συντομίας), „weil der genaue Bericht dieser wunderbaren Erzählung noch nicht zu unserer Kenntnis gekommen war“. Für diesen „genauen Bericht“ beruft sich Leontios ebenfalls auf einen Augenzeugen. Er bemerkt nämlich bei der Schilderung von Symeons Asketenleben: „Dies alles hat der gottselige Symeon in Emesa, wo er den Toren machte, einem Diakon der heiligen allgemeinen Kirche eben dieser Stadt erzählt, einem bewundernswerten und tugendreichen Manne, welcher auch durch die ihm innewohnende göttliche

Gnade das Werk dieses Greises erkannte ... Derselbe gottselige Johannes der Diakon hat uns das ganze Leben dieses Gottesmannes erzählt, den Herrn zum Zeugen nehmend, daß er keinerlei Zusätze zu dem Berichte gemacht, vielmehr manches infolge der langen Zeit vergessen habe." Auch an einer zweiten Stelle wiederholt Leontios diese Angabe. Indessen dieses Zeugnis ist nicht frei von Bedenken. Wenn wir auch seine Richtigkeit vorläufig unbeanstandet lassen, so folgt doch schon aus Leontios' eigenen Worten, daß sein Zusammentreffen mit Johannes lange Zeit nach Symeons Tod stattgefunden habe. Sein Gewährsmann, Johannes der Diakon, erscheint als einer derjenigen, welche es sich zur Aufgabe machten, die Narrheiten dieses Heiligen als Ergebnisse einer göttlichen Mission hinzustellen. Ein solcher Gewährsmann hat gewiß kräftig in maiorem Dei et Symeonis gloriam berichtet, und so zeigen auch die zahlreichen, zum Teil recht absurden Wundergeschichten, daß wir hier keineswegs dieselbe Zuverlässigkeit wie bei der Johannes-Vita voraussetzen dürfen.

Dazu kommen noch äußere Verdachtsmomente. Die Biographie läßt Symeon als jungen Mann unter Justinian nach Jerusalem wallfahren; nach neunundzwanzigjährigem Aufenthalt in der Wüste beginnt er seine Tätigkeit in Emesa unter Kaiser Mauricius. Ausdrücklich wird erwähnt, daß er das unter diesem eintretende Erdbeben von 588 geweissagt habe.

Allein Euagrios, der Zeitgenosse der Katastrophe, welcher derselben ausführlich gedenkt, erwähnt dabei des Symeon gar nicht und doch kennt er diesen genau. Er setzt ihn aber unter Justinian, und das Erdbeben, welches er auch nach Euagrios prophezeit

hat, ist vielmehr das vom Jahre 547, wodurch namentlich die Provinzen Phönicia maritima und Libanensis betroffen wurden (Euagr. 4, 34; Malalas 485, 8). Es kann nun gar kein Zweifel obwalten, daß der Bericht des Euagrios, des viel älteren Zeugen, entschieden den Vorzug verdient; denn es ist rein undenkbar, daß er einen unter Mauricius, also mit dem Schriftsteller gleichzeitig und in derselben Provinz blühenden Mann irrtümlich in eine viel frühere Zeit gesetzt habe.

Ein anderer Verdachtsmoment kommt hinzu. Bei Leontios wallfahrtet der junge Symeon unter Justinian nach Jerusalem, um dem Feste der Kreuzeserhöhung beizuwohnen, und dieses wurde doch erst am 14. September 629 eingesetzt.

Euagrios ferner, welcher 593 schrieb, bemerkt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit noch keine Biographie des Heiligen existiere; er spricht aber von ihm deutlich als einem nicht mehr Lebenden. Demgemäß ist die Angabe des Leontios, Symeon habe unter Mauricius geblüht, einfach zu verwerfen; er gehört einer erheblich früheren Epoche an. Allein, wenn Symeon in ein älteres Zeitalter hinaufgerückt wird, so folgt mit Notwendigkeit, daß sein Freund und Zeitgenosse, der Diakon Johannes, gleichfalls zeitlich höher zu stehen kommt, als Leontios angibt. Damit verringert sich aber die Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann des 7. Jahrhunderts noch diesen Augenzeugen persönlich gekannt habe. Am Ende ist diese angebliche Berichterstattung durch den Diakon Johannes nur eine ähnliche schriftstellerische Einkleidung, wie die des Menas in der Vita des heiligen Johannes. Andrerseits ist zu konstatieren, daß wenigstens in einer Er-

zählung (von der Sklavin, welche nicht gebären kann), Euagrios und Leontios genau übereinstimmen. Erfunden hat Leontios gewiß nicht, sondern die im 7. Jahrhundert über Emesas wunderlichen Heiligen kursierenden Märchen und Erzählungen zusammengestellt. Seine Gewährsmänner, welche der Zeit Symeons sehr fern standen, konnten dann leicht das Erdbeben von 547 mit dem viel berühmteren und ihrer Epoche näher liegenden von 588 verwechseln. Verliert dadurch die Biographie auch den Wert eines zeitgenössischen Berichtes, kulturgeschichtlich, als Bild des syrischen Volkslebens der damaligen Zeit, bleibt sie darum nicht minder wichtig.

Den Zweck seiner Schriftstellerei gibt uns Leontios so klar als möglich an, wo er in der Vorrede zu Johannes' Lebensbeschreibung von dem Werke seiner Vorgänger spricht: „Diese", sagt er, „gelehrte und rhetorisch gebildete Männer, haben ihren Stoff in gewählter und erhabener Redeform bearbeitet, und dies hauptsächlich hat uns zu der gegenwärtigen Arbeit veranlaßt, damit wir in unserem prosaischen, schmucklosen und populären Stil sein Leben darstellen, auf daß dergestalt auch der einfache und ungebildete Mann sich daran erbaue." Leontios sagt also mit dürren Worten, er wolle ein Volksschriftsteller sein; sein Buch ist zur Erbauung der Laien, der ungebildeten Massen bestimmt. Dasselbe gilt auch von den anderen Traktaten; er fährt fort: „Dasselbe haben wir bereits in dem Leben unseres hochseligen Vaters Spyridon versucht, ermuntert durch den Erzhirten, den Vater der Väter und Hohenpriester, den weisen und wahrhaftigen Lehrer." Also Johannes von Alexandrien selbst hat bereits in Leontios eine schrift-

stellerische Kraft erkannt, welche sich auf dem schwierigen Gebiete der populären Literatur bewähren sollte.

In der Tat, auch der oberflächliche Leser erkennt bald, daß wir in den beiden uns erhaltenen Viten Volksbücher im guten Sinne des Wortes besitzen. Die Erzählung ist einfach und leicht verständlich, ganz in der Art des berühmten, wenig älteren Volksbuches der geistlichen Wiese, während z. B. das dieser gleichzeitige Werk des Sophronios, die Lobpreisung und die Wunderkuren der beiden Heiligen Kyros und Johannes, das Äußerste an rhetorischem Schwulst, abgeschmackter Ziererei und Unverständlichkeit leistet.

Die Sprache ferner ist nicht das rhetorische Kunstgriechisch, welches die Gelehrten und Gebildeten der byzantinischen Epoche mit saurer Mühe zurechtdrechselten, sondern das Vulgärgriechisch der damaligen Umgangssprache. Mit dem Beginn des 7. Jahrhunderts wird dieses neue, unter dem mächtigen Einfluß des Neuen Testaments sich entwickelnde Idiom in die Literatur eingeführt, und dafür ist Leontios ein neuer Beleg. Sein Stil enthält auch zahlreiche barbarische und lateinische Wörter, verba castrensia, wodurch er einigermaßen an die Chronik des Malalas erinnert. Häufig werden Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens durch Diminutiva und Hypokoristika wiedergegeben, wie in der Komödie und noch heute im Neugriechischen. In Formenlehre und Syntax zeigen sich zahllose Abweichungen vom klassischen Sprachgebrauch, wie andrerseits manches mit der mittelalterlichen und heutigen Redeweise harmoniert. Die Schriften des Leontios sind demnach ein interessanter Beleg für die im 7. Jahrhundert

wirklich gesprochene Sprache; freilich haben die Schreiber mehrerer Handschriften, von unzeitigem Eifer beseelt, ihre Bildung zu zeigen, diese barbarischen Ausdrücke vielfach ausgemerzt; um so wichtiger sind die Kopien so unwissender Menschen, wie die des Schreibers vom Parisinus 1468, welcher getreulich die alte Vorlage mit ihrer ungebildeten, populären Redeweise wiedergibt.

Wir wenden uns nun zur speziellen Betrachtung der beiden von Leontios uns überlieferten Biographien.

1. Die Vita des hl. Johannes von Alexandrien. — Leontios' Vita ist darum so wertvoll, weil sie uns von dem Leben und Treiben in der hellenischen Großstadt unmittelbar vor dem Einbruch des Islam ein lebendiges und anschauliches Bild gewährt. Noch immer war Alexandreia auch in dieser Zeit des Niederganges eine sehr glänzende und geistig angeregte Stadt. Das Gelehrtenzentrum der Ptolemäerzeit hatte noch manche seiner Eigentümlichkeiten bewahrt; nur hatte alles einen christlichen oder richtiger geistlichen Anstrich erhalten. Die Schüler des Aristoteles fanden in der christlichen Dogmatik den richtigen Boden, auf dem sie ihren Scharfsinn und ihre von Sokrates ererbte dialektische Zungenfertigkeit erfolgreich üben konnten. Das Geschlecht der Rhetoren und Sophisten war nicht ausgestorben; nur trug es das schwarze Gewand. Auf den Plätzen dieser Weltstadt widerlegte Zacharias von Mytilene den Satz von der Ewigkeit der Welt, und der vielgereiste Mönch Kosmas suchte zu zeigen, daß diese die Gestalt einer viereckigen Schachtel habe, mußte aber zu seinem Verdrusse wahrnehmen, daß seine

geistlichen und sonst regelrecht orthodoxen Gegner an der heidnischen Lehre von der Kugelgestalt festhielten. Die ergötzlichen Berichte des Anastasius Sinaïta über seine Disputierübungen mit den Monophysiten zeigen dieselben dialektischen Fechterkünste und Kniffe, welche einst der windige Apion und ähnliche Gesellen geübt hatten. Auch die alten Propheten, Zeichendeuter und Kaiserwahrsager waren unter die Mönche gegangen. Kaiser Theodosius, welcher die heidnischen Tempel von Staatswegen schließen oder zerstören ließ, befragte durch eine Gesandtschaft vor der Entscheidungsschlacht mit Maximus einen ägyptischen Inklusus, und der heilige Mönch prophezeite ihm richtig einen großen Sieg auf italischem Boden. Mit dem 5. Jahrhundert jedoch verlor die Stadt teilweise ihr kosmopolitisches Gepräge, weil sie in den religiösen Fragen — und diese überwogen damals alle andern — eine national-ägyptische Sonderstellung einnahm. Die alte Ptolemäerstadt hatte sich in den Kopf gesetzt, daß Christus reiner Gott sei, und wollte von seiner Menschlichkeit nichts wissen. Das Konzil von Chalkedon, welches zwischen Gott und Mensch haarscharf unterschied, galt hier als Narrenkonvent, und sein spiritus rector, der große Papst Leo, als ein anrüchiger Ketzer. Politisch verständige Männer, wie die Kaiser Zeno und Anastasius, nahmen die nötige Rücksicht auf diese berechtigten Eigentümlichkeiten der Alexandriner und Ägypter. Erst Justinian störte den kirchlichen Frieden. Dem römischen Papste und den italischen und westafrikanischen Untertanen zuliebe, welche in tadelloser Rechtgläubigkeit strahlten, zwang er dieselbe auch seinen ägyptischen und syrischen

Untertanen auf, obgleich diese von einer solchen Uniformität nichts wissen wollten. Ein orthodoxer Patriarch ward unter militärischer Begleitung in Alexandria eingesetzt. Wo die Gemeinden protestierten, hieben die Soldaten mit dem Schwerte ein; renitente Geistliche konnten im Gefängnis oder im Exil der Oasen über das Verhältnis der Staats- und Kirchengewalt nachdenken. Als natürliche Folge stellte sich ein Kirchentum heraus, ungefähr wie in Irland zur Zeit, als die englische Staatskirche noch die Herrschaft führte. Zur staatlich approbierten Reichskirche hielten die höheren Militär- und Zivilbeamten, der reiche Stadtadel und die großen Grundbesitzer, kurz alle, welche von oben her Vorteil erhoffen konnten oder Bedrückung fürchten mußten; dagegen die große Volksmasse, die Kleinbürger, Krämer, Subalternbeamten und Bauern bekannten sich zur monophysitischen Lehre.

In der Einöde der nitrischen Wüste oder in einem abgelegenen Kloster wurde insgeheim ein Gegenpatriarch gewählt, dessen heimlichen Befehlen das ganze Volk willigen Gehorsam leistete. Wohl mochte man den einen oder den andern in Ketten nach Konstantinopel schleppen: es fand sich stets ein Nachfolger, welcher den Späheraugen der byzantinischen Polizei entging. Allmählich wurde durch diese geistliche Nebenregierung der weltlichen Obrigkeit in Alexandria der Boden unter den Füßen entzogen. So bildete sich eine nationalägyptische, von wütendem Haß gegen Byzanz und Regierung erfüllte Volkskirche, bei der damaligen innigen Verflechtung von Politik und Religion ein hochgefährliches Moment, dem die Reichsregierung mit sehr besorgten Blicken

zusah. Unter den milden Regierungen des Tiberius und Mauricius, seit man nicht mehr mit Soldaten und Polizei die reine Lehre predigen durfte oder konnte, gingen Kirchen und Klöster selbst in der Hauptstadt den Orthodoxen vielfach verloren. Der rechtgläubige Patriarch schien an den ägyptischen Boden nur noch durch das äußere Band seiner großen Grundrenten und sonstigen Einkünfte gefesselt. 611 wurde jedoch Heraklius Kaiser in Konstantinopel, welcher, aus einer hochangesehenen Beamtenfamilie stammend, als langjähriger Reichsbeamter in Afrika die Bedürfnisse und Nöte der Südprovinzen aus eigener Anschauung kannte. Sein Regierungsprogramm lautete auf politische und religiöse Versöhnung der so verkehrt behandelten Landschaften, und wenn mehr als zwanzigjährige redliche Anstrengungen schließlich durch den Einbruch des Islam völlig vereitelt wurden, so liegt darin kein Grund, diesen lobenswerten Versuch zu tadeln oder lächerlich zu machen. Die Ereignisse waren eben stärker als die Menschen.

Eine der ersten Obsorgen des kaum zur Regierung gelangten Heraklius war nun, den verwaisten Stuhl von Alexandria neu zu besetzen. Aus der Chronik des Bischofs Johannes von Nikiu ersehen wir, daß gerade in Ägypten der Bürgerkrieg zwischen den Parteien des Phokas und Heraklius sehr heftig gewesen war. Einer der eifrigsten Parteigänger des Kaisers Phokas war der alexandrinische Patriarch gewesen. Sein gewaltsamer Tod, dessen Johannes von Nikiu nicht gedenkt, ist ohne Zweifel von den Parteigängern des Heraklius ausgegangen, und ihr Führer Niketas trug wenigstens moralisch mit die Verantwortung. Daraus erklärt sich, daß auf Be-

treiben desselben Niketas die kaiserliche Regierung Johannes, einen geborenen Cyprier, auf den erzbischöflichen Stuhl erhob. Sie glaubte in diesem unparteiischen, landfremden Mann das geeignete Werkzeug gefunden zu haben, um dem Reiche die verlornen Sympathien der Nilbewohner zurückzugewinnen. Eine bessere Wahl hätte die Regierung nicht treffen können. Umsomehr müssen wir den Verlust der Geschichte seiner Regierung bedauern, welche Johannes und Sophronios verfaßt haben. Sie hätte uns ohne Frage einen wichtigen Beitrag geliefert, die politischen und kirchlichen Zustände der damaligen zweiten Stadt des Reiches genauer kennen zu lernen. So sind wir auf die — vom historischen Standpunkt aus betrachtet — nicht sehr ergiebige Vita des Leontios angewiesen, welche, lediglich erbauliche Zwecke verfolgend, einen mehr anekdotenhaften als historischen Charakter trägt. Immerhin, in Ermanglung einer besseren Quelle, darf auch der Wert dieser Biographie nicht zu gering angeschlagen werden. Aus diesen für einen frommen Leserkreis geschriebenen Erzählungen tritt uns doch ein charakteristisches Bild von der Art und Weise des eigentümlichen Mannes und von seiner Umgebung, sowie von dem gesamten Zustand des damaligen Alexandria entgegen, und dies macht auch das bescheidene Büchlein näherer Betrachtung nicht unwert.

Die griechische Kirche nennt Johannes den Mitleidigen oder den Almosenspender. Eine humane, nie um Beschaffung neuer Mittel verlegene Wohltätigkeit ist der Grundzug seines Charakters. Allerdings erlaubten ihm dies die ungeheuren Mittel seines Amtes. Er selbst teilt uns mit, daß er beim Regie-

rungsantritt in seinem Kirchenschatze 80 Zentner Goldes (über sieben Millionen Mark) vorgefunden und daß er eine noch bedeutend größere Summe durch die Liebesgaben der Frommen eingenommen habe. Diese glänzenden Einnahmen verwandte er nicht nach der Art prunkliebender Prälaten zu großartigen Kirchenbauten. Darin traf er mit den Anschauungen seines wenig ältern und gerade von Johannes' Umgebung hochverehrten Zeitgenossen[1]) Gregor von Rom zusammen. Dagegen errichtete er auf seine Kosten Fremdenherbergen, Hospitäler, Greisenasyle und Zufluchtshäuser für kranke und schwangere Frauen; die Kirche übernahm hier, was sonst Sache des Staates oder der Gemeinde gewesen war.

Als charakteristisch für sein unerschöpfliches Wohlwollen erzählt der Biograph, daß einst ein reicher Fremder seine Gutherzigkeit auf die Probe stellen wollte. Eines Tages nun, da er gerade im Begriff war, die Kranken des Hospitals zu besuchen (was er wöchentlich zwei- oder dreimal tat), nahte ihm der Fremde in abgerissener Kleidung und bat kläglich um ein Almosen. Er erhält sechs Goldstücke. Nach drei Tagen erscheint er anders gekleidet und ruft ihm zu: Hab' Erbarmen; ich bin in Not! Wiederum sagt der Erzbischof zu seinem Schatzmeister: Gib ihm sechs Goldstücke! Nachdem jener sich entfernt hat, sagt ihm der Schatzmeister ins Ohr: Bei der Heiligkeit deiner Gebete, der faßt zum zweiten Male seinen Zehrpfennig. Der Erzbischof tut, als höre er nicht. Wie nun jener zum dritten Male kommt,

1) Prata spir. c. CXX.

winkt ihm der Schatzmeister, es sei immer derselbe Bettler, und der Erzbischof: Gib ihm zwölf Goldstücke, es könnte mein Christus sein und mich in Versuchung führen.

Vermöge seiner hohen und glanzvollen Stellung war der Patriarch eine fast unnahbare Persönlichkeit. Eine große Schar Hebdomarier oder Trabanten geleiteten ihn, wenn er zur Kirche ging. Die zahlreichen Kanzleidiener und Kirchenordner waren immer bereit, nötigenfalls auch durch Schläge diejenigen zurechtzuweisen, welche nach ihrer Meinung dem Kirchenfürsten nicht den nötigen Respekt erwiesen. Aus Furcht vor diesem Dienertroß wagten viele nicht, persönlich ihre Klagen beim Erzbischof vorzubringen. Deshalb begab er sich, nur von einem Kirchendiener begleitet, jeden Mittwoch und jeden Freitag an das Portal seiner Hauptkirche, wo ein Stuhl für ihn bereitgestellt war. Hier hielt er öffentlich Audienz ab während mehrerer Stunden. Einst kehrte er in augenscheinlich niedergedrückter Stimmung aus einer solchen in seinen Palast zurück. Als ihn die Freunde nach der Ursache seines Kummers fragten, antwortete er: „Heute hat der demütige Johannes irgendwelchen Lohn von Niemandem davongetragen und für seine unzählbaren Sünden Christus nichts darbringen können, wie überhaupt nie.“ Die ausgesuchten Schmeicheleien, mit denen sein Freund Sophronios ihn für diesen scheinbaren Mißerfolg tröstet, zeigen, daß auch die heiligen Mönche einen Hofton anzuschlagen verstehen: „Heute, Hochheiliger, sollst Du Dich freuen und guter Dinge sein; denn wahrhaft selig bist Du, da Du die von Christus Dir anvertraute Herde in solchem Frieden regieren kannst, daß die

Menschen nicht in Zwist und Hader gegen ihre Nächsten leben, sondern wie Engel ruhig und streitlos sind."

In Zeiten großer Not war der Erzbischof unerschöpflich in milden Spenden. Als die Perser Syrien eroberten und die heilige Stadt verwüsteten, „da strömten", heißt es, „zahllose Flüchtlinge nach Ägypten, um in diesem sturmsichern Hafen Hilfe und Rettung zu finden." Wahrhaft brüderlich war seine Obsorge für dieselben. Die durch die Reise Erschöpften oder Kranken wurden in den Pilgerhäusern und Hospitälern untergebracht; dazu erhielten sie unentgeltliche ärztliche Verpflegung. Von den Gesunden empfingen die Männer täglich je ein (53 Pf.), die Frauen und Mädchen als die schwächern je zwei Keratia Zehrungsgeld (1 Mk. 6 Pf.). Ferner schickte er an den Patriarchen Modestus und die Einwohner von Jerusalem eine namhafte Geldsumme, mehrere Schiffsladungen Brot, Fleisch, Hülsenfrüchte und Wein und tausend ägyptische Arbeiter, welche bei der notdürftigen Herstellung der verbrannten Stadt helfen sollten. Seine Milde gegen die Nebenmenschen geht weiter, als uns mit einer vernünftigen Wohltätigkeit vereinbar erscheint. Seine Nachsicht und Güte kennt keine Grenzen auch solchen gegenüber, welche die erwiesenen Wohltaten nicht eben zu verdienen scheinen. Ein Bettler hatte einst nur eine bescheidene Gabe empfangen; zornig wirft er dem Erzbischof einige grobe Schmähworte ins Gesicht. Natürlich ist das Gefolge sogleich bereit, den Rücken des Elenden zu bearbeiten. Allein der Erzbischof ruft aus: „Habe ich nicht sechzig Jahre lang Christus durch Worte und Taten beleidigt und sollte eine Beleidigung nicht

ungestraft hinnehmen können?" Der Bettler erhält darauf eine bedeutend höhere Summe.

Georg, der Neffe des Erzbischofs, hatte in einem Wirtshause Streit angefangen und war von dem Gastwirte eigenhändig zur Türe hinausbefördert worden. Bitter beklagte er sich darob beim Erzbischof: Seine Heiligkeit dürfe eine solche Beschimpfung der eigenen Familie nicht ungestraft hingehen lassen. „Sei getrost, mein Sohn", erwiderte dieser, „ich werde an dem Schenkwirte ein Exempel statuieren, daß ganz Alexandria sich wundern wird." Befriedigt zieht der Neffe ab. Die Schenke war Eigentum der Kirche. Der Erzbischof ließ nun bekannt machen, daß er von nun an weder Mietzins, noch sonstige Gebühren von diesem Wirte erheben werde. Dies war das Exempel, welches er allerdings zu großer Verwunderung der ganzen Stadt an ihm statuierte.

Seine Mildtätigkeit perhorresziert jede auch noch so berechtigte Untersuchung, ob der Arme auch wirklich die Wohltat verdiene. Jeder polizeiliche Beigeschmack, aber auch jede Kontrolle über die richtige Verteilung seiner Gaben fehlt. Die Konstatierung des vorhandenen Elends genügt.

Unter den Frauen der syrischen Flüchtlinge, welche die regelmäßige Unterstützung ansprachen, trugen viele goldene Ohrringe und Armbänder. Solche wollten die Kirchenschaffner bei der Geldausteilung übergehen. Allein der sonst so milde Erzbischof fuhr sie mit harten Worten an: „Wenn ihr des demütigen Johannes oder vielmehr Christi Geldspender sein wollt, so gehorcht ungesäumt dem göttlichen Befehl, der da sagt: Jedem, der bittet, gib. Wenn ihr aber mit den Almosenbittern Umstände macht,

so kann der Herr solche Umständemacher nicht brauchen und auch der demütige Johannes nicht." Dem Einwurf, daß eine so schrankenlose Liberalität schließlich auch die größten Einkünfte erschöpfen müsse, begegnet er mit den Worten: „Gottes Ratschluß hat mich zum Verwalter seiner Gaben gemacht. Wenn die ganze Menschheit nach Alexandria zusammenströmte, um Almosen zu empfangen, sie würden weder die unermeßlichen Schätze Gottes, noch die heilige Kirche in Verlegenheit bringen."

Es ist ein grenzenloser Enthusiasmus der Menschenfreundlichkeit in diesem Manne verkörpert, wie in einem August Hermann Francke, oder wie ihn ganz ähnlich Ferdinand Fabre in seinem Courbezon schildert.[1])

Ein sehr bemerkenswerter Zug, den aber Johannes auch mit andern reichen Frommen teilt, ist, daß er selbst gern den Bestimmungen der göttlichen Vorsehung nachhilft und so in apologetischem Interesse ihre ausgleichende Gerechtigkeit schon auf Erden nachzuweisen versucht. Ein reicher Bürger hatte bei Abfassung seines Testaments seinen Sohn gefragt, ob er ihm sein Vermögen hinterlassen oder die heilige Gottesmutter zu seiner Vormünderin und Beschützerin einsetzen solle. Der arme Knabe erfüllte den Wunsch des Sterbenden und lebte infolgedessen äußerst dürftig in einer Marienkapelle. Hier tritt nun der Erzbischof ein. Durch einen Rechtsgelehrten wird ein Stamm-

1) Sehr fein und auch auf Johannes zutreffend bemerkt Sainte-Beuve: . . . L'abbé Courbezon a également la passion — mais qu'il pousse jusqu'à la manie — des fondations, des constructions; ce faible l'entraîne beaucoup trop loin: avec un cœur d'or, il lui arrive de commettre de sublimes, mais aussi d'irréparables imprudences.

baum der erzbischöflichen Familie auf vergilbtes Pergament geschrieben. Danach ist der Erzbischof angeblich der Vetter des Vaters jenes frommen Knaben. Bald wird die Bekanntschaft mit dem neuen Verwandten vermittelt; er wird reich ausgestattet, erhält ein Haus und eine Alexandrinerin zur Frau. „Der Selige wollte nämlich zeigen, daß der Herr die, welche auf ihn hoffen, nicht verläßt.“ In fast Stillingscher Naivetät werden hier die eigenen Gedanken als Gottes Gedanken hingestellt.

Die Kirche des hl. Markus war gleichzeitig ein großes Handlungshaus. Wir erfahren, daß das Patriarchat einmal dreizehn beladene Kaufmannsschiffe nach dem adriatischen Meere aussendet. Auch mit Sizilien und Britannien hat es Verbindungen. Ein fremder Schiffer, der sein Gut verloren, wendet sich daher an Johannes um ein Darlehen. Er erhält fünf Pfund Goldes und kauft Waren. Aber schon außerhalb des Pharus leidet er Schiffbruch. „Glaube mir“, sagt der Patriarch, „wenn du nicht mit dem Gelde der Kirche dein eigenes vermischt hättest, würdest du keinen Schiffbruch gelitten haben.“ Er erhält zehn Pfund, aber erleidet neuen und so schweren Schiffbruch, daß diesmal das Schiff selbst zugrunde geht. „Gott möge dir gnädig sein“, sagt der Erzbischof, „gebenedeit sei sein Name. Ich bin der festen Zuversicht, daß du von heute an nicht mehr Schiffbruch leiden wirst bis zu deinem Tode. Dein Unglück widerfuhr dir, weil auch dein Schiff selbst aus ungerechtem Gut erbaut war.“ Er erhält nun eines der großen Kirchenschiffe, welches 20000 Scheffel Korn faßt. Der Kapitän segelt nach Britannien und macht die glänzendsten Geschäfte. Er nimmt Zinn

als Rückfracht, welches sich zu allgemeiner Erbauung in Silber verwandelt. „Das ist nicht unglaublich, ihr lieben Christen. Der, welcher die fünf Brote vervielfältigte und das Wasser Ägyptens in Blut verwandelte, konnte auch leicht dieses Wunder verrichten, damit er seinen Knecht reich mache und des Kapitäns sich erbarme.“ Wer, wie der Erzbischof als großer Kapitalist, imstande ist, ein starkes Risiko einzugehen und allfällige Verluste wieder zu ersetzen, der vermag schließlich durch große Ausdauer seine eigentümliche Interpretation der göttlichen Heilswege als tatsächlich richtig zu erweisen.

Wo der Erzbischof dagegen auf demselben tatsächlichen Wege eine gar zu kategorische Widerlegung erhält, da pflegen Träume die ausgleichende Gerechtigkeit zu offenbaren. Ein gottesfürchtiger Kaufmann übergibt ihm sieben und ein halbes Pfund Goldes, damit durch des Heiligen kräftige Fürbitte sein Sohn und sein aus Afrika heimkehrendes Schiff gerettet werden. Der Erzbischof willfahrt; allein der Sohn stirbt, und der Kapitän, der Oheim des Knaben, verliert bei einem Schiffbruch die ganze wertvolle Ladung. Nur die Mannschaft und das Schiff selbst werden mit Mühe gerettet. Die Verzweiflung des Mannes ist aus begreiflichen Gründen auch dem Erzbischof fatal; „ihn zu sich zu berufen und von Angesicht zu Angesicht zu trösten, schämte er sich“. Indessen der Vater hat einen Traum. Ein Mann in der Gestalt und dem Ornat des Erzbischofs erklärt ihm, daß der Sohn, erwachsen, jedenfalls ein sehr arges Leben geführt haben würde; ferner hätte die göttliche Gerechtigkeit bereits beschlossen gehabt, das Schiff mitsamt der Mannschaft in die Tiefe zu

versenken. Aber seine Frömmigkeit und die Gebete des Erzbischofs hätten das Leben des Bruders und die Seele des Knaben gerettet. Der Kaufmann ist in der Tat mit dieser eigentümlichen Rechtfertigung des Erzbischofs völlig zufriedengestellt.

Auch sonst verfolgen die Träume einen ähnlichen Zweck. Die Alexandriner als echte Griechen bewundern zwar höchlichst die Liberalität ihres Erzbischofs; allein sie hüten sich weislich, dieselbe nachzuahmen. Sie begnügen sich damit, im Traume himmlische Paläste zu sehen, welche der freigebige Patriarch bewohnen darf, während sie selbst aus denselben ausgetrieben werden.

Bei einem Besuche des Hospitals im Kaisareion veranlaßt der Heilige den begleitenden Bischof Troïlos, 30 Pfund Goldes (über 27 000 Mark), welche dieser für einen silbernen Tafelaufsatz bestimmt hatte, an die Armen zu verteilen. Der Kummer über die abgedrungene Wohltätigkeitshandlung wirft den sparsamen Prälaten aufs Krankenlager, und eine Einladung seiner erzbischöflichen Gnaden wird deshalb ausgeschlagen. Der Erzbischof erkennt sogleich den wahren Krankheitsgrund, und „nicht ertragend, daß er es sich beim Mahle wohl sein lasse und jener auf dem Krankenlager Schmerz leide“, eilt er zum Bischof, zahlt die angeblich nur geliehene Summe zurück, und „sobald der Bischof die Geldsumme in der ehrwürdigen Hand des wahrhaft weisen Arztes und Hirten sah, verließ ihn sogleich das Fieber, der Schüttelfrost wich und die gesunde Farbe kehrte zurück“. Nachdem er eine Urkunde über die vollzogene Rückerstattung des Geldes ausgestellt, nimmt er fröhlich am Mahle teil. Im Traume sieht er dann eine herrliche goldene

Tempelhalle mit der Inschrift: „Die ewige Zelle und Ruhestätte des Bischofs Troïlos.“ Während er sich noch derselben freut, ruft einer aus der göttlichen Hofdienerschaft: „Wechselt die Inschrift und setzt die, welche der König des Universums gesandt hat.“ Die neue Inschrift lautet: „Die ewige Zelle und Ruhestätte des Erzbischofs Johannes, welche dieser für 30 Pfund Goldes erkauft hat.“

Ganz ähnlich erblickt ein vornehmer Dux, welcher einem bedrängten Landmann ein Darlehen zwar nicht verweigert, aber auszuzahlen gezögert hatte, einen himmlischen Altar, von dem man die geopferte Gabe hundertfältig zurückempfängt. Zahlreiche Opfernde eilen hin. Als jedoch die Reihe den Dux trifft, kommt ihm der Erzbischof, der sich des bedrängten Bauers erbarmt hatte, zuvor und empfängt statt seiner den hundertfachen Lohn.

Wenn es dem Erzbischof aber einmal gelungen war, die Hand eines Reichen zu öffnen, so zögerte er nicht, wie die Erzählung von dem geschenkten und dreimal wiederverkauften Teppich launig berichtet, so oft als möglich solche pekuniäre Aderlässe zu wiederholen. Er pflegte zu sagen: „Wer in der Absicht, die Armen zu beschenken, mit Anstand die Reichen bis aufs Hemd auszieht, begeht keine Sünde, zumal wenn diese hartherzige Knauser sind. Der Gewinn ist dann ein zwiefacher, weil er einerseits die Seelen jener errettet und andererseits selbst nicht geringen Lohn davonträgt.“ Auch sonst benutzt er seinen großen Einfluß auf die Staatsbeamten und Magnaten, um den harten Reichen ihre Pflichten gegenüber den untern Klassen einzuschärfen. Er zitiert solche Herren in sein Amtszimmer und er-

mahnt sie zur Milde. An die Aussprüche der Philanthropen und Sklavenbefreier erinnern seine für die damalige Zeit fast revolutionären Worte: „Nicht damit wir sie schlagen, sondern damit sie uns dienen, hat uns Gott die Knechte gegeben und vielleicht nicht einmal dafür, sondern damit wir sie mit unseren von Gott empfangenen Gaben unterstützen. Denn, sag an, was gab der Mensch, daß er den nach Gottes Bild und Ähnlichkeit Geschaffenen kaufe? Hast du, sein Herr, eine besondere Auszeichnung an deinem Leibe voraus, Hand oder Fuß, Gehör oder Seele? Ist er dir nicht in allem gleich?... Hat nicht Christus Knechtsgestalt angenommen und uns gelehrt, gegen unsere Mitsklaven nicht stolz zu sein?... Du aber wagst den von Gott Geadelten zu entehren und, als wäre er aus anderem Stoffe, als du, hart zu züchtigen!" Wo solche Worte nicht halfen, hatte er kein Bedenken, den Bedrückten heimlich in ein sicheres Kirchenasyl zu retten und die Loskaufsumme für ihn zu bezahlen. Eine Priesterschaft, welche in so tatkräftiger Weise die soziale Frage zu lösen versuchte, mußte eine ungeheure Macht über die Gemüter des Volkes gewinnen. Nicht durch den Glauben allein, daß sie die Vermittlerin mit der Gottheit sei, hat die Hierarchie diesen großen Einfluß erworben, sondern weil sie in dem Laien das Bewußtsein zu erwecken verstand, daß sie seine täglichen Sorgen mit ihm teile und ihm abnähme.

Mit dem größten Ernste lag der Erzbischof dem Kirchendienst ob. Daraus erklärt sich auch sein Eifer, mit welchem er — freilich in milder und liebenswürdiger Form — Zucht und Ordnung während des Gottesdienstes aufrecht hielt. Schon die Alexandriner

ermüdete die unendliche Länge der Liturgie. Während der Verlesung des Evangeliums pflegte man die Kirche zu verlassen und sich in der Vorhalle zu unterhalten. Da geht eines Sonntags mit der Gemeinde auch der Erzbischof hinaus und setzt sich mitten unter sie. Darob allgemeine Verlegenheit; aber Johannes spricht: „Kinder, wo die Herde, da ist auch der Hirt. Kommt hinein und ich trete gleichfalls ein, oder bleibet hier und ich will auch hier bleiben. Denn euretwegen halte ich den Gottesdienst ab, da ich für mich allein ebenso gut in meiner Hauskapelle die heilige Handlung vollziehen könnte.“ Durch zwei- oder dreimalige Wiederholung dieses Aktes hatte er den Mißbrauch abgestellt. Sehr streng war er auch gegen diejenigen, welche sich, wie es noch heute in der koptischen Kirche vorkommt, während des Gottesdienstes ungeniert unterhielten. Solche wurden unter strengen Worten in Gegenwart der Gemeinde aus dem Gotteshause entfernt; denn, pflegte er zu sagen, „wenn du um zu beten hergekommen bist, richte darauf deinen Sinn und Mund. Bist du aber der Unterhaltung wegen gekommen, so steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“

Unaufhörlich wird in der Vita seine große Versöhnlichkeit gerühmt, welche aus Herzensgüte jede Beleidigung verzieh und auch aus gerechten Ursachen nie lange zürnen konnte. Ein Diakon, der im Streit mit einem andern Kleriker sich zu Tätlichkeiten hatte hinreißen lassen, ward aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Dieser ist sehr erfreut, nun für einige Zeit des lästigen und langen regelmäßigen Kirchendienstes enthoben zu sein; „doch das Ziel des Hirten war, aus dem Rachen des Löwen das Schaf zu retten.“

Bei einem feierlichen Gottesdienste wird er der göttlichen Worte (Matth. 5, 23) eingedenk; er zieht sich während der Eucharistie, als hätte ihn ein Unwohlsein befallen, in die Sakristei zurück und läßt durch die Trabanten den Diakon holen. „Als er nun kam, tat der Patriarch zuerst Buße mit den Worten: Verzeih mir, Bruder! Voll Ehrfurcht vor seiner hohenpriesterlichen Weihe und der Anwesenheit des übrigen Klerus, vor allem aber das Gericht fürchtend und zitternd, es möchte ein Feuer vom Himmel zu der Stunde niederfahren und ihn vertilgen, da er jenes ehrwürdige Haupt auf der Erde liegen sah, tat auch jener Buße und bat ihn, ihm Verzeihung und Gnade zu gewähren. Darauf erhoben sich beide mit vieler Freude und Wonne, traten hin zum Altar; denn mit reinem Gewissen konnte er nun sagen: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

Noch drastischer ist folgender Ausspruch: Ein vornehmer junger Alexandriner hatte eine Nonne entführt und war mit ihr nach Konstantinopel entflohen. Unter den Frommen herrschte darob großes Ärgernis, welchem auch die Umgebung des Erzbischofs scharfen Ausdruck lieh. Allein dieser erwiderte: „Nicht so, Kinder, nicht so! Denn ich werde euch zeigen, daß auch ihr zwei Sünden begeht, eine, weil ihr das Gebot übertretet: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! sodann, weil ihr ja nicht sicher wißt, ob diese noch bis heute in der Sünde verharren oder nicht vielleicht bittere Reue empfinden."

Sehr eigentümlich ist des Patriarchen Stellung zu dem damals alles überwuchernden Mönchstum.

Johannes selbst war verheiratet gewesen und noch Laie, als er auf den Stuhl von Alexandria befördert wurde. Es ist dies sehr auffällig, da schon damals im Osten ziemlich allgemein die Sitte herrschte, die hohen Kirchenämter mit Mönchen zu besetzen. Der neue Patriarch scheint auch im Beginn dem schwarzen Kleide nicht besonders geneigt gewesen zu sein. Einen jungen Mönch, welcher unter dem Vorwande des Kollektierens ein jüdisches Mädchen herumführte, ließ er einsperren und blutig geißeln. Indessen knüpft die Legende an diese Erzählung die völlige Veränderung seines Benehmens dem Mönchsstand gegenüber. Es stellte sich nämlich die völlige Einfalt und Schuldlosigkeit des Mönches heraus. „Seitdem hielt der Heilige den Mönchsstand in hohen Ehren und spendete gern, wenn er einen Klosterbruder in äußerer Bedrängnis sah. Und dies war auch eine seiner Besonderheiten, daß er gegen einen mit dem Mönchsgewand Bekleideten keinerlei Klage, sie sei wahr oder falsch, annahm."

Diese bigotte Richtung ist fragelos auf den mächtigen Einfluß seiner streng mönchischen Freunde Johannes und Sophronios zurückzuführen und ging so weit, daß er den in ganz Alexandria berüchtigten Mönch Vitalis durch seine mächtige Protektion schützte. Dieser brachte seine Nächte ausschließlich im Verkehr mit lüderlichen Dirnen zu. Er gehört zu den außerordentlichen Gestalten der damaligen Zeit, welche absichtlich und in einer für unsere Begriffe äußerst anstößigen Form „die Schmach Christi" tragen wollten. Die ihm sehr ergebenen Weiber versicherten nach seinem Tode, daß der Greis mit ihnen niemals Umgang gepflogen, sondern viele durch

seine die ganze Nacht andauernden Gebete bekehrt habe. Wenigstens die Alexandriner schenkten nachträglich dem Bericht über den wunderlichen Heiligen unbedingten Glauben, und der Erzbischof erblickte darin eine glänzende Rechtfertigung für sein dem Mönchsstand gegenüber eingehaltenes Verfahren.

Näherer Betrachtung wert ist endlich auch sein Verhältnis zur Staatsgewalt. Die Italiener teilen die Päpste in politici und santi ein. Die hierarchischen Prätensionen beider Klassen sind dieselben; allein die ersteren verstehen es, ohne in der Theorie einen Schritt zurückzuweichen, in der Praxis der bösen Welt und der Gewalt der Umstände Rechnung zu tragen; dagegen die Santi bereiten durch das kurialistisch ausgelegte Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, der Staatsgewalt arge Verdrießlichkeiten. Zu dieser heiligen Klasse gehörte entschieden Johannes, und es bedurfte der ganzen Staatsklugheit des Patricius Niketas, des damaligen alexandrinischen Statthalters, wenn ernstere Schwierigkeiten verhütet werden sollten. Freilich ließ es auch der sanfte und liebenswürdige Charakter des Patriarchen in praxi niemals zum äußersten kommen.

Die Perserkriege des Kaisers Heraklius hatten die Staatsfinanzen arg mitgenommen, und so war es ein überaus billiges Verlangen, daß auch die überreiche Kirche um ein freiwilliges Geschenk angegangen ward. Niketas, durch einen Johannes feindseligen Kleriker über die Reichtümer des Patriarchats instruiert, kam dann zum Erzbischof: „Das Reich ist in arger Not und bedarf des Geldes; statt nun so verschwenderisch den Armen zu spenden, liefere das-

selbe der Regierung in den kaiserlichen Fiskus ab." Allein der Statthalter war an den Unrechten gekommen. „Es ist ungerecht, o Herr Patricius, das dem himmlischen König geweihte Gut dem irdischen zu schenken. Glaube mir, von dem demütigen Johannes erhältst du gutwillig keinen Heller." Der Patricius wird dringlicher, und in Johannes schlägt nach kurzem Kampfe der Patriot durch: „Sieh! unter diesem bescheidenen Bette steht Christi Sparkasse; mach, was du willst." Der Patricius läßt die schwere Geldkiste durch einige Diener fortschaffen: Johannes aber hat es verstanden, Gott und dem Kaiser zu gehorchen. Die Frommen unterstützten den Patriarchen durch Geldsendungen, welche, in Kistchen eingeschlossen, unter der Etikette: „Reiner Honig", „Honig erster Qualität" ins erzbischöfliche Palais eingeschmuggelt wurden. Indessen auch diese entgehen dem Spürsinn der kaiserlichen Beamten nicht, sondern werden konfisziert; allein der fromme Niketas gibt sie bald wieder frei. Es ist charakteristisch, daß diese einfache und alle Bürgschaft der Glaubwürdigkeit an sich tragende Erzählung den späteren Jahrhunderten nicht mehr genügte. Die Überarbeitung der Legende, welche unter dem Namen des Symeon Metaphrastes geht, berichtet, daß die Gefäße wirklich Honig enthielten, welcher erst durch ein Wunder des Erzbischofs zur großen Erbauung des statthalterlichen Hofes in Silber verwandelt wurde, ein unpraktisches Mirakel, welches auf den Kirchenraub eine Prämie in klingender Münze setzte.

Wirklich unangenehm konnte der Patriarch durch seine oppositionellen Velleitäten werden; er stellte sich als Anwalt der Armen und Unterdrückten nicht

immer mit vollem Rechte auf. So erließ er gleich bei seinem Regierungsantritt ein Edikt über richtige Maße und Gewichte, was doch kaum in sein Ressort gehörte. Als der Patricius von den Marktleuten ein Platzgeld erheben wollte, widersetzte sich der Erzbischof mit der ausdrücklichen Behauptung, das Wohl der Armen sei seiner Obsorge anvertraut. Der Streit zwischen beiden Gewalten brach aufs heftigste aus; allein gegen Abend läßt der Patriarch dem Patricius sagen, sie wollten die Sonne über ihrem Hader nicht untergehen lassen. Wenn der Legende zu trauen ist, endigten die Unterhandlungen mit einer Niederlage des Patricius.

So schildert uns das Volksbuch des Leontios eine geschichtlich höchst merkwürdige Gestalt. Bei allen Sonderbarkeiten und allem für uns Abstoßenden, nur aus der damaligen mönchischen Zeitrichtung Erklärbaren sehen wir doch in Johannes das redliche Streben verkörpert, ein rein biblisches Christentum der hingebenden Liebe zu verwirklichen.

Der baldige Einbruch der Araber hat die Spuren von der Schaffenstätigkeit dieses merkwürdigen Priesters in seiner Heimat schnell verweht; aber die griechische Kirche hat ihm ein treues Andenken bewahrt; und nachdem Anastasius, der Bibliothekar, seine dem Papste Nikolaus I. gewidmete Übersetzung bekannt gemacht hatte, wurde dieselbe auch im Abendlande außerordentlich populär; das Andenken des Mannes haben mit den Kreuzzügen die Hospitalritter vom hl. Johannes zu Jerusalem erneuert und so mit den Werken christlicher Mildtätigkeit bis auf unsere Tage verknüpft.

Welches sind nun die Beweggründe gewesen,

welche den Leontios zur Abfassung der Lebensbeschreibung dieses Philanthropen veranlaßt haben? Eine Biographie desselben, noch dazu verfaßt von zwei intimen Freunden des Verstorbenen, lag, wie schon erwähnt, bereits vor. Ich glaube, es läßt sich darauf eine Antwort geben, wenn wir die geschichtliche Entwicklung der dreißig Jahre berücksichtigen, welche zwischen Johannes' Tod und der Abfassung von Leontios' Schrift liegen.

Die Lebenszeit des Verfassers, die Regierung des Heraklius und des Konstans sind eine Epoche der erneuten Glaubenskämpfe. Der Patriarch Sergius von Konstantinopel, welcher die Kultusangelegenheiten unter Heraklius besorgte, hatte in der besten Absicht und unter Zustimmung von Altrom die Lehre von dem einen Willen in der zweiten Person der Gottheit zur Reichslehre gemacht. Heraklius, welcher während seiner Perserfeldzüge über die völlige Verkehrtheit der bisherigen Kirchenpolitik belehrt ward, hoffte durch die neue Unionsformel die religiös und damit auch politisch dem Reich entfremdeten Südländer wieder zu gewinnen und zu loyalen Untertanen machen zu können. Der Anfang war in der Tat vielversprechend. Kyros, Johannes' zweiter Nachfolger auf dem alexandrinischen Throne, konnte an das hauptstädtische Patriarchat berichten: „Ich mache bekannt, daß alle Geistlichen der theodosianischen Partei dieser christusliebenden Stadt der Alexandriner samt allen angesehenen Männern von Beamten- und Militärstand und vielen Tausenden aus dem Volk am 3. Juli (631), geeinigt mit uns, in der heiligen katholischen Kirche an den reinen göttlichen Mysterien teilgenommen haben, veranlaßt hierzu vor allem durch

die Gnadenführung des allmächtigen Gottes und dann durch die Lehre, welche unsere frömmsten und siegreichen Kaiser und die gotterleuchtete Heiligkeit meines Gebieters mir mitgeteilt haben." Allein diese Freude war von kurzer Dauer. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit hatte die kaiserliche Regierung einen gelehrten und fanatischen Mönch, Sophronios, den Thron von Jerusalem besteigen lassen, welcher nun die Sache des Ditheletismus mit dem größten Eifer verfocht und überall Zwiespalt und Verwirrung erregte. Vergebens waren alle Abmahnungen aus der Hauptstadt, wie aus Altrom, solange dort noch der verständige Honorius regierte. Der hl. Maximus, des Kaisers ehemaliger Geheimschreiber, führte den Streit namentlich in Afrika mit unerhörter Heftigkeit, und die Nachfolger des Honorius, voran der hl. Martin, traten als Vorkämpfer der bedrohten Rechtgläubigkeit ins feindliche Lager. Dazu kam, daß der Siegeszug des Islam dem Reiche die syrischen und palästinensischen Provinzen, bald auch Ägypten definitiv entriß.

Was tat nun in dieser Not und Bedrängnis die kaiserliche Regierung? Sie erließ, um mit der römischen Lateransynode zu reden, die äußerst gottlose Ekthesis und den verruchten Typus, welche beide Aktenstücke denn auch von den heiligen Vätern der Synode feierlich verflucht wurden.

Die Ekthesis (638) war das Werk des Patriarchen Sergius mit Zustimmung des Kaisers Heraklius erlassen. Sie suchte den unfruchtbaren Dogmenstreit möglichst zu beschwichtigen, indem sie verbot, sowohl die Ausdrücke: eine Wirkung in Christo, als: zwei Wirkungen, zu gebrauchen. Weil sie aber daneben

nur einen Willen in Christo bekannte, beging sie eine Inkonsequenz. Folgerichtiger ist daher Patriarch Paulus vorgegangen, welcher das 648 publizierte kaiserliche Glaubensdekret Typus verfaßt hat. Die irenische Richtung der Regierung tritt hier deutlich hervor: „Wir erkannten, daß unser rechtgläubiges Volk in großer Unruhe sei, weil die einen einen Willen bezüglich der Ökonomie unseres großen Gottes und Erlösers Jesu Christi bekennen und behaupten, einer und derselbe wirke das Göttliche und das Menschliche, die andern aber zwei Willen und zwei Energien annehmen ... Da nun dadurch viel Streit und Zwist in unserem christlichen Staat entstanden ist, so daß die Bürger sich feindselig gegenüberstehen und dadurch mannigfacher Schaden angerichtet wird, haben wir geglaubt, vom allmächtigen Gotte geleitet, die entzündete Flamme der Zwietracht auslöschen zu müssen und nicht gestatten zu dürfen, daß sie fernerhin die Seelen verzehre. Wir gebieten darum unseren orthodoxen Untertanen, daß sie vom gegenwärtigen Augenblick an keine Erlaubnis mehr haben, miteinander über einen Willen und eine Energie oder zwei Energien und zwei Willen irgendwie zu streiten und zu hadern. Dies verordnen wir, ohne etwas wegzunehmen von den frommen Lehrsätzen der heiligen anerkannten Väter in bezug auf die Ökonomie des fleischgewordenen Gottes Logos, sondern in der Absicht, den Streit über diese Fragen zu beendigen, und man befolge dies und begnüge sich mit den hl. Schriften und Überlieferungen der fünf allgemeinen Synoden und den zweifellos deutlichen Aussprüchen der anerkannten heiligen Väter“ ...

Dieses denkwürdige Aktenstück steht fast einzig-

artig da in einer Epoche, welche sonst von dem Glauben durchdrungen war, ihr ganzes Glück hänge von der Reinheit der Lehre ab. In scharfem Gegensatz hierzu wird das übliche Gezänk um dogmatische Lehrsätze als ein Seelenverderb hingestellt. An den alten Glauben, wie er in den hl. Schriften und den Lehren der Väter vorliegt, soll der wahre Christ sich halten und das Disputieren über scholastische Spitzfindigkeiten unterlassen.

Ist es da nun nicht interessant, daß eine ungefähr gleichzeitig mit diesen Erlassen publizierte Schrift das Leben eines Mannes schildert, dessen Christentum nicht in Worten und Lehrsätzen, sondern in Ausübung werktätiger Liebe bestand? Stellen wir damit die trostlos sterilen und rechthaberischen Wortklaubereien des hl. Maximus in seiner Disputation mit Pyrros in Parallele, so ist uns, als wollte Leontios, nach dem Worte: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein", dem Christentum platonisch-aristotelischer Dialektik ein Christentum der realen Tatsachen gegenüberstellen.

Dadurch gewinnt aber unser bescheidener Traktat eine erhöhte Wichtigkeit. Er unterstützt aufs kräftigste die Absichten der Regierung, welche dem öden Wortgezänk durch Zurückgehen auf die Grundwahrheiten des Christentums ein Ende bereiten wollte. Es ist eine in ihrer Art so gesunde Reaktion, wie die des Pietismus gegen die erstarrte lutherische Orthodoxie. Ich vermute daher auch, daß die Arbeit des Leontios nicht nur zufällig mit den Endzielen der Regierung sich berührte, sondern entschieden die bewußte Tendenz verfolgte, durch ihre populäre Darstellung für die herrschende Kirchenpolitik unter den

Massen Propaganda zu machen. Wo Leontios von den regelmäßigen öffentlichen Audienzen des Erzbischofs spricht, sagt er: „Diesen ahmte hierin der mit dem kaiserlichen Diadem geschmückte Konstantinus seligen Angedenkens nach, der wahrhaftige Nachahmer des großen Konstantin, ich meine den Nachfolger des Heraklius, dessen Sohn er war.“ Der langjährige Mitregent des Heraklius ist sicher auch in den brennenden kirchlichen Fragen mit diesem Hand in Hand gegangen und nicht orthodox gewesen, wie Zonaras behauptet. Eine so ehrenvolle Erwähnung desselben vonseiten des Leontios deutet auf nahen Verkehr und Gesinnungsgleichheit mit dem Herrscherhause hin.

Wer dies für unwahrscheinlich hält, der möge noch folgendes Argument berücksichtigen. Der hl. Johannes, wie ihn Leontios schildert, entspricht nicht so ganz dem hl. Johannes der Geschichte. Zufällig erfahren wir aus der Disputation des hl. Maximus mit Pyrros, daß Sergius schon vor 616 einen Brief an Georg, genannt Arsas, ein Haupt der Monophysiten, geschrieben habe, worin er in der Absicht, diese mit der Kirche zu vereinigen, Beweisstellen für die eine Energie verlangte. „Diesen Brief riß der Papst Johannes von Alexandrien dem Arsas aus der Hand und wollte ihn sogar absetzen; allein der Persereinfall zwang ihn zur Flucht nach Cypern.“

Wir ersehen demnach, daß Johannes der Mitleidige bereits den ersten Anfängen der monotheletischen Lehre mit großer Schärfe, wie späterhin Sophronios und Maximus, entgegentrat. Sodann zeigt ein Bruchstück der von Johannes Moschos und Sophronios verfaßten Biographie denselben Geist zelo-

tischen Eifers für die Orthodoxie. „Sobald er den Thron bestiegen hatte, galt sein Kampf in erster Linie der Erneuerung von Markus' Botschaft und dem Glauben der alten Väter. Denn das wuchernde Unkraut der Häresie wollte er mit der Wurzel ausrotten. Da nämlich Petrus der Walker einen gotteslästerlichen Zusatz zu dem Trishagion gemacht hatte: 'Der heilige Unsterbliche, der um unsertwillen gekreuzigt wurde', hat dieser gotterfüllte Mann diese Lästerung getilgt und gelehrt, daß die Gottheit des Leidens nicht fähig und unsterblich sei, und dies auch zur Glaubensmeinung seiner Herde gemacht. Nur sieben Kirchen der Rechtgläubigen fand er vor und verzehnfachte ihre Anzahl bis auf 70. Allen Eifer wandte er darauf, die in allerlei Irrlehren Verstrickten auf den Weg der Frömmigkeit zu weisen usf."

Mit dieser Schilderung eines orthodoxen Eiferers alten Schlags vergleiche man, was dagegen Leontios von seinem Regierungsantritt meldet. Sobald er den Thron „durch göttlichen und nicht durch menschlichen Ratschluß" bestiegen hat, versammelt er alle Kirchenschaffner und Quartieraufseher in seinem Audienzzimmer und befiehlt ihnen: „Durchwandert alle Straßen meiner christusliebenden Großstadt Alexandria und fertigt mir ein Verzeichnis meiner sämtlichen Gebieter vom ersten bis zum letzten an." Natürlich bedarf dieser eigentümliche Auftrag einiger Erläuterung. „Die, welche ihr Bettelvolk und Almosengenössige heißt, nenne ich meine Herren und Freunde." Das Verzeichnis ergibt 7500 Bedürftige, welche von nun an aus kirchlichen Mitteln eine regelmäßige Unterstützung erhalten.

Wem drängt sich da bei der unverkennbaren Parallele in den Eingangsworten nicht der Gedanke auf, daß Leontios absichtlich der Darstellung seiner Vorgänger ein ganz anderes Bild seines Helden gegenüberstelle? Es ist wahr, Leontios gedenkt auch seiner Ketzerbekehrungen, und er führt sogar einen sehr fanatischen Ausspruch des Patriarchen an, wonach dieser seinen Freunden riet, wenn sie unter Irrgläubige gerieten, lieber gar nicht zu kommunizieren, als sich durch Gemeinschaft mit diesen zu beflecken. Aber während noch der Auszug Symeons Johannes' Maßnahmen gegen die Häretiker sehr ausführlich bespricht, macht Leontios das alles ganz kurz und an ziemlich versteckter und entlegener Stelle ab zum deutlichen Beweise, daß er durchaus kein Gewicht darauf legt.

Ohne Frage sind diese anderweitig überlieferten Angaben von Johannes' Eifer um den reinen Glauben durchaus geschichtlich. Aber andererseits entwirft auch Leontios kein gefälschtes oder entstelltes Bild von der Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. Nur stellt er die ihm zusagenden Züge mit bewußter Absicht in den Vordergrund. Johannes vereinigte eben in sich den größten Eifer für die reine Lehre und eine umfassende christliche Liebestätigkeit. Johannes und Sophronios schilderten in ihm das Ideal der Orthodoxie, Leontios das Ideal des Pietismus.

Nach alledem glaube ich nicht zu irren, wenn ich in Leontios' Werk eine geschickte Verteidigung der damaligen kirchlichen Versöhnungspolitik erkenne. Wenn diese Tendenz des Traktates sich nicht mit Aufdringlichkeit gleich dem ersten Blicke zeigt, so ist damit nicht erwiesen, daß sie nicht existiert,

sondern nur, daß sie in gewandter und verdeckter, aber dadurch um so wirksamerer Weise auftritt.

2. Das Leben des hl. Symeon. — Zu den sonderbarsten Produkten der an Sonderbarkeiten reichen Hagiographen-Literatur gehört des Leontios' Lebensbeschreibung des hl. Symeon, des Toren um Christi Willen. Der Verfasser hat ein Gefühl davon, daß er selbst seinen geduldigen und andächtigen Lesern eine etwas unverdauliche Kost, ja geradezu Unerhörtes biete. Ein Heiliger, dessen geistliche Großtaten in den tollsten, oft recht bedenklichen Schwänken bestehen, ist allerdings ein wenig erbauliches Vorbild für die Frommen. Allein Leontios oder vielmehr sein angeblicher Gewährsmann, der Diakon Johannes, hat sich eine eigene Theorie ausgedacht. Diese Torheiten sind nur scheinbare Torheiten eines heiligen, gotterfüllten Gemüts, welches absichtlich Christi Schmach auf sich lud, um so allen äußeren und weltlichen Ehren zu entgehen.[1]) Ganz ernsthaft sagt er deshalb in der Vorrede: „Ich bitte nun alle, welche die Erzählung seines engelgleichen Wandels vernehmen oder lesen, in der Furcht des Herrn und mit dem geziemenden wahren christlichen Glauben den Bericht aufzunehmen. Denn wir wissen, daß wir den Toren und Spöttern Unglaubliches und

1) Diese Theorie akzeptieren auch die Bollandisten. AA. SS. N. Jul. 1, 129: Dum de rebus a S. Symeone gestis dicere aggredior, historiam incipio prorsus mirabilem et cuiusmodi in tabulis ecclesiasticis perpaucas certe, ne dicam rarissimas sit reperire. Quippe philosophum in uno Symeone nostro videor repraesentare geminum, Democritum videlicet et Heraclitum, sed professione Christianos. Nemo enimvero sapientius ostendit, mundum desipere, nemo doctius aut flendo risit, aut ridendo flevit eius insaniam quam Symeon etc.

Lächerliches erzählen. Wenn sie aber der Worte eingedenk sind: „Welcher sich unter euch dünkt weise zu sein in dieser Welt, der werde ein Narr“, und wiederum: „Wir sind Narren um Christi willen“ . . ., dann werden sie nicht die Großtaten dieses wahrhaftigen Gottesstreiters für scherzhafte Späße ansehen.“ Leontios hat so in guten Treuen gesprochen, und die hohe Achtung, welche Euagrios dem syrischen Landsmanne bezeugt, erweist, daß auch die Zeitgenossen Symeons in diesem keinen Clown, sondern einen wirklichen Heiligen erkannten. Der Südländer ist in dieser Beziehung anders organisiert als wir. Der Lazzarone hört in zitternder Andacht einen Padre Rocco an. Indessen Symeons Auftreten geht weit auch über das in Neapel Zulässige hinaus. Offenbar zeigt dieser sonderbare Heilige, daß die Anschauung des islamitischen Orients, welche in Verrückten Heilige verehrt, in Syrien schon zur christlichen Zeit Geltung hatte. Es scheint hier ein altes Erbstück aus dem phönizisch-syrischen Paganismus vorzuliegen, wie denn auch die in Syrien heimischen Styliten dem alten Astartekultus entstammen. Vom christlichen Heiligen zeigt deshalb Symeon wenig; wohl aber erinnern seine Scherze, Unanständigkeiten und Verrücktheiten ganz an das Treiben mahommedanischer Fakire, Sufis und Marabuts, welche vom Pöbel abwechslungsweise mit Kot beworfen und adoriert werden. Besonders merkwürdig ist, daß Höms, das arabische Schilda, die Heimat der orientalischen Hanswurste und Eulenspiegel, genau diesen Typus schon in vorislamitischer Zeit als graecosyrisches Emesa uns weist. Bei all dem Barocken, was diese Vita uns bietet, darf ein Gesichtspunkt

nicht außer acht gelassen werden. Die Erzählungen von dem Wandel des hl. Symeon in Emesa sind teilweise Proben echtesten, unverwüstlichen Volkshumors. Der eiserne römische Despotismus hatte jede freie Regung des Volkslebens unterdrückt; nur hinter den Klostermauern und im Mönchsgewand fand, wie vieles andere, so auch der gesunde Mutterwitz des Volkes sein letztes Asyl. Es ist charakteristisch, daß die populärste Persönlichkeit des christlichen Syriens, sein Till Eulenspiegel, ein Mönch und ein Asket war.

Wir müssen es dem Leontios Dank wissen, daß er eine so absurde Theorie zur Erklärung des merkwürdigen Mannes aufgestellt hat; denn nur diese konnte ihn veranlassen, so treu, ohne beschönigende Künste Symeons Leben oder richtiger seine zahllosen Schwänke zu erzählen. Zwar der Eingang seiner Biographie hat durchaus nichts Originelles, sondern ist eine ziemlich gewöhnliche Mönchsgeschichte und höchstens belehrend für die vollkommene Zerstörung alles Familiensinnes, welche sich als Wirkung der asketischen Abtötung herausstellt.

Zwei vornehme junge Edessener, Symeon und Johannes, pilgern mit ihren Familien nach Jerusalem. Johannes hat seine junge Frau, Symeon seine 80jährige Mutter bei sich. Bei Jericho erblicken sie die Jordansklöster. Johannes sagt: „Weißt du, wer in diesen Behausungen gegenüber wohnt? Engel Gottes.“ Symeon, voll Bewunderung: „Können wir sie sehen?“ Johannes: „Wenn wir gleich werden, wie sie.“ Sie übergeben ihre Pferde den Dienern, als wollten sie ein wenig rasten, und an der Stelle, wo von der großen Pilgerstraße, „dem Weg, der zum Tode führt“, die nach dem Jordan führende Straße abzweigt, werfen sie das

Los. Dieses entscheidet für die Straße nach „dem heiligen Jordan". Beide empfinden über die heimliche Flucht von ihren Teuersten nicht den mindesten Skrupel, sondern äußern den höchsten Jubel und ein wahres Entzücken, der Welt und den Banden der Verwandtschaft entronnen zu sein. Völlig herzlos sagt Symeon: „Ich habe weder Vater, noch Brüder, noch Schwestern, sondern nur jene geringe Alte, welche mich geboren hat. Das macht mir wenig Kummer." Im Kloster kommen sie unter die Leitung eines fanatischen Abtes, welcher ihren ungesunden Enthusiasmus womöglich noch steigert und jede menschliche Regung als teuflisch bekämpft. Zu Symeon sagt er: „Betrübe dich nicht und weine nicht um die grauen Haare deiner ehrwürdigen Mutter; denn Gott kann sie auf bessere Weise als durch den Anblick deines Antlitzes trösten, wenn er sich durch deine Geisteskämpfe erweichen läßt", und zu Johannes: „Nicht möge dir der Feind unserer Seelen einflüstern: Wer wird meine alten Eltern ernähren? wer wird meine verlassene Gattin trösten? wer ihre Tränen stillen? Wenn ja Gottes Güte schon in unserem weltlichen Leben für uns gesorgt hat, wie viel mehr wird er unsere Angehörigen behüten, da wir selbst uns völlig seinem Dienst und Wohlgefallen hingegeben haben."

Das gewöhnliche Klosterleben genügt ihrem heißen Eifer bald nicht mehr; sie entfliehen heimlich des Nachts aus dem Kloster und ziehen sich als Eremiten in die völlige Einsamkeit zurück an das unwirtliche Gestade des toten Meeres. Mehrere Jahre leben sie hier in der strengsten Askese. Durch ein Gesicht erfährt Symeon den Tod seiner greisen Mutter;

Johannes tröstet ihn: „Siehe, Bruder Symeon, Gott hat dein Gebet erhört und deine Mutter zu sich genommen. Aber nun teile meine Last und laß uns beide zum Herrn beten, so wird er sich auch meiner Gattin erbarmen, so daß er auch in ihr die Liebe zum Klosterleben erweckt oder, was die größte Gnade ist, sie zu sich nimmt.“ Ein zweites Gesicht offenbart Johannes den Tod seiner Frau: „Nun wußten sie, daß Gattin und Mutter an einem guten Orte seien, und freuten sich über die Maßen. Und so lebten sie in der Einöde ein heiliges Leben, alle Mühsal, Kälte und Hitze erduldend und während neunundzwanzig Jahren unzählige Versuchungen des Satans siegreich bekämpfend.“

Symeon, von dem die Legende euphemistisch sagt, daß er sehr einfältig und unschuldig (ἄκακος καὶ ἀπόνηρος) gewesen sei, hatte durch die lange Einsamkeit seine geistigen Fähigkeiten vollkommen eingebüßt. Wie ein indischer Gymnosophist hatte er eine völlige Gefühllosigkeit für alle äußeren Eindrücke erlangt. Alle physischen Unbilden fochten ihn „kraft der ihm innewohnenden Gewalt des hl. Geistes“ nicht mehr an. Er hatte die Natur besiegt, aber war gleichzeitig durch das lange völlig naturwidrige Leben zum frommen Narren geworden. Jetzt beschließt er trotz energischen Abratens seines Freundes, der darin nur Beunruhigungen Satans erblickt, die Welt wieder aufzusuchen: „Was helfen wir den andern, wenn wir in der Wüste verweilen? Komm, laß uns fortgehen und andere Seelen erretten.“ Die beiden trennen sich, und nach einer Wallfahrt zur heiligen Stadt betritt Symeon die Stadt Emesa, welche nun der Schauplatz seiner Eulenspiegeleien wird.

Daß wir es nämlich nicht mit einem Simulanten, sondern augenscheinlich mit einem wirklichen Verrückten oder halben Blödsinnigen zu tun haben, zeigt gleich sein Einzug in Emesa:

„Auf folgende Weise hielt er seinen Einzug in der Stadt. Der Ehrwürdige fand auf einem Dunghaufen außerhalb der Stadt einen toten Hund, und den Strick, welcher seine Kutte gürtete, lösend, band er den Hund mit dem Fuße daran, und ihn nachschleifend trat er durch das Stadttor ein. Nahe bei demselben war eine Knabenschule, und sobald ihn die Schüler sahen, schrien sie: „He! der Abt ist närrisch“, und die ganze Schar lief ihm nach, in hellem Jubel ihm Püffe austeilend.

„Der folgende Tag war ein Sonntag; da nahm er Nüsse, und während der Gottesdienst begann, warf er die Kirchgänger mit Nüssen und blies die Leuchter aus. Als ihn die Kirchendiener verfolgten, eilte er auf die Kanzel und zielte mit seinen Nüssen nach den Weibern auf den Emporen. Nur mit großer Mühe gelang seine Entfernung. Beim Hinausgehen warf er die Tische der ihre Waren feilhaltenden Kuchenbäcker um, so daß diese ihn fast zu Tode prügelten. Als er nun kreuzlahm war, sagte er zu sich: Demütiger Symeon! wahrhaftig in den Händen solcher Leute wirst du keine Stunde leben.“

Ein Limonadenhändler nimmt ihn nun in seinen Dienst; er soll auf dem Markte für ihn Grünzeug feilhalten, und der Abt willigt ein. Allein, da er die ihm anvertraute Ware teils selbst verzehrt, teils umsonst an die Armen verteilt, wird er unter harten Mißhandlungen auch hier vertrieben. Nun führt er ein wahres Derwischleben. „Keine Rede kann ein

Bild seines Wandels abgeben. Bald stellte er sich hinkend, bald hielt er einem eilig Vorüberlaufenden das Bein hin, so daß derselbe stürzte. Wiederum beim Aufgang des Mondes wälzte er sich auf der Erde und stieß gegen ihn mit den Füßen. Oft hielt er auch förmliche Reden an den Mond ... Er sagte auch, ein solches Benehmen sei das allein richtige für die, welche um Christi willen die Narren spielten."

Symeon wurde eine stadtbekannte und höchst populäre Persönlichkeit. Die Schenke, wo er seine Bohnen feilhielt, kam in Mode und erfreute sich des stärksten Zulaufs; denn die Bürger, welche sich von des Tages Arbeit durch einen Trunk stärken wollten, pflegten zu sagen: „Wir treffen uns in der Schenke, wo der Narr feil hält." Mit Leuten der niedrigsten Volksklasse führte er auf offener Straße Tänze auf; an den Spielen der jungen Leute vor den Toren nahm er gleichfalls Anteil, und „so weit ging der Selige in seiner Reinheit und Erhabenheit über alles Irdische, daß er, an jeder Hand eine vom Ballet, häufig sprang und tanzte und mitten im Volksgewühl sich umherbewegte. Und die frechen Dirnen trieben ihre unanständigen Scherze mit ihm; aber der Greis, wie pures Gold, wurde davon in keiner Weise befleckt."

Überhaupt sind die Züge faunischen Wesens bei ihm ziemlich zahlreich; aber so wenig der heutige Orientale in solchem Gebaren seiner blödsinnigen Fakire ein Arges sieht, so wenig ärgerten sich die Reichen, deren Häuser er besuchte, wenn er mit den Mägden scherzte.

An Kapuziner und Fakire erinnert auch seine naive Schamlosigkeit. „Er war gleichsam körperlos

und besaß weder natürliches Schamgefühl, noch Scham vor den Menschen." Auch hierfür gibt der Biograph einige äußerst drastische Belege und fügt dann erläuternd hinzu: „Der Heilige nämlich verrichtete einige seiner Taten aus Eifer für das Seelenheil und aus Mitleid mit den Menschen, andere, damit seine großen Taten mit einem Schleier bedeckt würden."

Um die strengen Fastengebote der griechischen Kirche und des Mönchsstandes insbesondere kümmerte er sich durchaus nicht, sondern liebte es, durch öffentliches Fleischessen den Skandal der frommen Stadtbewohner zu erregen. Einst hatte ihn sein Freund, der Diakon Johannes, zum Mahl geladen. Im Rauchfang hing geräucherter Speck. Er schnitt sich große Stücke davon ab und verschlang sie roh. Aber Johannes' Vertrauen auf den großen Heiligen wurde durch solche Kleinigkeiten nicht erschüttert: „Du bist mir nicht zum Ärgernis, auch wenn du rohen Speck aus dem Kamin verzehrst. Tue in Zukunft, wie dir beliebt." Denn er erkannte die Tugendhaftigkeit des Narren, weil er selbst ein geistlicher Mensch war.

Wenn der Sonntag kam, pflegte er sich einen Kranz Würste zu kaufen, trug sie wie ein Schnupftuch und in der Linken einen Senftopf. Auf dem offenen Markte hielt er dann seine Mahlzeit, und den Umstehenden, welche kamen, um mit ihm ihren Scherz zu treiben, bestrich er das Gesicht mit Senf.

Bisweilen, wie häufig bei geistig Unzurechnungsfähigen, sind seine Streiche mit einer gewissen Tücke verbunden. Angeblich um Dämonen zu vertreiben, machte er durch wohlgezielte Steinwürfe den Markt-

platz unpassierbar. Einem Bauern, der an einer schweren Augenentzündung litt, strich er Senf über die Augen. Als derselbe vor Schmerzen fast wahnsinnig wurde, rief er lachend: „Geh, du Narr, wasche dich mit Zwiebeln und Essig!" Natürlich berichtet die Legende, daß zwar kein Arzt, wohl aber das Rezept des Heiligen ihn kuriert habe.

Ein Dorfmagnat, der von dem Wundermann gehört hat, kommt nach Emesa, um durch den Augenschein zu erfahren, ob derselbe ein Narr oder ein Heiliger sei. Er trifft ihn, wie eine Dirne ihn auf offener Straße auf dem Rücken trägt und eine andere ihn mit einem Riemen schlägt. Der Landmann denkt im stillen: Nur der Teufel kann bezweifeln, was dieser, der sich fälschlich Abt nennt, mit ihnen treibt. Symeon, der auf Steinwurfsweite entfernt war, eilt sogleich auf ihn zu und gibt ihm eine schallende Ohrfeige: „Komm! scherze mit uns; Trug ist keiner dabei." Diese Behandlung erweckt in dem Dorfschulzen den festen Glauben, daß er einen echten Heiligen vor sich habe, welcher auch seine Gedanken errate.

Eine Reihe Erzählungen sind einfache Volksschwänke, welche von dem syrischen, äußerst derben Humor Zeugnis ablegen, aber übel genug mit des Verfassers frommer Theorie stimmen. Dahin gehört die Erzählung vom Wirt und von der Schlange. Einst tritt der Heilige in eine Schenke und sieht mit einer für menschliche Augen unsichtbaren Schrift auf einem Weinkrug „Tod" geschrieben. Eine Schlange war nämlich herangekrochen und hatte ihr Gift in den Wein gesenkt. Sogleich nimmt er einen Knüttel und zerschlägt den Krug. Der Wirt entreißt ihm

den Knüttel und bearbeitet aus allen Kräften den Heiligen. Folgenden Tages kommt die Schlange wieder; der Wirt sieht sie und schlägt nach ihr, verfehlt sie aber mehrmals und zerschlägt dabei alle seine Weinkrüge. Da springt der Heilige hinter der Türe hervor und ruft höhnisch: „Wie gehts, Narr? siehst du, nicht ich allein bin ein unnützer Knecht.“ Auch hier endet der Schwank mit der Bekehrung des Wirtes.

Als der Heilige einst durch eine Straße zog, traf er eine Schar tanzender Mägdlein. Sobald sie des stadtbekannten Mannes ansichtig wurden, fingen sie an ihn zu verspotten; doch er betete zum Himmel und alle begannen zu schielen. Die erschrockenen Mägdlein hängen sich alle an ihn und bitten ihn, sie wieder zu heilen. Symeon ruft lachend: „Denen unter euch, welche wieder gesund werden wollen, küsse ich die schielenden Augen, und sie werden wieder richtig sehen.“ Die einen lassen es zu und werden geheilt, die anderen wehren sich unter Tränen. Doch bald werden sie anderen Sinnes und eilen ihm laut schreiend nach: „Bleib, Narr, bleib, um Gottes willen, bleib und küß uns!“ Je schneller der Heilige lief, desto lauter schrieen die Mädchen hinter ihm her, so daß die Leute meinten, auch sie hätten den Verstand verloren. Allein der Heilige erklärt ihnen humorvoll, daß ihr Augenübel sie vor Schlimmerem bewahren werde; denn ohne dasselbe wären sie die ausgelassensten Weiber Syriens geworden. Mit diesem schwachen Troste werden sie entlassen.

Offenbar eine echte Volkssage ist es, wenn Symeon mit dem Tod würfelt und diesem durch seinen Glückswurf die Seele eines Reichen abgewinnt. Die

wunderbaren Mahlzeiten, welche sonst gütige Feen oder Zwergenkönige ihren Freunden bereiten, zaubern hier die hl. Büßer und Waldbrüder hervor. Ein Kaufmann aus Emesa besucht Symeons Freund, Johannes, in seiner Höhle am Jordan: „Da setzte er ihm eine reiche Mahlzeit vor. Denn durch Gottes Kraft fand er in der dürren Wüste feines Weizenbrod, treffliche gebackene Fische und guten Wein, den man aus gläsernen Kelchen trank." Johannes schickt an Symeon als Gruß drei noch warme Brode; am Stadttor von Emesa nimmt der Heilige den Kaufmann in Empfang und bewirtet ihn dann genau in derselben Weise wie der Eremit. Sogar der gläserne Kelch hatte genau dieselbe Größe.

So werden noch zahlreiche Märchen und Schwänke berichtet, welche offenbar damals im Volksmunde umgingen und nur zufällig und lose mit der Person gerade dieses Heiligen verknüpft werden. In seiner Person verkörpert sich eben der syrische Volkswitz. Daß ein solcher Heiliger auch als Prophet auftritt, läßt sich noch begreifen; aber kaum glaublich ist es, daß er auch eine der bewährtesten Säulen der damaligen Rechtgläubigkeit war. Was freilich sein Prophetentum anbelangt, so ist dasselbe teilweise Wahrsagerei niedrigster Natur und erinnert an die Künste der innerasiatischen Schamanenpriester. Wenn jemand Geld vermißt, geht er zum Narren Symeon, und gegen eine bescheidene Entschädigung macht dieser den Dieb und den Ort, wo das gestohlene Geld verborgen ist, namhaft. Seinen Ruhm als Propheten erwirkte ihm aber die Weissagung des großen Erdbebens. Es ist erwähnt worden, daß Euagrios und Leontios darunter ein verschiedenes Ereignis

verstehen; aber die Art der Prophezeiung ist bei beiden Gewährsmännern dieselbe. Er nahm einen Strick und begann damit die einzelnen Säulen der städtischen Hallen zu schlagen und zu rufen: „Dein Herr hat dir gesagt: Stehe!“ und zu einer: „Du aber falle nicht und stehe nicht!“ Und als das Erdbeben kam, fiel keine dieser Säulen, welche er geschlagen; die letztere aber wurde von oben bis unten gespalten und blieb etwas geneigt stehen. Und niemand hatte die Handlungsweise des Seligen verstanden, sondern alle hatten gesagt, daß er aus Wahnsinn die Säulen schlage. — Auch eine Pest wird von ihm in ähnlicher symbolischer Weise prophezeit. Einmal tritt er in eine Schule und küßt eine Anzahl Knaben mit den Worten: „Fahre hin, mein Guter!“ Andere läßt er unbeachtet und zum Schulmeister spricht er: „Schlage die Knaben nicht, welche ich küsse; denn sie haben eine lange Straße zu ziehen.“ Bald darauf kommt Pestilenz, und alle die Knaben, welche er geküßt hat, sterben.

Als Vorkämpfer für den wahren Glauben läßt sich Symeon auf theologische Disputationen durchaus nicht ein; statt der „Theologie der Rhetorik“ bietet er die „Theologie der Tatsachen“, und zwar einmal, um einen Häretiker zu bekehren, buchstäblich im Vilmarschen Sinn. Ein Limonadenhändler und seine Frau sind, wie in Syrien das niedere Volk größtenteils, eifrige Anhänger der monophysitischen Lehre. Nachdem eine glühende Kohle, welche der Heilige in die Hand genommen, die harten Herzen noch nicht erweicht hat, schickt er ihnen den unreinen Geist in Person, welcher ihnen alle Geschirre zerschlägt. Als der Narr darob in lautes Freuden-

geschrei ausbricht, versucht ihn der erbitterte Wirt zu schlagen; aber er wird geblendet, und der Heilige entwischt unter dem Zuruf: „Wahrlich! du wirst mich nicht greifen. Aber wenn du nicht in meine Kirchengemeinschaft trittst, wird der Schwarze dir täglich alles zerschlagen.“ Folgenden Tages erscheint dieser wirklich und erneuert sein Spiel. Da treten denn die Wirtsleute aus Geschäftsrücksichten zur orthodoxen Kirche über.

Noch immer bewegte die origenistische Frage die Gemüter der syrischen und besonders der palästinensischen Mönche. Gerade in Symeons Zeit war der Streit durch die Mönche der Nea Laura wieder angeregt worden und hatte zur Entscheidung des fünften ökumenischen Konzils geführt. Ein origenistischer Mönch, dem die Verurteilung des gefeierten Gelehrten zu Herzen geht und der nicht glauben kann, daß seine von der ganzen Kirche hochgehaltenen Werke, wie die Hexapla, aus anderem als göttlichem Antriebe hervorgegangen seien, läßt sich auch durch den Einwurf seines Freundes nicht umstimmen, daß Gelehrsamkeit allein vor Häresie nicht schütze; seien doch die alten heidnischen Hellenen noch ungleich gelehrter als Origenes gewesen. Beide gehen nun nach den Jordansklöstern, um das Urteil eines bewährten Gottesmannes einzuholen. Aber Johannes weist sie nach Emesa zu Symeon. Dort erregt ihre Absicht, bei diesem ein theologisches Gutachten einzuholen, allgemeine Heiterkeit. „Alle lachten und sprachen: Hochwürdige Väter, was wollt ihr von diesem? es ist ein wahnwitziger Mensch; er schlägt und verhöhnt alle, besonders aber die Mönche.“ Sie treffen den Heiligen in einer Garküche, wie er gerade

ein Gericht Bohnen „gierig, wie ein Bär", verzehrt. „Da", denkt der Origenist, „sind wir ja zu einem großen Gelehrten gekommen. Wahrlich! der wird uns vieles auslegen." Aber der Gottesmann gibt ihm eine schallende Ohrfeige, deren Spuren man drei Tage sah. „Was tadelt ihr meine Bohnen ... Origenes hat keine gegessen, weil er sich aufs Meer hinausgewagt hat und nicht imstande war, wieder ans Land zu kommen. Darum hat ihn die Tiefe verschlungen." Mit dieser staunenswerten Belehrung ziehen die beiden ab. In ähnlicher grotesker Weise treibt er auch die schwierigste Bekehrungsarbeit, die Judenmission. Auf eine Apologie der christlichen Lehre läßt sich natürlich der heilige Derwisch nirgends ein, sondern in den zwei von der Legende erzählten Bekehrungsfällen bewirken dies scherzhafte Wunder, und das eine Mal daneben die Rücksicht auf geschäftlichen Nachteil.

So ist denn das „engelgleiche und über alle Maßen bewundernswerte" Leben dieses Heiligen für uns eine außerordentlich reiche kulturgeschichtliche Quelle. Das bunte Leben und Treiben einer syrischen Provinzialstadt entwickelt sich vor unseren Augen in ungeahnter lebendigster Frische und Anschaulichkeit.

Es erhellt aus dem bisherigen, daß die biographische Schriftstellerei des cyprischen Bischofs doch ihren hohen Wert hat. Sie gibt uns ein Bild von der in der niederen Volksklasse und bei den vielfach ungebildeten Mönchen beliebten Lektüre.[1]) Aber

1) Auch Laien geringen Standes waren damals des Lesens kundig. Johannes, der Salbenhändler, ein ἀνὴρ βάναυσος τὴν τέχνην, beschäftigt sich mit der Lektüre eines Traktats, welcher von der Auffindung des Hauptes des Täufers handelt. Acta S. Symeonis stylitae iunioris. AA. SS. Mai. T. V p. 309 B.

daneben haben die Schriften des Leontios noch ihren eigentümlichen Reiz. Die hochentwickelte hellenistische Kultur hatte einst die Südprovinzen des römischen Reiches neu belebt und weithin durchdrungen. Längst war diese Periode des Glanzes dahingeschwunden, und daneben hatte das Christentum der dortigen Gesittung einen neuen Stempel aufgedrückt. Aber noch herrschte unter den höheren Klassen der Gesellschaft die griechische Bildung vor, welche erst der arabische Eroberungszug völlig hinwegfegte, um diesen Ländern eine ganz neue Signatur zu geben. Diese letzten Zeiten des christianisierten Hellenismus im Orient empfangen durch Leontios' schmucklose Darstellung eine lebenswarme und im ganzen wahrheitsgetreue Beleuchtung. Die ägyptische Hauptstadt und die syrische Provinzialstadt der damaligen Zeit erscheinen vor unserem Auge nicht mehr als wesenlose Schatten, sondern als historische Realitäten. Und darum darf Leontios' Schriftstellerei für sich den Anspruch erheben, der Vergessenheit entrissen zu werden.

II.

# DAS VERHÄLTNIS VON STAAT UND KIRCHE IN BYZANZ.[1])

Wie der antike Staat, so hat auch der christliche in der Person des Monarchen imperium und sacerdotium verbunden. Schon Konstantin der Apostelgleiche war sich dieses altererbten Kaiserrechtes sehr wohl bewußt. So schreibt er an den großen Athanasios: „Da Du nun meinen Willen kennst, gewähre allen, die in die Kirche eintreten wollen, den ungehinderten Zutritt. Denn wenn ich erfahre, daß Du einige verhindert hast, der Kirche anzugehören, oder ihnen den Eintritt verwehrt hast, so werde ich sofort einen Beamten senden, der Dich auf mein Gebot hin absetzen und an einen anderen Ort verbringen wird.“[2]) Die Kirche hat dieses Aufsichtsrecht als altrömisches Erbe ohne Bedenken und mit einer gewissen Naivetät festgehalten. Als Donatus der Große ausruft: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?“ antwortet Gregorius „mit bischöflicher Langmut“: „Es lehrt der Apostel Paulus: Betet für die Könige und Obrigkeiten, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben mit ihnen führen mögen. Nicht ist der Staat in der

---

1) Historische Zeitschrift (Bd. 86) N. F. Bd. L. 1901. S. 193ff.

2) Athanas. apolog. contra Arianos c. 59.

Kirche, sondern die Kirche im Staate, nämlich im Römischen Reiche, welches Christus im Hohen Liede Libanon nennt, mit den Worten: ‚Komme, meine erwählte Braut, komme vom Libanon' das ist: aus dem Römischen Reiche, wo heilige Priestertümer, Keuschheit und Jungfräulichkeit vorhanden sind, die es bei den Barbarenvölkern nicht gibt, und die, wenn sie vorhanden wären, keinen Schutz genießen könnten."[1])

Freilich, als des großen Konstantin Sohn, Konstantios, sich als Beschützer der Arianer sehr tatkräftig erwies, da betonten die orthodoxen Bischöfe die Selbständigkeit der Kirche. Sie klagen, daß jetzt durch Hilfe des Kaisers die Christusfeinde alle ihre Wünsche durchsetzen. Als sie sich gegen seine Befehle auf die Kanones berufen, herrscht sie der leidenschaftliche Fürst an: „Wohlan, was ich will, das soll man für einen Kanon halten"; doch die Bischöfe erwidern furchtlos, nicht von sich, sondern von Gott habe er sein Kaisertum empfangen ... sie rieten ihm, nicht das Kirchenwesen zu vernichten; nicht solle

---

1) S. Optat. Milev. III, 3. Der Bischof von Orléans, Gabriel d'Aubespine, findet diese Worte doch recht unbequem und versucht, ihre Bedeutung durch geschickte Auslegung nach Kräften herabzumindern. Man sehe seine Worte bei Migne Patrol. Lat. XI, 999 C D. Durch unsere Stelle werden auch Aufstellungen wie die Grisars, Geschichte Roms und der Päpste 1, 276, widerlegt: „Wie Christus auf den Denkmälern der Kunst als oberster Richter dargestellt wird, so ist er als Gesetzgeber auch im öffentlichen Leben anerkannt. Entgegengesetzte Stimmen lassen sich nur dann vernehmen, wenn vorübergehende Trübungen und Verirrungen den Frieden der beiden Gewalten stören, und wenn die Leidenschaft kaiserlicher Herrscher, wie Valens oder vorher Konstantius, der Häresie in übelberatener Weise zu Hilfe kommt." Aber die cäsaropapistischen Donatistenfeinde strahlten im Lichte reinster Orthodoxie.

sich die römische Staatsgewalt in die Leitung der Kirche mischen.[1]) Der uralte, im Hofdienst ergraute Hosius von Corduba schreibt an den Kaiser: „Gleichwie der Usurpator Deiner Herrschaft Gottes Befehl widerstrebt, so fürchte auch Du, das Kirchenregiment an Dich reißend, Dich eines schweren Vergehens schuldig zu machen ... Nicht haben wir die Befugnis, auf Erden zu herrschen, noch hast Du die Gewalt, zu räuchern."[2]) Hier wird schon reinlich politische und kirchliche Gewalt geschieden; allein es spricht ein Gemaßregelter. Besonders scharf und entschieden tritt für die Freiheit der Kirche der hl. Athanasios ein, der freilich während seines fast halbhundertjährigen Pontifikats so ziemlich mit all den zahlreichen und wechselnden Regierungen im Kampfe gelegen hat. Über Konstantios, der sich auf seinen Vater berief, äußert er: „Die Arianer, welche jener Porphyrianer nannte, beeifert sich dieser in die Kirche einzulassen; er ist ihr Vorstand und stößt die anderen ins Exil ... Warum auch hat er, der behauptet, für den kirchlichen Kanon zu sorgen, alles diesem entgegen getan? Was ist das für ein Kanon, den Bischof vom Palaste einsetzen zu lassen? Oder welcher Kanon gebietet, daß Soldaten die Kirchen betreten? Welcher Kanon überliefert, daß Comites und unvernünftige Verschnittene in Kirchensachen regieren und durch einen Befehl die Entscheidung der sogenannten Bischöfe bekannt geben?"[3]) oder: „Wenn die Entscheidung bei den Bischöfen steht, was hat dann damit der Kaiser zu schaffen? Wenn aber der Kaiser drohen darf, was

1) Athanas. hist. Arianorum c. 33. 34. 2) a. a. O. c. 44.
3) Athanas. hist. Arian. c. 51.

braucht man dazu der Bischöfe? Ist je solches erhört worden? Wann hat eine Entscheidung der Kirche durch den Kaiser die Bestätigung erhalten, oder ist überhaupt ein Urteil (der Kirche) zu seiner (des Kaisers) Kenntnis gelangt? Viele Synoden wurden in der Vorzeit gehalten; aber weder haben die Väter über diese Dinge mit dem Kaiser geredet, noch hat der Kaiser sich überflüssiger Weise mit Kirchensachen befaßt?"[1]) Hier wird dem Kaiser das Recht der Bischofsernennung abgesprochen; in Kirchensachen und Synodalbeschlüsse hat sich die Staatsgewalt nicht hineinzumischen. Indessen, wie schon erwähnt, es sind die Worte eines Mannes, dessen Lebensluft gewissermaßen die Opposition gegen die Regierung war.

Kaum aber war mit der Thronbesteigung orthodoxer Kaiser ein Umschwung eingetreten, so gilt auch der weltliche Regent wieder als oberster Schiedsrichter in geistlichen Dingen. Valentinian freilich, der rauhe Krieger, respektierte die kirchliche Freiheit mehr als die Bischöfe. Er weigerte sich, die Bischofswahl in Mailand vorzunehmen, die jene ihm antrugen, und an die Bischöfe der Diözese Asien schrieb er: „Nicht sollen sie sagen, wir haben uns der Religion des Kaisers ergeben, welcher diese Erdenwelt regiert, indem sie den, der über unsere Erlösung uns Gebote gegeben hat, unberücksichtigt lassen."[2]) Indessen diese zartsinnige Rücksichtnahme fand sein Nachfolger, „der gottliebendste Kaiser Theodosios" gänzlich überflüssig. Als dieser 381 auf der Synode von Konstantinopel die Rechtgläubigen

1) Athanas. hist. Arian. c. 52. 2) Theodoret. h. e. IV, 8.

völlig für sich gewonnen hatte, wurde auch die alte Unterordnung der Kirche unter die Staatshoheit wieder maßgebend. Die Bischöfe erkannten in alter Weise das endgültige Schiedsrichteramt des Kaisers im Streite der kirchlichen Parteien an, „und der Kaiser zerriß unter Tadelsworten alle Schriften, welche im Glaubensbekenntnis eine Trennung der Dreieinigkeit einführten, nur das Bekenntnis des Homousion lobte er und nahm er an.“[1]) Damit hängt es zusammen, daß auch die Kirche gewissermaßen in ihrer äußeren Verfassung ein Abbild der politischen Reichsorganisation geworden ist. Der Herrschergedanke, welcher mit dem römischen Namen verknüpft ist, lebt im Rom der Kirche weiter. Und als Theodosios der Große den Dualismus der römischen Reichsverwaltung in bleibender Weise festlegte, mußte Neu-Rom, das getreue Abbild Alt-Roms mit seinem Kaiser und seinem Senate, seinem Kapitol und seinen sieben Hügeln, auch kirchlich ein zweites Rom werden. Diesem Gedanken gab die von Theodosios beeinflußte sogen. zweite ökumenische Synode 381 greifbaren Ausdruck, indem sie festsetzte:

„Der Bischof von Konstantinopel soll den Vorrang der Ehre haben (gleich) nach dem Bischofe von Rom, weil jene Stadt Neu-Rom ist.“

Vorläufig freilich war diese Parallelstellung unmittelbar neben dem über das ganze Westreich gebietenden Papste von Alt-Rom noch blasse Theorie. Aber unter Theodosios' Sohn, Arkadios, übertrug Griechenlands gefeiertster Kanzelredner, Johannes Chrysostomos, dieselbe in die Wirklichkeit, indem er

---

1) Socrates h. e. V, 10.

mit entschlossener Tatkraft und der bei Heiligen üblichen Rücksichtslosigkeit jede provinziale Selbständigkeit Kleinasiens brach und Asien wie Pontus dem hauptstädtischen Throne unterordnete. Allein Neu-Rom fand einen gefährlichen Rivalen in dem Erzbischof von Alexandrien. Mit berechtigtem Mißtrauen und klug berechnender Schlauheit hatte die Regierungspolitik der alten Kaiser alles getan, die Selbständigkeit des Nillandes niederzuhalten. Aber noch Diokletian hatte unter Strömen von Blut die Unabhängigkeitsgelüste ägyptischer Sonderkaiser niederschlagen müssen. In den Nachfolgern des hl. Athanasios lebte sein Geist fort. Es thronte jetzt bei dem Grabe des hl. Marcus ein geistlicher Pharao, der, umringt von der treu ergebenen Leibgarde seiner Mönchsscharen, sich auch zum weltlichen Herren Ägyptens auswuchs [1]), und neben dem der kaiserliche Statthalter nur eine bedeutungslose Schattenexistenz führte. Drei ebenso hochbegabte, als in der Wahl ihrer Mittel unbedenkliche Prälaten, Theophilos — Kyrillos — Dioskoros, haben dieses Papsttum des Ostens geschaffen und waren nahe daran, Ägypten in einen Kirchenstaat umzuwandeln. Mittels der geistlichen Reichsparlamente, der Konzilien, deren Vorsitz sie einfach an sich nahmen, stießen sie ihre hauptstädtischen Rivalen vom Throne, und als auf

---

1) Ὁ Κύριλλος ἐνθρονισθεὶς ἐπὶ τὴν ἐπισκοπὴν ἀρχικώτερον Θεοφίλου παρῆλθεν· καὶ ἐξ ἐκείνου ἡ ἐπισκοπὴ Ἀλεξανδρείας παρὰ τῆς ἱερατικῆς τάξεως καταδυναστεύειν τῶν πραγμάτων ἔλαβε τὴν ἀρχήν. Socrat. VII, 7 vgl. 11 und 13: Ὀρέστης δὲ καὶ πρότερον μὲν ἐμίσει τὴν δυναστείαν τῶν ἐπισκόπων, ὅτι παρῃροῦντο πολὺ τῆς ἐξουσίας τῶν ἐκ βασιλέως ἄρχειν τεταγμένων· μάλιστα δὲ ὅτι καὶ ἐποπτεύειν αὐτοῦ τὰς διατυπώσεις Κύριλλος ἐβούλετο.

dem zweiten Konzil von Ephesos Dioskoros als ökumenischer Erzbischof[1]) ausgerufen wurde, schien in der Tat der Primat auf den Priesterfürsten der Nilstadt übertragen zu sein[2]); es hatte den Anschein, als sollten die kirchenpolitischen Ideale des späteren lateinischen Abendlands bereits in Ostrom sich verwirklichen, und als würde die Kirche die volle Herrschaft über den Staat gewinnen. Dies wurde verhindert durch zwei gleichmäßig hierbei interessierte Faktoren, den römischen Papst und den oströmischen Kaiser. Leo der Große hat durch seine berühmte epistola dogmatica ad Flavianum sich in den denkbar schärfsten Gegensatz zu den Alexandrinern und der im Osten althergebrachten Theologie gestellt; und ebenso energisch verfuhr der staatskluge Kaiser Markian, der mit zielbewußter Konsequenz sein Programm verfolgte, die zu bedrohlicher Machtstellung emporgewachsene Hierarchie wieder vollständig der Staatshoheit unterzuordnen. Dies erreichte er durch die Synode von Chalkedon, die er und sein abendländischer Kollege im Einverständnis mit Leo einberiefen. Dies ökumenische Konzil ist für das Verhältnis von Kirche und Staat im Osten epochemachend. Es ist auch das erste, welches uns durch seine sehr ausführlichen Akten ein lebendiges Bild von dem Charakter eines solchen geistlichen Reichsparlaments gibt; denn die beiden Synoden von Ephesos, deren Akten wir gleichfalls besitzen, haben einen wenig ordnungsmäßigen und ziemlich tumultuarischen Verlauf genommen. Wir ersehen aus den

1) Mansi 6, 855.

2) Für dies und das Folgende vgl. die klassischen Ausführungen von A. Harnack, Dogmengeschichte 2, 348 ff.

Verhandlungen von Chalkedon, daß die Geschäftsordnung einfach dem römischen Senate entlehnt war. Darum beruft der Kaiser das Konzil, wie er den Senat beruft.[1]) Die Sitzordnung entspricht der senatorischen. Wie dort consulares, praetorii, aedilicii usf. getrennt sitzen, so tagen auch hier streng nach der Rangordnung erst die Patriarchen, dann die Metropoliten, endlich die Bischöfe; etwa anwesende Äbte müssen stehen und haben kein Stimmrecht. Vor allem wichtig ist die viel erörterte Frage des Vorsitzes. Die frühere Anschauung, daß ihn der Papst oder seine Stellvertreter besessen, konnte gegenüber dem aktenmäßigen Bestande nicht gut aufrecht erhalten werden. Bischof v. Hefele unterscheidet daher einen äußeren und einen inneren Vorsitz. Ersterer, die äußere Geschäftsleitung und Aufrechterhaltung der Ordnung kam Laien, den kaiserlichen Kommissaren, zu; sie besaßen aber kein Stimmrecht. Dagegen die eigentliche Leitung und Entscheidung der theologischen Streitfragen stand den Legaten zu. Das ist nicht richtig. Die Akten von Chalkedon zeigen klar, daß das Präsidium ausschließlich dem Kaiser oder seinen Kommissaren zukam. Auch dieser Teil der Geschäftsordnung geht auf die Analogie des römischen Senates zurück. Wie dort der Princeps oder der Amtskonsul den Vorsitz führt, so auch hier der Kaiser oder die Kommissare. Wie jene, bringen auch diese die Anträge zur Abstimmung, ohne selbst mitzustimmen. Die Vertreter des römischen Stuhls haben keinerlei Vorsitzrecht, wohl aber das wichtige Recht, allemal

1) Vgl. F. X. Funk, Die Berufung der ökumenischen Synoden des Altertums in Kirchengesch. Abhandl. u. Unters. 1, 39 ff.

primo loco zu stimmen.[1]) Sie üben also die Befugnisse eines princeps senatus aus. Dabei ist der Papst so wenig als Präsident gedacht, daß seine Legaten bei den Kommissaren um das Wort bitten müssen.[2]) Kaiser und Kommissare machen nun von ihrem Präsidialrecht einen sehr energischen Gebrauch. Als die Versammlung beim Erscheinen eines verhaßten Prälaten in tobendes Geschrei ausbricht, zieht sie sich einen Ordnungsruf zu; die Kommissare erklären, daß solche pöbelhafte Ausrufe (ἐκβοήσεις δημοτικαί) der Bischöfe unwürdig seien. Mit dieser Aufrechthaltung der äußeren Ordnung begnügen sie sich aber durchaus nicht, sondern nehmen, wie Hefele urteilt, „mit viel praktischem Geschick und theologischer Einsicht" auch an den eigentlichen Verhandlungen teil.[3]) Kurz,

1) Vgl. Hefele, Conciliengeschichte 2, 403. Wenn Papst Leo von den Legaten sagt: vice mea orientali synodo praesederunt, so heißt das nur: „sie nahmen den ersten Platz ein", nicht: „sie führten den Vorsitz". Ebenso sagt der Liber diurnus p. 97: Concilium ... in Calchedona ... cui apostolicus papa Leo per legatos et vicarios prefuit — und p. 100: Concilium universale quod favente deo et votum .. domni Constantini clementer implente, in urbe regia eo presidente celebratum est, cui apostolicae recordationis Agatho papa per legatos suos et responsales prefuit. Hier werden ganz richtig der Kaiser als Präsident und der Papst als princeps senatus unterschieden.

2) So z. B. ausdrücklich beim Beginn der XVI. Sitzung.

3) Charakteristisch für Hefeles Wahrheitssinn ist die Note a. a. O. 2, 447, 3: „Vielleicht waren die kaiserlichen Kommissare, die hier und im Folgenden mit viel praktischem Geschick auch theologische Einsicht verbanden, von den päpstlichen Legaten beraten." Das schlägt seinen eigenen Ausführungen S. 403: „in das Innere (der Synode) mischten sie sich nicht" direkt ins Gesicht. Er vermag sich aber bei aufmerksamer Lektüre der Akten der Evidenz der Tatsachen nicht zu verschließen. Die Vermutung, daß die Legaten die heimlichen Ratgeber gewesen, ist ein etwas verunglückter Versuch, die Harmonie zwischen seiner Theorie und diesem Geständnis wiederherzustellen.

diese Laien beherrschen in einer bisher unerhörten Weise das geistliche Reichsparlament und erreichen durch dieses etwas gewalttätige Präsidieren eine den Wünschen des Kaisers entsprechende Abstimmung, nämlich: 1. Dioskoros' Absetzung und damit die Vernichtung des alexandrinischen Papstkönigtums, und 2. eine mit Leos Legaten verabredete, dem Osten höchst unsympathische Glaubensformel. Der Kaiser hat durch seine entschiedene Intervention die Glaubenseinheit hergestellt und gleichzeitig für sein Reich die staatliche Oberhoheit auch in kirchlichen Dingen auf das kraftvollste geltend gemacht. Das Siegel drückte das Konzil dieser neuen Ordnung durch seinen 28. Kanon auf, welcher feierlich die geistlichen Vorrechte der Kirche von Neu-Rom bestätigte, mit der Begründung, daß die Stadt, welche durch Kaisertum und Senat geehrt sei und dieselben Vorrechte wie die Kaiserstadt Alt-Rom genieße, auch in kirchlicher Beziehung erhöht werden und nach jener die zweite sein müsse. Den lebhaften Protest der päpstlichen Legaten nahmen die Kommissare höflich zu Protokoll und ließen unmittelbar darauf die Vorrechte von Neu-Rom durch die Synode feierlich bestätigen. Seinen Protest hat Rom mit anerkennenswerter Ausdauer über 700 Jahre festgehalten,[1]) und die Griechen haben ihn ebenso hartnäckig unberücksichtigt gelassen.

Ein neues und wichtiges kirchenrechtliches Element führt jedoch Leo der Große in seiner Bestreitung

1) Erst die Lateransynode 1215 unter Innocenz III. erkannte nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer dem neuen lateinischen Patriarchen feierlich den zweiten Rang unmittelbar nach Alt-Rom zu.

von Konstantinopels Vorrecht ein. Den dem Orient so geläufigen Satz, daß die bürgerliche Stellung einer Stadt deren kirchliche bedinge, hat er völlig verworfen; alia tamen ratio est rerum saecularium, alia divinarum[1]). Dieser Gedanke führte in seiner Konsequenz zur Aufhebung der staatlichen Obervormundschaft und zur völligen Freiheit der Kirche, wofür — wenigstens vorläufig — der Orient absolut kein Verständnis besaß. Indessen Leos Satz, daß allein die Stiftung durch einen Apostel der Kirche höheren hierarchischen Rang verleihe,[2]) hinterließ doch einen Stachel. Rom, Alexandrien, Antiochien usw. rühmten sich apostolischen Ursprungs, Byzanz nicht. Doch auch hier konnte geholfen werden. Seit dem 6. Jahrhundert zeigte man die Schriften eines bisher gänzlich unbekannten hl. Blutzeugen, Dorotheos, welche nachwiesen, daß die Kirche von Byzanz durch den πρωτόκλητος ἀπόστολος, Petrus' ältern Bruder Andreas, gegründet worden sei. Das apostolische Fundament für den zweiten Stuhl war gefunden: Rom war jetzt übertrumpft. Die Echtheit dieser Andreaslegende ist noch heute im Phanar dermaßen Dogma, daß Niemand dort an diesem Bollwerk des Glaubens rütteln darf, mag er auch im Stillen noch so sehr von der Unechtheit dieses lediglich durch seine Tendenz interessanten Machwerkes überzeugt sein. Chalkedon bezeichnet also einen glänzenden Sieg der kaiserlichen Kirchenpolitik.

Nicht ein ganz oder halb unabhängiger Kirchenfürst am Nil oder Tiber regierte die geistlichen An-

---

1) Leo ep. 104 n. 3. Mansi 6, 191.

2) Non dedignetur (Anatolius) regiam civitatem, quam apostolicam non potest facere sedem. Leo ep. 104 n. 3. Mansi 6, 191.

gelegenheiten, sondern der lenksame, dem kaiserlichen Kabinet völlig unterworfene Hofpatriarch. Je mehr der Osten sich daran gewöhnte, in ihm die Spitze der Prälatur zu erblicken, um so deutlicher machte sich die mittelbare Regierung der Kirche durch den Kaiser offenbar. War aber dieser große Sieg von der oströmischen Regierung nicht um einen zu teueren Preis erkauft? Zwar die Bischöfe hatten in Chalkedon fast sämtlich unterschrieben. Allein die Mönche und das fromme Volk — auch im despotischen Reiche eine Macht — wollten nichts von diesen Beschlüssen wissen. In Palästina und Ägypten kam es zu geistlichen Revolutionen. Ein Patriarch wurde verjagt, ein anderer ermordet.[1] Nur mit Waffengewalt konnte

---

1) Die Frommen im Osten waren vom höchsten Abscheu gegen Chalkedon erfüllt. Interessante Belege gewähren die im Auszug der armenischen Übersetzung Michaels des Großen längst bekannten, aus dem viel vollständigeren syrischen Texte neuerdings von Nau übersetzten Plerophorien. Revue de l'orient chrét. 1898, 236ff., 337ff. Die Frommen in Palästina und Ägypten, welche stark an die Konvulsionäre und ähnliche Sekten erinnern, haben unaufhörlich Visionen, welche ihnen Kaiser Markianos oder Juvenalis von Jerusalem in Höllenqualen zeigen; vor den Anhängern des Konzils flieht der hl. Geist in Taubengestalt, ihre Kelche sind mit Unreinigkeit gefüllt usf. Besonders charakteristisch ist folgende Vision a. a. O. 246: Ein Heiliger sieht eine Menge Bischöfe, „welche einen brennenden Ofen schürten, in den sie einen schönen, wie Gold glänzenden Knaben geworfen hatten. Sie schlossen alle Öffnungen des Ofens, so daß man keinen Rauch von ihm aufsteigen sah und auch die Luft keinen Zutritt hatte. Nach drei Tagen sah er den Knaben gesund und heil aus dem Ofen heraustreten und erkannte den Herrn. Da er mit ihm zu reden pflegte, sagte er: Herr, wer sind die, die Dich in den Ofen geworfen haben? Er antwortete ihm: Die Bischöfe haben mich von neuem gekreuzigt und haben mir meine Glorie rauben wollen. Und er hatte recht; denn die Nestorianer erbten die Krankheit der Juden, welche glaubten, daß der Gekreuzigte nur ein Mensch und kein fleischgewordener Gott

man die Ordnung aufrecht erhalten. Erst die verständigen Maßregeln des Kaisers Zenon haben hier die Gemüter beschwichtigt. Aber auch er hat nur, nachdem ihn eine Revolution zeitweise vom Thron verjagt hatte, eine so versöhnliche Regierungspolitik eingeschlagen.

Chalkedon ist endlich auch der Abschluß einer wichtigen Epoche im kirchlichen Verfassungsleben. In den letzten 20 Jahren waren nicht weniger als drei ökumenische Kirchenversammlungen abgehalten worden. Dieser parlamentarische Konstitutionalismus kommt jetzt außer Übung. Die Synoden erscheinen zu wenig lenksam und zu turbulent. Als daher unter Leon, Markians Nachfolger, der Unwille der Bevölkerung über Chalkedon sich fast überall und besonders in Ägypten geltend machte, berief der neue Monarch zur Beschwichtigung der Gemüter kein Konzil, sondern schlug den gleichfalls demokratischen Weg des Referendums ein. In sämtlichen Eparchien versammelten sich die Bischöfe und schickten ihm schriftlich ihre Gutachten ein. 475 beliebte auch diese zahm demokratische Form nicht mehr. Der Ursurpator Basiliskos, um die Volksgunst zu gewinnen, verdammte das Konzil von Chalkedon. Das geschah aber sehr selbstherrlich durch einen kaiserlichen Erlaß, ein Rundschreiben an die Bischöfe des Reichs. Diese neue Art, die offizielle Theologie direkt durch den kaiserlichen Mund zu verkündigen, wird von jetzt an die übliche. Genau so hat der wieder zur Herrschaft gelangte Zenon 482 durch sein Einigungs-

---

sei." Das religiöse Volksbewußtsein des Ostens erkannte eben in den Beschlüssen von Chalkedon eine Verwerfung seines inbrünstigen Glaubens.

edikt, das berühmte Henotikon, dem Reiche für 36 Jahre den gültigen Glauben vorgeschrieben. All die geistlichen Parlamente hatten stets nur die Aufregung der Gemüter vermehrt: von diesem autokratischen Verfahren von oben herab versprach man sich besseren Erfolg, und so versichern uns denn alle diese Edikte, die einzige Sorge des Kaisers sei, Ruhe und Eintracht in der Kirche zu erhalten.[1])

Keiner ist aber auf diesem Gebiete tätiger und fruchtbarer gewesen als Justinian. Er ist die eigentliche Verkörperung des Cäsaropapismus, eine Art Papa Rè oder christlicher Chalif.[2]) Wie die altrömischen Kaiser, versah jetzt auch der christliche tatsächlich die Funktionen des Pontifex Maximus, und das fand man in Ostrom durchaus in der Ordnung. Patriarch Menas erklärte 536 auf der Synode zu Konstantinopel: „gegen den Befehl und Willen des Kaisers dürfe in der Kirche nichts geschehen." In den Akklamationen wurde der Kaiser als ἀρχιερεὺς βασιλεύς bezeichnet, was er wirklich war. Den Spä-

1) So sagt Basiliskos: „Wir glauben, daß die Eintracht der Herden Christi ihr und eines jeden Untertanen Heil und die unzerstörbare Grundlage und das unerschütterliche Bollwerk unseres Kaisertumes sei. Darum, wie es sich gebührt, von heiligem Eifer in unserem Sinne beseelt und als Erstling unseres Kaisertums unserem Gott und Heiland Jesu Christo die Vereinigung der hl. Kirche darbringend, verordnen wir usf." Euagr. h. e. III, 4. Ferner schreibt Zenon: „Viel Gebet und Eifer haben wir angewandt, . . . damit unsere frommen Untertanen in Eintracht und in dem Frieden Gottes verharren und mit den hochwürdigsten Bischöfen und den andächtigen Priestern, Archimandriten und Mönchen gottgefällige Gebete für unser Kaisertum darbringen möchten." Euagr. III, 13.

2) Sehr gut nennt ihn H. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste 506, „den leidenschaftlichen Theologen auf dem Throne".

teren freilich erschien dies so unerhört, daß sie diese Art des Vorgehens bei einem Ereignis, welches die Gemüter viel mehr als der gleichzeitige Gotenkrieg erregte, gar nicht begreifen konnten. Es handelt sich um die Verdammung des Origenes. In dieser Sache erließ der kaiserliche Oberpontifex ein langes, theologisch sehr gelehrtes Edikt mit zehn Anathematismen und übersandte es zur Weiterbehandlung und Nachachtung an die fünf Patriarchen des Reichs. Natürlich ist das nur eines der zahlreichen Glaubensedikte des in theologischen Fragen ungemein lebhaft interessierten Kaisers. So hat derselbe nicht nur die Kirche beaufsichtigt, sondern auch ihre Theologie gemacht. Deutlicher kann aber die Staatsomnipotenz auch in kirchlichen Dingen nicht zum Ausdruck gebracht werden, als durch solche Vorgänge. Aber, wie gesagt, erst die Folgezeit sah darin einen der vielen und großen, wenn auch gut gemeinten Übergriffe des Byzantinismus.[1])

Unablässig verfolgte dabei Justinian als sein Hauptziel die Herstellung der kirchlichen Einheit. Auf seine Anregung hatte 519 sein Oheim, Justin I., den Kirchenfrieden mit Rom hergestellt, welcher seit Zenons Henotikon gestört war. Für Justinians politische Pläne, die Wiedereroberung Afrikas und Italiens, war das die notwendige Voraussetzung. Aber in demselben Augenblick, wo man die Sympathien des Westens wieder gewann, gingen die des Ostens verloren. Ägypten und Syrien, die streng monophysitischen Reichsteile, sagten sich von der Reichskirche los. Es ist unglaublich, welchen Eifer der Kaiser

1) Vgl. Hefele a. a. O. 2, 767.

auf die moralische Wiedereroberung dieser wichtigen Provinzen verwandte. Es ergreift uns ein förmliches Mitleid, wenn man die Regierung an einer unlösbaren Aufgabe sich abquälen sieht. Brachte sie durch große, ihr moralisches Ansehen gefährdende Zugeständnisse den Westen auf ihre Seite, so erklärten sich die Ostländer für abgetrennt. Kam sie diesen entgegen, so schrie das Abendland über ketzerische Irrlehre. Kurz, es war eine Danaïdenarbeit. Mit harten und freundlichen Mitteln, durch Exil und Deportationen, durch Glaubensgespräche und Auszeichnungen sollten die Abgetrennten gewonnen werden. Alles ohne Erfolg. Endlich, nach langer Vorbereitung, wagte der Kaiser einen Hauptschlag. 102 Jahre nach Chalkedon wurde wieder ein geistliches Reichsparlament berufen. Es handelte sich um die berühmte oder berüchtigte Verurteilung der drei Kapitel. Natürlich war wieder ein kaiserliches Edikt vorangegangen, und die Zustimmungen der Patriarchen hatte man durch allerlei Gewaltmittel erlangt. Man setzte tatsächlich die Beschlüsse von Chalkedon außer Kraft, während man gleichzeitig die Ehrenstellung der Synode feierlich sanktionierte. Justinian hoffte durch letzteres die Orthodoxen festzuhalten, und durch ersteres die Abgetrennten zu gewinnen. Das alles sollte nun feierlich durch ein ökumenisches Konzil bestätigt werden. Faktisch endete dies mit einem so kläglichen Fiasko, wie die Regierung es in ihrer Kirchenpolitik noch nie erlebt hatte. Die Altgläubigen wurden nicht gewonnen; dagegen in Afrika und Norditalien traten zahlreiche Gemeinden und Bischöfe aus der Kirchengemeinschaft aus.

In dem damaligen Streite nun wurde von Afrika aus eine für den Osten vollkommen neue Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche geltend gemacht. Die, wie es schien, völlig erstorbenen und vergessenen Gedankenreihen eines Athanasios oder eines Hosius von Corduba erlangen neues Leben. Das geschah denn auch durch einen lateinischen Bischof, Facundus von Hermiane, mit seiner, dem Kaiser überreichten Schrift zur Verteidigung der drei Kapitel. Mit einer bisher unerhörten Entschiedenheit trennt er geistliche und politische Angelegenheiten. Nicht der Kaiser, sondern die Priester haben die Kirche zu regieren. Facundus führt eine ziemlich freie Sprache. Er beklagt sich bitter über die Schwäche der Patriarchen gegenüber der kaiserlichen Willensäußerung. „Menas von Konstantinopel zögerte zuerst, gemäß dem Befehle seine schriftliche Zustimmung zu geben, und protestierte nachher ausdrücklich, daß dies dem Konzil von Chalkedon widerspreche. Als er dann doch seine Zustimmung gegeben, erklärte er nur unter der Bedingung zugestimmt zu haben, daß, wie ihm eidlich versichert wurde, er seine Unterschrift zurückerhielte, wenn der römische Bischof nicht zustimme. Zoilos von Alexandrien schickte, als er von der Abreise des römischen Bischofs erfuhr, Botschaft nach Sizilien und beklagte sich, daß er zur Bestätigung der Verurteilung (der drei Kapitel) gezwungen worden sei. Ephraim von Antiochien wollte zuerst die ihm zugemutete Unterschrift nicht geben; als man ihm aber mit Absetzung drohte, stellte er seine Ehre höher als die Wahrheit. Petros von Jerusalem schwur vor einer Mönchsversammlung, wenn jemand diesem Neuerungsdekret zustimme, erkläre

dieser sich gegen Chalkedon. Nachher machte er es wie das Weib im Paradiese."[1])

Dem Kaiser stellt er als seine Vorbilder seine Vorgänger hin. „Markianos, der Kaiser, hielt es für gottlos und tempelschänderisch, eine von den Priestern erledigte Sache aufs neue zu behandeln; er erlaubte keinem, einmal Entschiedenes und richtig Bestimmtes nochmals zu erörtern ... Markianos, der Kaiser, der wahre Vater des Gemeinwesens und der wahre Sohn der Kirche, der Ausführer, nicht der Verfasser priesterlicher Beschlüsse (sacerdotalium non praevius, sed pedisequus decretorum), hat durch sein Edikt erklärt, daß, wer nach Auffindung der Wahrheit noch weiter untersucht, die Lüge sucht."[2]) „Er erkannte wohl, in welchen Dingen er mit fürstlicher Gewalt auftreten, und wo er den Gehorsam des Christen zeigen solle ... Gar wohl wußte dieser demütige Fürst, daß es dem König Ozias nicht ungestraft hinging, als er opfern wollte, was doch jedem einzelnen Priester zweiten Ranges erlaubt ist; er wußte, daß ihm viel weniger ungestraft hingehen würde, wenn er nochmals, was über den christlichen Glauben rechtmäßig festgestellt ist, der Prüfung unterziehen würde, was unerlaubt ist, oder wenn er neue Kanones aufstellen wollte, was nur den zahlreich versammelten Priestern erster Ordnung

1) Facundus Herm., pro defensione trium capp. IV, 4. Man hat Vigilius' Wankelmütigkeit, namentlich von protestantisch-theologischer Seite aus, oft außerordentlich hart verurteilt. Man lasse aber das beständige Gefühl der Todesangst nicht außer Acht, in dem die damaligen Menschen schweben mußten; andrerseits bedenke man auch die behende Art, mit der unsere höhere Geistlichkeit sich jedem Zug von oben anzupassen versteht, und man wird nachsichtiger über diese antiken Menschen urteilen.

2) a. a. O. XII, 2.

zukommt ... Niemals hat der fromme und weise Kaiser geglaubt, daß er, der Laie, ungestraft widerrufen könne, was die hl. Väter über den Glauben beschlossen haben."[1]) Dasselbe Lob gilt für seinen Nachfolger Leon: „Schauet, wie zu jener Zeit die christliche Freiheit, zu der wir berufen sind, antworten durfte, da der allerfrömmste Kaiser Leon nicht mit weltlicher Gewalt, die er empfangen hatte, Gottes Priester schreckte, sondern eher zur Vernichtung der menschlichen Furcht ihnen die Furcht des allmächtigen Gottes beibrachte, indem er schrieb: ‚Antwortet ohne jegliche Menschenfurcht und ohne Gunst oder Haß gegen irgend jemand; habt nur die Furcht des allmächtigen Gottes vor Augen' ... Wohl wußte er, daß seit der Ankunft des Herrn nur die heidnischen Kaiser imperium und sacerdotium zugleich besaßen, und darum glaubte er, daß einem christlichen Herrscher diese heidnischen Vorrechte nicht zukämen."[2]) Umgekehrt stellt er dem Kaiser Justinian als warnende Beispiele Konstantios und Zenon gegenüber, die es wagten, die Geschäfte der Priester zu verrichten. „Nicht nur für den Haufen des Volkes und auch nicht für die Vornehmen allein, sondern auch für die Könige gilt das Gebot, daß sie Vorstehern der Kirche Christi gehorchen und erkennen sollen, daß ihre Seelen der Leitung der Priester untergeben sind, wenn bei ihnen der Christenname kein leerer Schall sein soll." Mit dürren Worten warnt er die politische Gewalt davor, in ihr fremden Gebieten zu dilettiren: „Besser ist, daß man sich innerhalb seiner eigentümlichen Grenzen halte; wer

1) a. a. O. XII, 3. 2) ebenda.

dieselben überschreitet, kann viele zugrunde richten und niemand nützen ... Niemals haben wir aus der Webestube den Ambos ertönen hören oder dort das Feuer in den Schmiedöfen anblasen sehen. Niemals haben wir bemerkt, daß der Schuster berechne, welches Breiteverhältnis zu der Länge eines Bauwerkes passe, und welches die beiden entsprechende Höhe sei. Nur die verstehen ein Handwerk gründlich, welche bei den zünftigen Meistern gelernt haben. In Verachtung stehen nur die göttlichen Schriften; hierfür gibt es keine Lehrer und keine Schulen, und wer nichts gelernt hat, vermeint über sie fachgemäß urteilen zu können. Da die Geschäfte des Palastes nicht der Entscheidung der Kirche unterbreitet werden, warum hat der Kaiser die Kirchensachen dem Palaste zugewiesen?"[1])

Ein frischer Luftzug geht durch die Äußerungen des Afrikaners. Ähnliche Gedankengänge klingen in der Folgezeit mit stets größerer Deutlichkeit an. Vorläufig freilich machten sie nicht den geringsten Eindruck. Justinian fuhr fort, die kirchliche Einheit durch Gefängnisstrafen und Ausweisungsdekrete herzustellen. Noch kurz vor seinem Tode erließ er ein höchst ketzerisches Edikt. Aber diesmal waren sogar die geduldigen Orientalen steifnackig. Während er zahlreiche Absetzungen von Bischöfen diktierte, traf ihn der Schlag; Reich und Kirche atmeten auf.

Sein Nachfolger Justin II. beeilte sich zur Beruhigung der Gemüter in der üblichen Ediktform ein orthodoxes Bekenntnis abzulegen, welches verbot,

1) a. a. O. XII, 4.

über Personen und Silben zu streiten.[1]) Ähnlich besänftigend versuchten auch seine Nachfolger zu wirken. Aber die Erlaubnis zum Disputieren verweigern heißt den Griechen ihre Lebensluft rauben, und so waren diese gut gemeinten Verbote um so wirkungsloser, als die Kaiser häufig selbst die eifrigsten Wortfechter waren.[2]) Immerhin war jetzt endlich eine klare Kirchenpolitik vorgezeichnet. Man ging mit Altrom Hand in Hand. Dessen Wohlwollen bedurfte man seit dem Langobardeneinbruch mehr als je.

In diese Zeit des friedlichen Nebeneinanderlebens von Alt- und Neurom fällt der Streit über den Titel des ökumenischen Patriarchen[3]), welcher durch den Zufall, daß das Register Gregors des Großen erhalten ist, in unsern kirchengeschichtlichen Handbüchern einen viel größeren Raum einnimmt, als er tatsächlich verdient. Gregor, eine altrömische Herrschernatur, verstand es nicht, sich mit seinen hauptstädtischen Kollegen zu stellen; schon als Apokrisiar in Konstantinopel hatte er mit dem damaligen Patriarchen Eutychios Auseinandersetzungen, und ebenso kam er mit seinem Nachfolger, Johannes dem Faster, in Streit. Auch das Verhältnis zu dem späteren Kyriakos scheint ein übles gewesen zu sein. Jedenfalls darf Johannes nicht ohne weiteres als hochmütiger Friedensstörer betrachtet werden. Vor allem

---

1) τοῦ δὲ λοιποῦ μηδένα προφασιζόμενον περὶ πρόσωπα ἢ συλλαβὰς ζυγομαχεῖν. Euagr. V, 4.

2) „Mehr oder weniger waren die Selbstherrscher in Byzanz schon seit Konstantin von der Sucht des Theologisierens befallen.“ Hergenröther, Photius 1, 309.

3) Vgl. meine Abhandlung: Der Streit über den Titel des ökumenischen Patriarchen. Jahrb. f. prot. Theol. 13, 549 ff.

ist festzuhalten, daß sowohl damals, als auch noch lange in der Folgezeit die Patriarchen von Konstantinopel sich niemals selbst als ökumenische Patriarchen bezeichneten, sondern nur von anderen schriftlich oder mündlich diesen Titel empfingen. Wir können nun urkundlich nachweisen, daß mindestens seit der Zeit Kaiser Justins I. (518—527) die Patriarchen ganz regelmäßig diesen Titel erhalten. Keiner der früheren Päpste hat daran den mindesten Anstoß genommen. Kaiser Maurikios und Anastasios von Antiochien, an welche sich Gregor beschwerdeführend wegen des nefandum elationis vocabulum wandte, nahmen die Sache durchaus nicht ernst und warfen ihm sogar vor, unnütz ein scandalum erregt zu haben. Sie scheinen beinahe recht zu haben; denn seine Nachfolger im 7., 8. und 9. Jahrhundert haben diesen Titel, den ihnen die Griechen so gut wie dem Bischofe von Neurom verliehen, unbedenklich geduldet, und doch war nach Gregor ein jeder, der diesen Titel annahm, ein Vorläufer des Antichrists. Es ergibt sich daraus, daß Rom selbst kein Gewicht auf diesen Streitpunkt legte, und wenn ihn später Hadrian I. und die Zeitgenossen der Ignatios-Photioswirren wieder aktuell machen, so war das gelehrte Reminiszenz, die auch bald wieder vergessen ward.

Einer Andeutung von Anastasius Bibliothecarius folgend, haben Pichler und namentlich Kattenbusch[1]) in dem Titel nicht einen Universalpatriarchen, sondern einen Reichspatriarchen erblicken wollen. Bei dem fließenden Bedeutungsunterschiede, welcher den Worten orbis

1) Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde I, 116ff.

und οἰκουμένη innewohnt, „Römisches Reich" wie „Erdkreis", ist das denkbar. Auch die ökumenische Synode ist demnach eine römische Reichssynode. Freilich sind gerade des Eusebios' Worte über die erste ökumenische Synode dieser Auffassung nichts weniger als günstig.[1]) Und ebenso haben die Alten von Anfang an οἰκουμενικὸς πατριάρχης als Universalpatriarch erklärt.[2]) So viel kann demnach Gregor dem Großen schon zugegeben werden. Ganz unschuldig war die Bezeichnung nicht. Vielmehr steckt darin eine starke Herrschaftsprätension, indessen auf dem VII.[3]) und dem VIII.[4]) allgemeinen Konzil haben selbst die päpstlichen Legaten die Titulatur gebraucht, erstere für den konstantinopolitanischen, letztere für den römischen Patriarchen. Der Streit, der nie große Wellen geschlagen, war eben vergessen.

Während das Reich aber mit Altrom im leid-

1) Euseb. vita Const. III, 7. 8.

2) Bereits Rusticus, der Neffe des Vigilius, erklärt den Titel, wo er zum ersten Mal auftaucht, auf dem Konzil von Ephesos, als Universalpatriarch: nota universi archiepiscopus mundi. Auch Justinian (Cod. I, 2, 24) weist dem Bischof von Konstantinopel nicht eine offizielle Stellung zu, sondern eine Vorstandschaft über alle Kirchen: Constantinopolitana ecclesia omnium aliarum est caput. Ebenso nennt Theophylact (Historiae dialogus 8) den Patriarchen Sergios: τὸν μέγαν τῆς ἁπανταχόθεν οἰκουμένης ἀρχιερέα καὶ πρόεδρον· und Theophanes cont. 193, 12 sagt von Ignatios: πρὸς τὸν τῆς πατριαρχίας θρόνον ἀναβιβάζουσι καὶ τῆς οἰκουμένης τοὺς οἴακας ἐμπιστεύουσιν. Besonders deutlich ist die Definition des Prokopios von Kaisareia auf der VIII. allgemeinen Synode 879: τοῦτον ἔπρεπεν ἐπ' ἀληθείας εἶναι τὸν τοῦ σύμπαντος κόσμου τὴν ἐπίστασιν λαχόντα, εἰς τύπον τοῦ ἀρχιποιμένος Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν. Der Patriarch „Christi lebendiges Abbild" ist nicht nur der Reichspatriarch, sondern der große Erzhirte aller Völker.

3) Mansi 13, 200. 4) Mansi 17, 464. 504.

lichen Einvernehmen lebte, wurde gerade durch diese Parteistellung das Schicksal von Ägypten und Syrien definitiv entschieden. Die dortigen Monophysiten hatten bisher immer noch auf einen Umschwung gehofft, hatten sie doch die Gunst der Kaiserin Theodora in reichstem Maße genossen. Damit war es nun definitiv vorüber. Es bildete sich jetzt eine koptische und eine syrische Nationalkirche. Das patriotische Volksbewußtsein fand damals nicht in einem politischen, sondern in einem kirchlichen Bekenntnis seinen wahren Ausdruck. Die Literatur beider Länder wird immer ausschließlicher national, ungriechisch. Zum Regierungsglauben halten nur noch der Adel und die griechische Stadtbevölkerung. Sie heißen darum Βασιλικοί, Melchiten. Selbst in Alexandrien bestanden um 600 nur sieben orthodoxe Bethäuser. Die Massen wie ihre Leiter, die Bischöfe und Mönche, entwöhnten sich immer mehr aller kaisertreuen Loyalität: gegen das Reich sind sie förmlich haßerfüllt. In erschreckender Weise machte sich das 612 beim Einbruch der Perser, und ebenso bei dem der Araber geltend. Die Bevölkerung nahm die Reichsfeinde vielfach mit offenen Armen auf und lähmte dadurch den Widerstand der kaiserlichen Armeen.

Herakleios, der glorreiche Besieger der Perser und Wiederhersteller des Reiches, erkannte diese Gefahr. Nicht aus theologischer Liebhaberei, wie Justinian, sondern lediglich im Interesse des argbedrohten Staates versuchte er die kirchliche Einheit herzustellen. Auf seinen Kriegszügen hielt er mit hervorragenden Kirchenfürsten des Ostens eingehende Konferenzen ab, und der Vorschlag, als Unionsformel die Lehre vom Einen Willen in Christo zu prokla-

mieren, hatte einen geradezu unerhörten Erfolg. Es war freilich ein Glück, daß in Alt- und Neurom zwei sehr verständige, milde und für kirchenpolitische Gesichtspunkte empfängliche Prälaten auf dem Throne saßen, Honorius und Sergios. Diese gingen bereitwillig auf die Versöhnungspolitik des Kaisers ein. Dazu hatte die Regierung in der Besetzung eines der wichtigsten Kirchenstühle ausnahmsweise eine recht glückliche Hand gehabt. Kyros, der neue Patriarch von Alexandrien, meldete, „daß alle Abgetrennten, die sogenannten Theodosianer, in dieser christusliebenden Großstadt Alexandria, Kleriker, Zivil- und Militärbeamte und die Volksmassen zu vielen Tausenden sich mit unserer heiligsten katholischen Kirche Gottes vereinigt und mit uns gemeinsam die unbefleckten Geheimnisse Gottes empfangen haben.“[1]) Ebenso wichtig war, daß Herakleios auch die Armenier gewann. Auf einer Zusammenkunft zu Theodosiopolis-Erzerum traten der Kaiser, der armenische Katholikos und seine Bischöfe seit 150 Jahren zum ersten Male wieder in Kirchengemeinschaft. Der Kaiser zeigte sich erkenntlich und schenkte dem Katholikos Ezr eine sehr ertragreiche Domäne.[2]) Alles schien aufs beste geordnet, und Herakleios wiegte sich in der frohen Hoffnung, das erreicht zu haben, woran Justinian gescheitert war.

Indessen die Regierung hatte nicht mit den Frommen gerechnet. Sie hatte 633 auf den Stuhl von Jerusalem einen erklärten Gegner der Union, den gelehrten und als erbaulichen Schriftsteller hoch-

1) Mansi 11, 561.

2) „Den dritten Teil der Komopolis Kołb und ihre Salzwerke insgesamt.“ Johannes Kathol. Ausg. v. Jerus. 1843. S. 54.

angesehenen Sophronios befördert, vielleicht gerade in der Absicht, den bedeutenden Mann und die einflußreichen Kreise, die sich um ihn scharten, für ihre Versöhnungspolitik zu gewinnen. Allein dieser berief das Jahr darauf eine Synode nach Jerusalem, auf der er die Lehre vom Einen Willen feierlich verdammte und dies Urteil in seinem Antrittsbrief allgemein zugänglich machte. Der Brief machte das größte Aufsehen in Ost und West und war für die Regierung eine schwere Verlegenheit; war sie doch durch den gleichzeitigen Arabereinbruch in eine nahezu verzweifelte Lage gekommen. 635 fiel Damaskos, 638 Jerusalem. Vergebens waren alle Vermittlungsversuche. Sergios von Konstantinopel war mit Recht außer sich und schrieb an den milden Honorius von Rom bezüglich Sophronios' Einspruch: „Der heilige Papst (Kyros von Alexandria) hat ihm einige Stellen der hl. Väter vorgelegt, welche verschiedentlich in ihren Schriften Eine Energie bekannten, überdies hat er noch geltend gemacht, daß unsere hl. Väter um des Heils vieler Seelen willen in solchen Streitigkeiten oft gottgefällige Nachgiebigkeit gezeigt und Zugeständnisse gemacht hätten, ohne die reine Lehre der Kirche zu erschüttern. Auch sagte er, dürfe man jetzt, wo es sich um das Heil vieler Myriaden von Gläubigen handle, nicht über solche windige Streitfragen zanken ... Aber der gottselige Sophronios billigte eine solche Ökonomie ganz und gar nicht ... Das schien uns doch recht hart. Denn soll man es nicht hart und fanatisch nennen, wenn eine so großartige Eintracht und Einigung gestört und vernichtet wird in der Stadt Alexandria und in allen ihr unterstehenden Provinzen, welche bis dahin niemals auch

nur den Namen unseres göttlichen und hochgepriesenen Vaters Leo und der heiligen, großen und ökumenischen Synode von Chalkedon erwähnen wollten und jetzt mit heller und starker Stimme in der heiligen Kulthandlung verkündigen."[1]) Auch Honorius' milde Worte waren in den Wind geredet. Die Aufregung stieg fortwährend. Man begreift, daß der spätere Patriarch Pyrros das Schreiben des Sophronios als ein höchst unzeitgemäßes bezeichnet.[2]) Um wenigstens das Abendland zu beruhigen, erließ der Kaiser 638 ein beschwichtigendes Glaubensedikt, die sogenannte Ekthesis; indessen dieselbe war recht ungeschickt abgefaßt. Sie verbot zwar die Ausdrücke „Ein" und „zwei Energien", hielt aber die Lehre vom Einen Willen ausdrücklich fest. So wurde nur Öl in das Feuer gegossen, und der gänzlich gebrochene und todkranke Kaiser hat das Edikt Rom gegenüber in ziemlich kläglicher Weise zurückgenommen, die Schuld auf seinen verstorbenen geistlichen Ratgeber, Sergios, schiebend. Rom nämlich steht nun an der Spitze des Widerstandes.

Höchst auffällig ist der dortige vollständige Stimmungsumschwung. Im Gegensatz zu Honorius treten alle seine Nachfolger in immer schärferen Gegensatz zum Monotheletismus. Dabei sind sie aber dem Honorius durchaus freundlich gesinnt und geben sein Andenken nicht, wie das seiner orientalischen Gesinnungsgenossen, der Verdammung preis. Der Grund des Gesinnungsumschwungs ist offenbar ein anderer. Die Kriege des Kaisers Herakleios hatten ungeheure

1) Mansi 11, 532. 533.

2) Cωφρόνιοc . . . τὸν περὶ ἐνεργειῶν λόγον οὐκ ἐν εὐθέτῳ καιρῷ κινήcαc. Mansi 10, 742.

Summen verschlungen. Bereits während des Perserkrieges hatte man sich an das reiche Kirchengut halten müssen. Niketas, der Patricius und Augustalis von Alexandria, hatte während desselben zu dem hl. Johannes, dem Erzbischof der Stadt, gesagt: „Das Reich ist in Bedrängnis und bedarf der Geldmittel. Statt nun die bei dir einlaufenden Geldmittel ziellos zu verausgaben, gib sie der Regierung in den gemeinsamen Säckel." Der Erzbischof antwortete: „O Herr Patricius, es geziemt sich nicht, das dem himmlischen König Dargebrachte dem irdischen zu schenken. Wenn du irgend eine solche Meinung gehabt hast, so sei überzeugt, der demütige Johannes gibt dir daraus nicht einen Groschen. Doch sieh! unter meinem bescheidenen Bette ist die Sparkasse Christi. Tu, wie du willst!" Der Erzbischof war also in üblicher Form vor der Gewalt gewichen. Honorius war nun, wie seine Kirchenbauten und seine kostbaren Weihgeschenke in zahlreichen Kirchen beweisen, einer der reichsten Päpste gewesen. Nach seinem Tode hetzte der Chartularius Mauricius die römischen Truppen auf.[1]) Man besetzte das Episcopium im Lateran und versiegelte die Schatzkammer.[2])

1) Mauricius . . . cum quibusdam perversis hominibus incitaverunt exercitum Romanum dicentes quia: Quid prodest, quod tantae pecuniae congregatae sunt in episcopio Lateranense ab Honorio papa et milex iste nihil exinde subventum habent, dum quando et rogas vestras, quas domnus imperator vobis per vices mandavit, ibi sunt a supra scripto viro reconditas. Liber Pontif. I ed. Th. Mommsen p. 175, 4 sqq.

2) Post triduo autem introivit Mauricius cum iudices qui inventi sunt cum ipso in consilio, et sigillaverunt omnem vestiarium ecclesiae seu cymilia episcopii quas diversi christianissimi imperatores seu patricii et consules pro redemptione animarum suarum beato Petro apostulo dereliquerunt etc. l. c. p. 175, 15 sqq.

Der Exarch Isaak zog dann das gesamte Kirchengut ein, verwandte einen Teil offenbar zur Bezahlung der unzufriedenen Truppen und schickte den Rest nach Konstantinopel.[1]) Diese Maßregeln erklären sich aus der verzweifelten Lage des mit den Arabern um seine Existenz kämpfenden Reiches; in dem römischen Klerus haben sie aber eine ungeheure Erbitterung hervorgerufen und sind zweifellos die Ursache des plötzlichen Übergangs in das regierungsfeindliche Lager.

Während gleichzeitig im Osten eine Provinz nach der andern an die Araber verloren ging, war durch den hl. Maximos auch Afrika in den Strudel der Opposition gegen die Regierungstheologie hineingerissen worden. Maximos war wie Sophronios ein für die Regierung sehr gefährlicher Gegner. Seine philosophische Bildung und seine dialektische Redegewandtheit verschafften ihm großen Einfluß, wo er sich zeigte. Durch seine Erklärung der Schriften des Areopagiten Dionysios hat er der neuplatonischen Mystik in der Kirche Bürgerrecht erworben und einen immensen Einfluß auf die gesamte geistige Entwicklung des Mittelalters gewonnen. In Afrika entfaltete er nun die regste Tätigkeit. In seinem späteren Prozeß warf ihm die Regierung geradezu vor, Ägypten, Pentapolis und Afrika den Sarazenen überliefert zu haben.[2]) Sein Benehmen ist zum mindesten höchst

1) Et post dies aliquantos ingressus est Isacius patricius in episcopio Lateranense et fuit ibi per dies VIII, usque dum omnem substantiam illam depraedarent. Eodem tempore direxit exinde parte ex ipsa substantia in civitate regia ad Heraclium imperatorem. l. c. p. 176, 4 sqq.

2) Ex his quae fecisti cunctis factum est manifestum, quod odio habeas imperatorem et rempublicam eius. Tu enim solus Aegyp-

auffällig. Und für ihn, den langjährigen kaiserlichen Geheimschreiber, kann nicht einmal Weltunkunde als mildernder Umstand geltend gemacht werden. Er war sich der Tragweite seiner leidenschaftlichen und verhängnisvollen Schritte wohl bewußt. Mit dem Exarchen Gregorios, dem Mönchsfreunde, der sich zum afrikanischen Gegenkaiser aufwarf, stand er in vertrautester Beziehung. Er durchwanderte ganz Afrika, und die Folge war, daß überall Synoden zur Verdammung der Staatstheologie abgehalten wurden. Auch die römische Kurie wurde von ihm in ihrem feindseligen Auftreten gegen die Regierung bestärkt.

Man kann nicht leugnen, daß die oströmische Regierung in dieser schwierigen und verworrenen Lage sich sehr verständig und gemäßigt benahm. Die vormundschaftliche Regierung für Herakleios' unmündigen Enkel Konstans erließ 648 ein neues Glaubensdekret, den Typos.[1]) Im Eingang wird von der großen Verwirrung der Gläubigen gesprochen, welche der Streit hervorgerufen habe, ob man bezüglich der göttlichen Menschwerdung von Einem Willen und Einer Energie, oder zwei Willen und zwei Energien sprechen dürfe. Von Gott geleitet, will die Regierung die dergestalt entzündete Flamme der Zwietracht auslöschen und nicht gestatten, daß sie fernerhin die Seelen der Menschen verzehre. „Wir erklären darum unsern rechtgläubigen Untertanen, welche den makellosen Christenglauben bekennen und der katholischen und apostolischen Kirche angehören, daß sie vom gegenwärtigen Augenblicke an nicht mehr die Er-

---

tum et Alexandriam et Pentapolim et Africam Saracenis tradidisti. Mansi 11, 3.

1) Mansi 10, 1029 ff.

laubnis haben, miteinander über Einen Willen und Eine Energie oder über zwei Energien und zwei Willen irgendwie zu streiten und zu zanken. Dies verordnen wir, nicht um irgend etwas wegzunehmen von den frommen Lehrsätzen der heiligen anerkannten Väter in betreff der Menschwerdung des Gottes Logos, sondern in der Absicht, daß aller fernere Streit in betreff der vorliegenden Fragen aufhöre, und daß man folge und sich begnüge mit den hl. Schriften, den Überlieferungen der fünf Synoden und den Aussprüchen der hl. Väter .... ohne etwas eigenes hinzuzusetzen oder wegzunehmen oder sie tendenziös zu entstellen. Vielmehr soll überall der vor den erwähnten Streitigkeiten vorhandene Lehrbegriff (σχῆμα) bewahrt werden, wie er wäre, wenn gar kein solcher Streit existiert hätte." Allein die Antwort von der gegnerischen Seite erfolgte äußerst prompt. Bereits das Jahr darauf (649) verdammte Papst Martin auf einer Synode im Lateran sowohl die höchst gottlose Ekthesis als auch den verruchten Typos, „welcher auf den Rat des Patriarchen Paulos neuerlich von unserem durchlauchtigsten Fürsten, dem Kaiser Konstantinos, gegen die katholische Kirche erlassen worden ist; denn er hat sowohl die Lehre von zwei natürlichen Willen und Energien, der göttlichen und der menschlichen, welche die hl. Väter bezüglich unseres Gottes und Erlösers Christus fromm verkündigen, als auch die von Einem Willen und Einer Energie, welche die Häretiker gottlos bekennen, gleichmäßig zu verneinen und mit Schweigen zu verhüllen geboten; und so hat er zum Schaden der Lehrmeinungen der katholischen Kirche mit den hl. Vätern auch die ruchlosen Häretiker von jeglichem

Tadel und aller Verdammnis losgesprochen."[1]) Man sieht, zur Unterdrückung der Häresie darf der Staat seinen Arm wohl leihen, aber nicht im geringsten in die Kirche hineinregieren. In der Tat, dem Gedanken der Kirchenfreiheit, welchen vor 100 Jahren ein kleiner afrikanischer Bischof vereinzelt ausgesprochen hatte, leiht jetzt auch der spiritus rector der ganzen antikaiserlichen Bewegung, der hl. Maximos, höchst deutlichen Ausdruck. Noch in seinem Prozeßverhör will er vom Typos, dieser Union des Stillschweigens, durchaus nichts wissen. „Die Römer dulden nicht, daß man mit den unreinen Worten der Häretiker zugleich die leuchtende Rede der hl. Väter unterdrückt, noch daß man mit der Lüge die Wahrheit auslöscht und mit dem Dunkel zugleich das Licht vernichtet."[2]) Vergebens stellt man ihm vor: „er solle den Kaiser nicht betrüben, der nur um des Friedens willen Stillschweigen bezüglich der Worte, welche den Zwist hervorriefen, geboten hatte." Und der Knecht Gottes warf sich auf die Erde und rief unter

1) Mansi 10, 1158.

2) Mansi 11, 5. Ähnlich und noch schärfer drückt er sich gegenüber dem Bischof Theodosios von Kaisareia in Bithynien aus, der ihn im Exil zu Bizye besuchte: „Gott hat Apostel, Propheten und Lehrer erweckt zur Vollendung der Heiligen, der Teufel aber falsche Apostel, falsche Propheten und falsche Lehrer. Darunter verstehe ich die Häretiker, deren Reden und Gedanken verkehrt sind. Wie nun der, welcher die wahren Apostel, Propheten und Lehrer aufnimmt, Gott aufnimmt, so nimmt der, der die falschen aufnimmt, den Teufel auf. Daher, wer zugleich mit den verruchten und unsaubern Häretikern die Heiligen verwirft (gestattet, daß ich die Wahrheit sage), der verdammt mit dem Teufel klärlich zugleich Gott. . . Sehet zu, ob wir nicht, den Frieden vorschützend, als im Abfall erschlafft erfunden werden. Ein solcher aber ist ein Vorläufer des Antichrists nach dem heiligsten Apostel." Mansi 11, 49.

Tränen: „Nicht hätte unser gnädiger und frommer Herr sich über meine Niedrigkeit betrüben sollen; denn ich kann Gott nicht betrüben, indem ich verschweige, was er uns zu sagen und zu bekennen gebietet.“[1]) Auf den Einwand: „Ist denn nicht jeder christliche Kaiser auch Priester?“, antwortet er mit einem runden Nein. „Denn er dient nicht am Altar und erhebt nicht nach der Weihung das Brot mit den Worten: Das Heilige den Heiligen. Er tauft nicht, fertigt nicht das Chrisma an, weiht keine Bischöfe, Priester und Diakone, weiht keine Kirchen und trägt nicht die Abzeichen der Priesterwürde, das Omophorion und das Evangelium, sondern die der Kaiserwürde, den Purpur und die Stirnbinde.“[2]) Neu ist auch seine Lehre von den Synoden. Als Maximos sich auf die römische Lateransynode beruft, sagt sein Gegner: „Diese Synode zu Rom ist nicht bestätigt; denn sie ist ohne Befehl des Kaisers abgehalten worden.“ Darauf erwidert er: „Wenn die abgehaltenen Synoden Rechtskraft durch kaiserlichen Befehl und nicht durch den frommen Glauben erlangen, so erkenne du die Synoden (als rechtgläubig) an, die gegen das Homousion gehalten sind; denn alle sind auf kaiserlichen Befehl hin abgehalten worden. (Es folgt nun die Aufzählung dieser Synoden.) Doch alle diese sind verdammt worden wegen der Gottlosigkeit der von ihnen bestätigten ungläubigen Dogmen.“[3]) Das ist ganz folgerichtig. Wenn der Kaiser in die Kirche nicht hineinzuregieren und die Geschäfte der Priester zu vollziehen hat, dann kann er noch viel weniger die Konzilien leiten oder deren

1) Mansi 11, 8. 2) Mansi 11, 6. 3) Mansi 11, 49. 50.

Beschlüsse bestätigen. Mit dieser so scharf ausgesprochenen Lehre von der Unabhängigkeit der Kirche ist Maximos ein revolutionärer Neuerer, der mehrhundertjährigen Anschauungen des Ostens direkt ins Gesicht schlägt. Indessen er macht Schule. Charakteristisch für ihn ist der enge Anschluß an Altrom, als den Hort des orthodoxen Glaubens. Auch hierin wird die strenge Partei seine gelehrige Schülerin. Maximos' Schüler, Anastasios, schreibt an die Mönche von Caralis: „Weil unsre gesamte katholische und apostolische Kirche in großer Gefahr schwebt, laßt uns für sie beten ... und wenn irgend möglich, begebt euch schleunig, als ob irgend ein anderer Grund euch veranlaßte, zu den frommen und felsenfesten Männern von Altrom, die mit euch unsre Beschützer und die glühendsten Vorkämpfer der Wahrheit sind."[1]) Allein gerade diese Männer haben durch diese ausgesprochen romfreundliche Gesinnung freilich sehr wider ihren Willen zum Erwachen des griechischen Nationalgefühls beigetragen. Im Verhör wirft man dem hl. Maximos vor: „Warum liebst du die Römer und hassest die Griechen?"[2]) Zum ersten Male wird von den Griechen enger Anschluß an Rom als Mangel vaterländischer Gesinnung betrachtet. Gerade dies Verharren in der romfreundlichen Gesinnung schädigte den Kredit der streng rechtgläubigen Partei, und Photios' Bruch mit Rom war die endgültige Antwort des zu neuem und kraftvollem Nationalbewußtsein erwachten Griechentums.

Kaiser Konstans ließ sich übrigens durch all diese Schwierigkeiten nicht irremachen. Wie er mit

1) Mansi 11, 14. 2) Mansi 11, 10.

Aufbietung aller Kräfte das Reich gegen die Araber verteidigte, so hielt er auch entschlossen an der kaiserlichen Vermittelungstheologie fest. Sowohl der Osten, dem sie nicht weit genug, wie der Westen, dem sie viel zu weit ging, mußten sich ihm beugen. Auf seinem Feldzug nach Armenien mußte der Katholikos Nerses die Lehre von Chalkedon verkündigen und mitsamt seinen Bischöfen mit dem Kaiser und dem griechischen Heere kommunizieren.[1]) Ebenso energisch verfuhr er im Westen. Papst Martin wurde, da man nicht ohne Grund einen Aufstand der kirchlich sehr erregten Italiker fürchtete, unter Anwendung großer Vorsichtsmaßregeln verhaftet, nach der Hauptstadt geschafft, verhört und ins Exil nach der fernen Krim geschickt. Ebenso machte man dem hl. Maximos den Prozeß. Das verbreitete einen gewaltigen Schrecken. Martins zweiter Nachfolger, Vitalian, zeigte seine Erhebung offenbar in sehr vorsichtiger Weise bei der Regierung an. Man stellte die Glaubenseinheit wieder her, und als 663 Kaiser Konstans nach Rom kam, überhäufte er die Hauptkirchen mit prachtvollen Geschenken und nahm mit seinen Truppen am feierlichen Gottesdienst zu St. Peter teil. Der Papst hat sich also offenbar den Vorschriften des verruchten Typos stillschweigend gebeugt.[2]) Mehr

1) Schon der gleichzeitige armenische Historiker Sebēos sucht diesen Vorgang möglichst beschönigend und apologetisch darzustellen. Es ist aber ganz klar, daß die Geistlichkeit sich unterwarf. Natürlich nach dem Abzug der Griechen aus dem Lande hörte die Union von selbst auf.

2) „Die gegenseitige Dissimulation bewirkte faktisch die Wiederherstellung der kirchlichen Gemeinschaft zwischen Rom und Konstantinopel", sagt Hefele 3, 224. Indessen ist zu bemerken, daß der Kaiser

konnte die Regierung tatsächlich nicht verlangen. Sie triumphierte auf der ganzen Linie. Und dennoch trat unter Konstans' Sohn, Konstantinos, ein vollständiger Umschwung ein; warum, ist klar genug. Nur aus politischen Gründen hatte Herakleios sein Einigungswerk in Szene gesetzt. Ägypten und Syrien, die Provinzen, um deren geistige Eroberung man beinahe die Reichsexistenz aufs Spiel gesetzt hatte, waren endgültig verloren. Die dem Kaiser verbliebenen Reichsteile, die Hämushalbinsel und Kleinasien, waren in der Hauptsache eine kompakt griechische Masse, welche mit bewährter Loyalität am Kaiserhause festhielt. Es kam nun nur darauf an, die verlorenen Sympathien des lateinischen Westens wieder zu gewinnen. Deshalb berief der neue Kaiser 680 wieder ein ökumenisches Konzil. In seinem Briefe an Papst Agatho gibt Konstantin, dieser Hort des orthodoxen Glaubens, deutlich zu verstehen, daß ihm die theologischen Streitigkeiten ganz gleichgültig seien; naiv erklärt er Griechen und Römer für gleichmäßig orthodox. Wegen jämmerlicher Fragen soll der Streit nicht ewig dauern.[1]) Dagegen muß enger Anschluß an Rom gesucht werden. Warum? „weil Papst Vitalian sich sehr loyal gegen uns während seines Lebens benahm, als gegen uns Tyrannen aufstanden."[2]) Man sieht, der Kaiser wird lediglich durch politische Gründe zu seiner Kircheneinigung veranlaßt. Bei dem Konzil präsidierten wieder der

---

nichts dissimulierte, indem er lediglich den Vorschriften seines Typos folgte, wohl aber hat Papst Vitalian durch dasselbe Verfahren die Lehre aufgegeben, für welche sein Vorgänger Martin und der hl. Maximos Märtyrer geworden waren.

1) Mansi 11, 197. 2) Mansi 11, 200.

Kaiser und seine Kommissare; Konstantin hat sich dabei durchaus nicht gescheut, auch in die theologische Debatte recht energisch einzugreifen. Er war von Anfang an entschlossen, die Theologie seiner Väter aufzugeben und mit Rom einen aufrichtigen Frieden zu schließen. Es macht den Griechen alle Ehre, daß neben den Hoftheologen sich auch Männer von Überzeugungstreue fanden, wie Patriarch Makarios von Antiochien, der erklärte, man möge ihn in Stücke zerreißen und ins Meer werfen[1]), von seinem Glauben lasse er nicht. Er brachte die hohe Versammlung in große Verlegenheit, als er bewährte Kronzeugen für seine Anschauung vorbrachte. Vor allem führte er die Worte des hl. Dionysios des Areopagiten an: θεανδρικὴ ἐνέργεια[2]) und ἀνθρωπίνη θεουργία.[3]) Natürlich erklärte die Synode diese Termini in rechtgläubiger Weise, wie das schon der hl. Maximos, Papst Martin und die Lateransynode getan hatten. Allein diesmal war Makarios im vollen Recht; denn durch die neuere Forschung ist endgültig dargetan, daß die Schriften des hl. Dionysios aus monophysitischen Kreisen stammen, und diese haben, wie gerade die VI. ökumenische Synode nachwies, stets die Lehre von dem Einen Willen bekannt.[4]) Wenn daher die orthodoxe Erklärung zulässig ist[5]), so folgt, daß auch der Monophysit rechtgläubig lehrt, oder daß Mono-

---

1) Mansi 11, 360. 2) Mansi 11, 222. 3) Mansi 11, 372.

4) Vgl. die lange Reihe χρήσεις βεβήλων αἱρετικῶν bei Mansi 11, 440ff.

5) Sie ist übrigens recht künstlich. Vgl. die ausführliche Erörterung bei Hefele 3, 116ff. Er sagt: „In Wahrheit spricht sich Pseudodionys wiederholt ganz antimonophysitisch aus.“ Als Hefele dies schrieb, war Dionysios' monophysitischer Ursprung noch unbekannt.

physiten und Synoditen im Grunde dasselbe lehren und der ganze Kampf nur ein Wortstreit ist.

Viel bedenklicher waren zwei andere Zeugnisse des Makarios.

1. Ein Brief des hl. Patriarchen Menas von Konstantinopel an Vigilius, den seligsten Papst von Rom, über die Einheit des Willens in Christo.[1])

2) In der VII. Sitzung des V. ökumenischen Konzils wurden zwei Briefe des Vigilius von Rom, der eine an Justinian, der andere an Theodora verlesen, worin er jeden verdammt, der nicht bekennt, daß der Gott Logos Fleisch geworden ist, d. h. daß Christus eine Hypostase und eine Person ist und eine Energie.

Bei der Verlesung standen beide Male die päpstlichen Legaten auf und erklärten die Briefe für Fälschung.

Das Konzil nahm nun durch sein Bureau eine paläographische Untersuchung vor.[2]) In der dritten Sitzung wurde gezeigt, daß der Kodex, welcher Menas' Briefe enthielt, vorn drei unnumerierte Quaternionen angebunden hatte, während erst mit dem vierten Quaternio die Zählung begann. In diesem nachträglich angehefteten Teil befand sich Menas' Brief. Die Legaten machten auch darauf aufmerksam, daß Menas bereits vor Eröffnung des V. Konzils gestorben war. Natürlich beweist das gar nichts gegen die Echtheit des Briefes. Derselbe gehörte tatsächlich nicht zu den Akten der Verhandlungen der Kirchenversammlung. Es war aber Sitte, wie die Akten des III. und des IV. Konzils zeigen, wich-

---

1) Mansi 11, 225. 2) ibidem.

tige, auf die im Konzil erörterten Streitfragen bezügliche Aktenstücke dem parlamentarischen Verhandlungsberichte vorauszuschicken, und unter diesen Aktenstücken war Menas' Brief.

Viel gründlicher untersuchte man die Briefe des Vigilius; die Sache war auch bedenklicher, denn diese gehörten den Akten des V. Konzils selbst an. Das Konzil verfuhr sehr gewissenhaft. Der Chartophylax Georgios legte demselben zuerst eine Pergamenthandschrift des V. Konzils in zwei Bänden und eine Papyrushandschrift der VII. Aktion desselben, außerdem nach genauerem Nachsuchen noch eine vollständige Papyrushandschrift des V. Konzils, allesamt aus der Patriarchalbibliothek, vor.[1]) Diese Handschriften wurden untereinander und mit andern alten Papyrushandschriften des V. Konzils verglichen. Das Ergebnis ist, daß nur die zwei an erster Stelle erwähnten Handschriftenbände die angezweifelten Stücke enthalten, und zwar die Briefe des Vigilius auf einem unnumerierten, zwischen der 15. und der 16. Lage eingeschobenen Quaternio. Hier ist nun leider die Aussage ungenau oder unvollständig. Wir erfahren nicht mit Deutlichkeit den Tatbestand bezüglich der zweiten, nur die VII. Aktion enthaltenden Handschrift.[2])

1) Mansi 11, 587ff.

2) Trotz aller Genauigkeit und Weitläufigkeit sind die Aussagen der Akten nicht völlig klar. Mansi 11, 589 wird ausdrücklich angegeben, daß sowohl die zweibändige Pergamenthandschrift, als die Papyrushandschrift der VII. Aktion sowohl den sog. Brief des Menas an Vigilius enthielten, als auch die Briefe des Vigilius an Justinian seligen Absterbens und seine Gemahlin Theodora. Nachher ist aber nur von der Pergamenthandschrift die Rede 592: „Nachträglich zugesetzt sind im ersten Bande der hl. fünften Synode drei Quaternionen, in welchen sodann der sog. Brief des Menas sich befindet;

Die übrigen, zum Vergleich herangezogenen Handschriften enthalten jedoch die Einlagen nicht, und diese werden demnach als Fälschungen erklärt und obelisiert.

Diesen schönen wissenschaftlichen Beweis stört leider eine letzte Aussage. Der Grammaticus Latinus Konstantinos berichtet, daß er unter Patriarch Paulos (641—654) ein ebenfalls die Einlagen nicht enthaltendes lateinisches Exemplar ergänzt habe πρὸς τὸ χαρτῷον αὐθεντικὸν εἱλητάριον τῆς ἁγίας πέμπτης συνόδου.[1]) Über den Wert dieses αὐθεντικόν verbreitet sich die Synode gar nicht. Auf diesen Umstand hat schon Baluze in seiner ausgezeichneten Präfatio zur Ausgabe der Akten des V. Konzils aufmerksam gemacht. Er urteilt vollkommen richtig. Solche Weglassungen einzelner Aktenstücke kommen auch sonst

---

ferner ist im zweiten Bande in der VII. Aktion der 15. Quaternio vertauscht (ὑπαλλαγῆναι) und ein unnumerierter Quaternio vor dem 16. Quaternio eingeschoben, welcher die beiden Briefe des Vigilius an Justinian und Theodora enthält. Darauf folgen die rätselhaften, mit dem Vorhergehenden in keinem grammatischen Zusammenhang stehenden Worte: ἀμφότερα ἀνεπίγραφα τυγχάνοντα; es ist der Rest eines ähnlichen Befundes bezüglich der Papyrushandschrift; der Text ist lückenhaft und also 592B zu schreiben: τοὺς ἐν θείᾳ τῇ λήξει . . . ἀμφότερα ἀνεπίγραφα τυγχάνοντα. Das ergibt sich klar aus dem Folgenden, wo ausdrücklich bemerkt wird: τοὺς δὲ φαλσεύσαντας τὰ εἰρημένα δύο βιβλία καὶ τὸ χαρτῷον εἱλητάριον, ebenso wird zum Schluß erkannt, daß die gefälschte Papyrusrolle an den betreffenden Stellen als unecht notiert werden solle (χιωθῆναι), wo die Zusätze gemacht wurden, und daß die beiden Pergamentbände an den gefälschten Stellen obelisiert und für unecht erklärt werden sollten (ὀβελισθῆναι καὶ χιωθῆναι). Es ist demnach evident, daß in den Akten die Aussage über den Tatbestand in der Papyrushandschrift ausgefallen ist.

1) Mansi 11, 596.

häufig in den Handschriften der Konziliensammlungen vor und beweisen nichts gegen die Echtheit solcher eingelegten Stücke.[1] Es kommt hinzu, daß die uns allein erhaltene lateinische Version der Akten des V. Konzils, die schwerlich durch Monotheletenhände gegangen ist, beide Briefe anstandslos enthält.[2] Wie Baluze, haben auch Baronius und die Neueren darum deren Echtheit nicht bezweifelt. Freilich, die von ihnen vorgeschlagene Streichung der Worte „et unam eius operationem" ist nichts als eine Verlegenheitshypothese. Auch die Behauptung: „Der verlorene Brief des Menas war ohne Zweifel ganz unecht"[3], ist ein etwas zu zuversichtliches Urteil über ein Aktenstück, das notorisch unserer Kenntnis entzogen ist. Daß man den Brief in der XII. Aktion zur Verlesung gar nicht zuließ, zeigt auch, wie wenig das Konzil seiner Sache sicher war.[4] Um es kurz zu sagen, Makarios hat vollkommen authentische Zeugnisse der Vorzeit für seine Lehrmeinung vorgebracht; aber das Konzil wollte und konnte sie nicht anerkennen, weil die Entscheidung eben im voraus gefällt war. Der Kaiser wollte sich mit Altrom um jeden Preis versöhnen. Der Ausgang des Konzils von 680 ist daher vielleicht der größte und jedenfalls der glänzendste Sieg, welchen Rom über das kirchliche Griechentum davongetragen hat. Aber der

1) Sicut ergo non propterea in dubium vocanda sunt vetera illa acta quia non extabant olim in quibusdam exemplaribus, sic epistolae Vigilii ad Iustinianum et Theodoram non reiiciendae sunt ut spuriae, quia concilium sextum testatur eas defuisse in aliquot antiquis codicibus; praesertim cum eiusdem testificatione constet illas repertas fuisse in codice Graeco authentico bibliothecae patriarchalis. Mansi 9, 169.

2) Mansi 9, 351. 352. 3) Hefele 2, 833. 4) Mansi 11, 528.

Kaiser hat durch diese Politik seine italienischen Provinzen für weitere fünfzig Jahre dem Reiche gerettet, und das war ihm die Hauptsache. Die Loyalität der Italiener erstreckte sich sogar auf seinen allgemein verhaßten Sohn Justinian II.[1])

Von jetzt an beginnt eine neue Epoche: Altrom wird nun die Führerin in kirchlichen Dingen. Der gemeinsame Sieg Roms und der Orthodoxen kittete diese zu einem unauflöslichen Bunde. Die Wortführer der kirchlichen Selbständigkeit in Byzanz schlossen sich aufs engste an Rom an, und dieses sah in den Männern der freien Kirche seine zuverlässigste Hilfstruppe im Osten. Das bewährte sich in dem großen Kirchenkampf des 8. Jahrhunderts, im Bilderstreit. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen, als solchen, einzugehen, da hier lediglich seine kirchenpolitische Seite berücksichtigt werden soll. Nur so viel sei bemerkt, daß Leon, eine streng religiöse, ja fanatische Natur, es mit seinem Soldatenchristentum völlig ernst nahm, wie sein merkwürdiger Brief an den Chalifen Omar beweist. Sein ganzes Vorgehen findet seine Erklärung in seinen Worten: „Steine und Wände und Tafeln verehrt ihr." Er wollte das Christentum von dem Vorwurfe des Polytheismus reinigen, den gegen dasselbe die übrigen Monotheisten erhoben. Einer seiner einflußreichsten Räte war ein getaufter Mahommedaner und eine seiner ersten Regierungsmaßregeln die zwangsweise Bekehrung der Juden. Das zeigt hinlänglich den Geist, aus dem seine Kirchenpolitik geboren wurde.

---

1) Lugubre nuntium personuit, quod Iustinianus christianissimus et orthodoxus imperator trucidatus est. Lib. pont. ed. Th. Mommsen. 224, 19.

Sofort nach seinem ersten Edikt gegen die Bilder bemächtigte sich eine ungeheuere Aufregung der Gemüter in Italien und Griechenland. Die Führer der Kirche stritten ihm alsbald jedes Recht ab, sich in geistliche Dinge einzumischen. Auf dem Silentium von 730 erklärte der Patriarch Germanos: „Ohne eine ökumenische Synode, o Kaiser, kann nichts Neues über den Glauben verordnet werden.“[1]) Besonders wichtig sind die zwei zwar unechten Briefe Papst Gregors II., welche aber diesem Jahrhundert angehören und die Auffassung der kirchlichen Kreise über das Verhältnis von Staat und Kirche gut wiedergeben.[2]) „Du weißt“, heißt es im ersten Brief, „daß die Dogmen der hl. Kirche nicht Sache der Kaiser, sondern der Hohenpriester sind... Darum werden die Hohenpriester der Kirche vorgesetzt und enthalten sich der politischen Geschäfte. Ebenso müssen die Kaiser von den Kirchensachen sich fernhalten und mit dem, was ihres Amtes ist, sich beschäftigen.“ Der Kaiser antwortet mit dem alten Rechtssatze der römischen Herrscher: „Ich bin Kaiser und Priester.“ Darauf entgegnet der zweite Brief[3]): „Das haben Deine Vorgänger durch Wort und Tat bewiesen, die Gründer und Pfleger der Kirchen, welche gemeinsam mit den Oberpriestern aus Liebe und Eifer für die Rechtgläubigkeit die Wahrheit suchten, Konstantin der Große, Theodosios der Große, Valentinian der Große[4]), Konstantin, der Vater Justinians, der Berufer der VI. Synode; diese Kaiser haben gottgefällig

1) Theophanes 409, 8. 2) Mansi 12, 959ff. 3) Mansi 12, 975.

4) Der unbekannte Verfasser verwechselt Valentinian III., den Zeitgenossen Markians und Berufer der Synode von Chalkedon, mit Valentinian I.

regiert; diese haben in Einhelligkeit und Übereinstimmung mit den Oberpriestern die Synoden versammelt, die Wahrheit der Glaubenssätze untersucht und die heiligen Kirchen eingerichtet und geordnet. Diese haben durch die Tat erwiesen, daß sie Priester und Könige sind. Du aber hast, seit Du den Purpur genommen hast, die Satzungen der hl. Väter nicht beobachtet. . . .
. . . Die Dogmen sind nicht Sache des Kaisers, sondern der Oberpriester, die wir Christi Geist haben. Ein anderes ist die Ordnung der kirchlichen Satzungen, ein anderes der Geist der weltlichen Befehle. Deinen kriegerischen, verkehrten und stumpfen Geist, mit dem Du die weltliche Politik leitest, kannst Du nicht zur geistlichen Regierung der Glaubenssachen verwenden. Ich beschreibe Dir nun den Unterschied von Papst und Kirche, von Kaisern und Oberpriestern . . . Wie der Oberpriester kein Recht hat, in den Palast hineinzuregieren und kaiserliche Ämter zu verleihen, so kann auch der Kaiser sich nicht in Kirchensachen mischen und Wahlen von Priestern veranstalten oder die Sinnbilder der hl. Geheimnisse heiligen und austeilen und ohne Priester nicht einmal an ihnen teilnehmen. Jeder von uns bleibe in dem Gebiet, in das ihn Gott gestellt hat."

Hier wird in der bestimmtesten und ausschließlichsten Weise das alte Recht des Kirchenregimentes, welches Justinian einst mit so viel Selbstbewußtsein ausgeübt hatte, den Kaisern abgestritten. Kirche und Staat sind zwei völlig getrennte Departements, und die weltliche Gewalt hat in Kirchensachen nicht hineinzuregieren. Bei so tief klaffendem Gegensatze der Anschauungen mußte die Entscheidung lediglich eine Machtfrage werden. Man glaube nun nicht, daß

in dem jetzt folgenden Kampfe die Kaiser ihre Maßregeln gegen die Kirche nur durch äußere Machtmittel, vorab das ihnen blindlings ergebene Heer durchgesetzt hätten. Die Sympathien des Volkes waren nicht durchweg auf Seiten der Verfolgten. Allerdings die bei der Menge höchst populären Mönche, „das Gewand der Finsternis“[1]), wie die Gouvernementalen sagten, waren inbrünstige Bilderverehrer; sie sahen sich als die handwerksmäßigen Bildermacher auch in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht. Italien freilich empörte sich infolge der kaiserlichen Edikte und ward — wenigstens vorläufig — nur durch die große Loyalität Gregors II. beschwichtigt. Auch Griechenland und die Inseln erhoben einen Gegenkaiser[2]), aber dessen Flotte erlag der kaiserlichen. In Hellas war einst das Christentum durch einen Kompromiß herrschende Religion geworden. Die alten Gottheiten und Heroen lebten oft in sehr durchsichtiger Hülle als Heilige und Blutzeugen weiter. Ihre angestammten Götter wollten sich aber die Hellenen nicht rauben lassen. Ganz anders lagen die Dinge jedoch in Kleinasien, das seit dem Slaveneinbruch das eigentliche Kernland des Reichs geworden war. Die dortige Provinzialbevölkerung war ebenso religiös als antistaatskirchlich. Altchristliche Sekten zählten hier noch zahlreiche Anhänger in den entlegenen Landstädtchen und unter der Bauernbevölkerung. Die enthusiastische phrygische Sekte der Montanisten hat erst Leon selbst ausgerottet. Phrygien war alle-

1) Σκοτίας δὲ τοῦτο τὸ σχῆμα καλέσας. Vita S. Stephani junioris in Analecta Graeca. Paris 1688, S. 443.

2) Die Aufrührer ziehen gegen die Hauptstadt, θείῳ κινούμενοι ζήλῳ Theophanes 405, 14.

zeit eine religiös sehr erregte Landschaft. Ein phrygischer Bischof ist der erste Apostel des Bildersturms. In Kotyaeion haben die Einwohner nacheinander vier Bischöfe totgeschlagen; die Täter waren keine Heiden, sondern antikirchliche, altgläubige Fanatiker. Noch im 9. Jahrhundert sollen hier Quartodecimaner existiert haben.[1] Auch Phrygien und Lykaonien waren großenteils ketzerische Landschaften.[2] Im eigentlichen Osten stand die Sache noch schlimmer. Hier saßen viele armenische Elemente, und die trefflichen Grenzsoldaten, die Paulikianer, wollten von der Reichskirche nichts wissen. Es ist nun bemerkenswert, daß die syrischen und armenischen Quellen den Bilderfeinden auffallend günstig sind. Das geschieht nicht allein aus Haß gegen die Reichskirche und weil diese Sonderkonfessionen den Bilderdienst nicht so enthusiastisch pflegten wie die Griechen, sondern weil die Kaiser in ihrem Kampfe gegen die Staatskirche allen Feinden derselben — und das waren diese Syrer und Armenier — freundlich entgegenkamen. Die bisher Verfolgten und Bedrückten erfreuten sich einer mildern, ja wohlwollenden Behand-

1) Τετραδῖται = Τεσσαρεσκαιδεκατῖται. Theophanes 496, 10. Τετραδῖται heißen die Quartodecimaner im 7. Kanon des II. ökumenischen Konzils. Dagegen Kanon 95 des Quinisextum Mansi 11, 984, wo namentlich Galatien als mit Ketzern überfüllt erwähnt wird, darf nicht hierher gezogen werden; denn der Kanon ist einfach dem oben angeführten des II. Konzils entlehnt. Zusätze betreffen die Paulikianer, Nestorianer und Monophysiten.

2) Theophanes 488, 23; 495, 2. Hier hausen die Athinganen, eine Spielart der Paulikianer; ein Zentrum derselben scheint Amorion gewesen zu sein, die Heimat Kaiser Michaels des Stammlers, der ihnen zugezählt wird. Theophan. contin. 42, 9ff. Heute bedeutet das Wort „Zigeuner“.

lung. So fand die kaiserliche Kirchenpolitik einen starken Halt in den offenkundigen Sympathien der kleinasiatischen Bevölkerung. Selbst unter dem hohen Klerus gewann die Regierung, je länger der Streit dauerte, um so ergebenere Anhänger. Die Söhne gestürzter Dynastien nehmen in der Regel das Mönchsgewand. Erzbischof Theodosios von Ephesos, der Sohn des Kaisers Tiberios, war einer der eifrigsten Verfechter der kaiserlichen Kirchenpolitik.[1]) Diese hochgebornen Prälaten sahen mit Verachtung auf die plebejischen und schmutzigen Mönche herunter. Die Vorsichtsmaßregeln, mit denen die VII. allgemeine Synode ins Werk gesetzt wurde, zeigen zur Genüge, wie feste Wurzeln die bilderfeindliche Gesinnung bei der Bevölkerung gefaßt hatte.

Je entschiedener nun die Priester für die Freiheit der Kirche eintraten, um so entschlossener verfolgten Kaiser, wie Leon und sein harter, aber bedeutender Sohn Konstantin ihr Programm, die Kirche zu einem Departement der Staatsverwaltung zu machen. Der erste Schritt war die Entfernung der Patriarchen von Alt- und Neurom und ihre Ersetzung durch gefügige Werkzeuge. In Konstantinopel ging das leicht. Auch dem römischen Papste soll Leon das Schicksal seines Vorgängers Martin angedroht haben. Indessen eine große griechische Flotte scheiterte 732 in der Adria[2]), und die Intervention der fränkischen Fürsten

1) Auch Gregorios Asbestas, Erzbischof von Syrakus, wird für einen Sohn Leon des Armeniers angesehen. Allerdings hatte dieser einen Sohn, der als Geistlicher Gregorios hieß. Er ist aber mit dem Erzbischof von Syrakus nicht identisch. Hergenröther, Photius 1, 358 Nr. 42.

2) Theophanes 410, 8; charakteristisch für die politische Denkweise der Bilderfreunde ist, daß der Geschichtschreiber sagt:

entrückte Rom auf immer der kaiserlichen Herrschaft. Immerhin verstand es Leon, durch Maßregeln, die lebhaft an die Kirchenpolitik des aufgeklärten Despotismus im vorigen Jahrhundert erinnern, Rom schwer zu treffen. Die reichen Patrimonien des hl. Petrus in Unteritalien und Sizilien wurden für Staatsgut erklärt. Viel einschneidender war eine andere Maßregel: die ganze Hämus-Halbinsel mit Ausnahme von Thrakien, die ehemalige Präfektur Illyricum, das sog. Vikariat Thessalonike, stand kirchlich unter Altrom. Durch kaiserliche Verfügung wurde dieses ganze weite Gebiet dem Sprengel von Konstantinopel zugewiesen. Auch die griechischen Teile Italiens und Siziliens wurden von Rom losgerissen, weil, heißt es, der Papst von Altrom in der Gewalt der Barbarenvölker steht.[1]) Die drei Patriarchen des Ostens, Untertanen der Chalifen, hatten gleichfalls die Bilderfeinde verdammt; Leon rächte sich, indem er Isaurien, das bis dahin Antiochien unterstanden hatte, zu Konstantinopel schlug.[1]) So haben die byzantinischen Kaiser den kirchenrechtlichen Grundsatz zu dem ihrigen gemacht, daß kein auswärtiger geistlicher Oberer innerhalb der Reichsgrenzen oberhirtliche Befugnisse ausüben solle. Die Diözese des ökumenischen Patriarchen deckte sich nun genau mit den Reichsgrenzen. Diesen Rechtsgrundsatz der gottlosen Bilderfeinde haben die späteren Vorkämpfer für die Sache Gottes energisch festgehalten. Als auf dem VII. Konzil Papst Hadrian seine alten Rechte geltend machte, ließ Patriarch

---

ᾐσχύνθη δὲ ὁ μάταιος ναυαγήσαντος τοῦ στόλου εἰς τὸ Ἀδριακὸν πέλαγος.

1) Hieroclis synecdemus et notitiae gr. epp. ed. G. Parthey 1, 529

Tarasios diesen Teil des Briefes weder verlesen, noch in die Akten aufnehmen.[1]) Als 870 die Legaten wiederum Anspruch auf die alten, Rom entrissenen Diözesen machten, sagten die Griechen: „Es ist höchst unanständig, daß ihr, die ihr vom griechischen Reiche abgefallen seid und mit den Franken Bündnisse geschlossen habt, im Gebiete des griechischen Kaisers, unseres Herrn, Ordinationsrechte festhalten wollt.“[2]) Roms eifrigster Parteigänger, der hl. Ignatios, dachte in diesem Punkte wie seine Landsleute. Als die Legaten mit Bezug auf Bulgarien wiederum die alten Beschwerden Roms vortrugen, erwiderte er bissig: „Ich bin nicht so jung, um mir etwas entreißen zu lassen, noch so altersschwach, um selbst zu tun, was ich an andern tadle.“[3]) Als endlich 879 auf dem VIII. allgemeinen Konzil die unermüdliche Kurie die Frage aufs neue zur Sprache brachte, antworteten die Griechen in sehr spöttischer Weise; sie wandten zunächst den üblichen parlamentarischen Kniff an, unbequeme Traktanden aus dem Wege zu räumen, indem sie erklärten, die Frage über die Patriarchalsprengel stehe gar nicht zur Debatte: „Wir haben es Eurer Heiligkeit früher gesagt und wiederholen es, daß die Frage über die Diözesangrenzen gegenwärtig nicht in Rede steht; sie verlangt eine besondere Verhandlung. Dennoch wollen wir über diesen Punkt gemeinsam mit Euch ein Gesuch an den allerfrömmsten Kaiser richten; und wie ihn Gott führen wird, und was er tun will, wir sind damit einverstanden und billigen es, wenn die hl. Kanones übereinstimmen und in

1) Vgl. Mansi 12, 1072 ff. 2) Hefele, Conciliengesch. 3, 415.
3) Hefele a. a. O. 3, 416.

Kraft bleiben. Der gottseligste Erzbischof Prokopios von Kaisareia in Kappadozien sagte: „Wir haben schon früher, wenn Ew. Heiligkeit sich erinnert, behauptet, daß dieser Gegenstand eine gesonderte Behandlung verlange; denn wir hoffen auf Gottes Erbarmen, auf die Frömmigkeit unserer hl. Kaiser und auf das Gebet unseres hl. Gebieters, daß, wenn wir unser Staatswesen des fernern im Fortschritt erstarken sehen, wir die alten Reichsgrenzen unseres Kaisertums und die Oberherrschaft über alles Gebiet unter der Sonne mit Gottes Hilfe zurückgewinnen werden. Wenn das geschehen sein wird, wird das Gutdünken Seiner Majestät die Grenzen der Oberpriesterstühle festlegen, so daß zwischen ihnen kein Streit mehr besteht, sondern in dieser Frage, wie in allen andern, tiefer Friede herrscht."[1]) Das war eine Vertröstung auf eine niemals eintretende Zukunft, d. h. eine höfliche Absage. Den Griechen war eben die Anschauung, daß nur der Kaiser über die Grenzen der geistlichen Diözesen in seinem Reiche verfügen könne, in Fleisch und Blut übergegangen.

Naturgemäß machte sich nach einem mehr als 60jährigen Kampfe ein starkes Friedensbedürfnis geltend. Die Frauen waren immer Bilderfreundinnen gewesen, und so ist es bezeichnend, daß die sehr energische Kaiserin Irene auf dem II. Konzil von Nikaia 787 die Bilderverehrung wieder herstellte. Dogmatisch ist das ein glänzender Sieg der Kirche und besonders Roms gewesen, was dieses durch seine Legaten recht nachdrücklich betonen ließ. Kirchenrechtlich sind dagegen die Herrschaftsgedanken der

1) Mansi 17, 488.

Kaiser durchgedrungen. Und das hatte seinen guten Grund. Unter den Beamten hatte sich allmählich eine dritte Gruppe gebildet, welche wir am ehesten mit dem parti politique im Frankreich Heinrichs III. und Heinrichs IV. vergleichen können. Diese geben die Entscheidung über Glaubensfragen der Kirche anheim; aber ebenso energisch hielten sie das staatliche Oberaufsichtsrecht über die Kirchenverwaltung fest. Dieser Gesichtspunkt war für Irene, für ihre geistlichen und weltlichen Berater durchaus maßgebend. Das zeigt ein bemerkenswerter Umstand. In der orientalischen Kirche hatte sich allmählich die noch heute gültige Praxis eingebürgert, die hohen Kirchenstellen nur an Mönche zu verleihen. Für einen kirchenpolitisch so wichtigen Posten, wie den des ökumenischen Patriarchen, waren die Fasten und Kasteiungen der weltfremden Klosterzelle eine ungeeignete Vorschule. Die Heiligen besorgten häufig die kirchlichen Geschäfte schlecht und bereiteten dem Staate unnütze Schwierigkeiten. Es ist nun bezeichnend, daß die großen Patriarchen der Folgezeit: Tarasios — Nikephoros — Photios sämtlich dem Laienstande angehören und ehemalige hohe Beamte sind. Ihr staatsmännisches Geschick und ihre politische Erfahrung bewahrte die byzantinische Kirche vor ähnlichen Niederlagen, wie sie dieselben im 7. Jahrhundert erlebt hatte, und doch galt es den Kampf mit Diplomaten und Hierarchen ersten Ranges, wie Hadrian I., Nicolaus I. und Johann VIII. Die Griechen wußten, was sie an diesen Laienpatriarchen hatten, und als 879 die Legaten wenigstens für die Zukunft die Bürgschaft verlangten, daß keine Laien auf den ökumenischen Stuhl erhoben würden, machten sich

merkwürdigerweise die Legaten der drei östlichen Throne, bei denen der Mönchspatriarchat am längsten in Übung bestand, zu Wortführern der entgegengesetzten Ansicht; man vergesse dabei nicht, daß diese armen Mönche auf Kosten der Kaiserlichen Regierung lebten, also notgedrungen[1]) deren Ansicht wiedergaben, indem sie sagten: „Das widerstreitet mit nichten der kirchlichen Satzung. Alle Stühle des Ostens stehen nicht an, denjenigen, sei es ein Laie oder Mönch oder Priester, auf den Hohenpriesterstuhl zu befördern, der die andern an Tugend überstrahlt.[2]) Christus ist nicht für die Kleriker allein auf Erden hinabgestiegen, und hat diesen allein die Tugendpreise vorbehalten; vielmehr gehören diese dem gesamten christlichen Volke. Würde jener Antrag angenommen, wären alle Hohenpriesterstühle zur Verödung und zum Untergang bestimmt. Denn die hervorragendsten unter unsern Hohenpriestern sind aus dem Laienstande hervorgegangen. Darum können wir diesen Antrag nicht annehmen, damit wir nicht gegen unsere Oberpriester die Stimme abgegeben zu haben scheinen.“[3]) Dieser Anschauung schloß sich die Synode an, indem sie erklärte, im allgemeinen für diese geistlichen Würden Priester und Mönche wählen zu wollen; wenn aber ein Laie besonders tüchtig erscheine, diesen nicht auszuschließen.

In einem und zwar einem sehr gewichtigen Punkte

---

1) Unter Photios' erstem Patriarchat waren die östlichen Legaten photianisch, unter Ignatios wurden sie ignatianisch, jetzt sind sie wieder photianisch. Kurz, man erkennt die Wirkung des jeweiligen Bakschisch.

2) Die tatsächliche Besetzung dieser Stühle in der damaligen Epoche bildet freilich eine blutige Satire auf diese Bemerkung.

3) Mansi 17, 489. Mansi 12, 999.

hat jedoch die Kirche einen entschiedenen Sieg errungen, es betrifft die Leitung der allgemeinen Konzilien. Bisher, wie wir gesehen, wurden diese durch den Kaiser und seine Kommissare regiert. In Nikaia treffen wir eine geistliche Leitung. Beim Beginn der Verhandlungen stellen die sizilischen Bischöfe den Antrag: „Wir halten es für würdig und in jeder Weise passend bezüglich dieser hl. allgemeinen Synode, daß zum Beginn der von uns zu erörternden Fragen der Vorstand der Residenzstadt Konstantinopel Neurom und allerheiligste Erzbischof beginne, die Türe der Worte öffne und das Nötige zuerst vortrage." Es wird also für den Patriarchen der Vorsitz in der Versammlung und die damit verbundene Feststellung der Tagesordnung beantragt, und das nimmt die Synode sofort an.[1])

Tarasios ist auch ein sehr schneidiger Präsident. Oppositionell gesinnte Synodalen macht er durch absichtlich in die Länge gezogene Aktenverlesungen mürbe. Dieses Mittel wendet er namentlich gegen die ihm als ehemaligen Laien etwas aufsässigen Mönche an. Diese haben kein Stimmrecht, dürfen sich aber an der Debatte beteiligen und machen von dieser Redefreiheit einen weitgehenden Gebrauch. Indessen der Vorsitzende versteht es, auch mit ihnen fertig zu werden. Er geht in seiner Selbstherrlichkeit sogar recht weit. Anträge, die ihm nicht passen, Aktenstücke, die Verfängliches enthalten, kommen, wie wir bereits gesehen, gar nicht zu Vortrag und Debatte. Man begreift, daß der Diakon Epiphanios in

1) Vgl. Hergenröther, Photios 1, 249, der annimmt, man habe dem Tarasios als früheren Staatsmann wegen der größeren Geschäftsgewandtheit gegenüber den römischen Legaten den Vorsitz übertragen.

seiner Lobrede auf die Synode ihn den Exarchen der gegenwärtigen Versammlung nennt. Genau so führt 879 in der VIII. allgemeinen Synode Photios das Präsidium. Hier hat also die Kirche dem Staate ganz entschieden ein wichtiges Vorrecht abgerungen. Die herrschende Beamtenpartei mochte um so lieber hier entgegen dem alten Herkommen der Kirche nachgeben, als gerade auf den Konzilien es sich in erster Linie um Glaubensfragen handelte, und in deren Erörterung sollte nach ihren Grundsätzen die Staatsregierung sich nicht hineinmischen.

Während so Staat und Kirche auf Grund eines Kompromisses Frieden schlossen, war die freikirchliche Partei mit diesen Abmachungen ganz und gar nicht zufrieden. Es sind das in erster Linie die Mönche. Sie waren klug genug, um einzusehen, daß sie eigentlich die Betrogenen waren. Das Ideal, für das sie gekämpft und selbst blutige Martyrien erlitten hatten, die kirchliche Freiheit, war ihnen geschickt wegeskamotiert worden, und doch lag ihnen an dieser mindestens ebenso viel, als an den heiligen verehrungswürdigen Bildern.

Die Mönchspartei wandte sich gegen die Führer der dritten Partei, die Laienpatriarchen. Vorerst quälte man die gouvernementalen Oberpriester durch faktiöse Opposition. So wurde der kaum gewonnene Kirchenfriede wieder in Frage gestellt. Theophanes sagt klagend bei Erwähnung der Kirchenversammlung von Nikaia[1]): „Die Kirche Gottes hatte nun den Frieden, wenn auch der Feind sein Unkraut durch seine eigenen Arbeiter zu säen nicht aufhört.“ Jetzt,

1) 463, 10.

„nachdem die allgemeine Kirche ihren alten Schmuck zurückerhalten und, nichts neues bestimmend, die Glaubenssätze der heiligen und seligen Väter unverrückt festgestellt und die neue Häresie verdammt und die drei Pseudopatriarchen verflucht hatte", gerieten die Heiligen unter sich in Zwist. Wir haben nämlich das bemerkenswerte Schauspiel, daß auf der einen Seite der hl. Platon und der hl. Theodoros und auf der anderen der hl. Tarasios und der hl. Nikephoros kämpfen. Der gleichfalls heilige Theophanes steht als unparteiischer Geschichtschreiber etwas verlegen in der Mitte; indessen durch Erziehung und Lebensauffassung — er war der Sohn eines hohen Beamten — neigt er zu den Patriarchen hin.[1])

Die Mönche waren schon mit der Restitution einer Anzahl bilderfeindlicher Bischöfe, die Buße getan hatten, höchst unzufrieden gewesen. Nun erhoben sie den Vorwurf gegen Tarasios, daß er gegenüber den Simonisten eine laxe Praxis übe. Vergebens waren alle Rechtfertigungsversuche des Patriarchen. Der Abt Sabas von Studion sagte sich von der Gemeinschaft mit ihm los. Bezeichnend ist auch, daß sein naher Freund, der nachher so berühmte Theodoros von Studion, die Synode von Nikaia gar nicht als ökumenisch anerkennen wollte, weil sie von Rom nicht bestätigt sei. 795 hatte Kaiser Konstantin seine Gattin entlassen, um ein schönes Hoffräulein zu heiraten. Der hochangesehene Abt Platon von Sakkudion und sein Neffe Theodoros von Studion

1) Manchmal läuft ihm freilich die Galle über, so wenn Theodoros von Studion im Kriegsrat das große Wort führt; dann spricht er von falscher Frömmigkeit oder richtiger Ignoranz und von einem üblen Ratgeber. Theophan. 497, 30; 498, 19.

kündigten jetzt Tarasios die Kirchengemeinschaft. Sie waren betrübt, daß er dem neuen Herodes gegenüber nicht die Festigkeit Johannes des Täufers gezeigt hatte. Sie wanderten ins Exil. Indessen 798 wurde Konstantin gestürzt, und Irene kam zur Alleinherrschaft. Die Verbannten kehrten zurück. Der gefällige Abt Joseph, welcher die kaiserliche Ehe eingesegnet hatte, wurde abgesetzt, und Irene veranstaltete eine Versöhnung des Patriarchen mit seinen Gegnern. Sie lobte beide Teile, den einen wegen seiner Klugheit, den andern wegen seines Eifers.

System kam in diese ganze Opposition, als der ebenso geistvolle als energische, aber auch ungewöhnlich schroffe Theodoros von Studion die Seele der Bewegung wurde. Der neue Patriarch Nikephoros war gleichfalls Laie und hoher Staatsbeamter gewesen wie Tarasios; sogleich wollten wegen der unkanonischen Wahl Platon und Theodoros ihm die Kirchengemeinschaft kündigen. Die Regierung dachte an strenge Maßregeln gegen das allzeit widerspenstige, angeblich von 700 Mönchen bevölkerte Kloster Studion. Indessen man stand davon ab. Theophanes verteidigt übrigens die Patriarchenwahl und bemerkt, daß „auch sonst viele aus dem Laienstande zu Bischöfen erhoben und würdig ihres Amtes Priester Gottes gewesen seien“.[1] Als nun vollends im Jahre 809 der Patriarch den reuigen Abt Joseph wieder zu Gnaden annahm, da gereichte das denselben Männern, welche die keineswegs einwandsfreie Irene sehr nachsichtig beurteilt hatten, zum schwersten Ärgernis. Feierlich

1) Theophanes 481, 31.

sagte sich der steinalte Abt Platon mit Theodoros und dessen Bruder, dem Metropoliten Joseph von Thessalonike, von aller Gemeinschaft mit dem Staatspatriarchen los. Seine Anhänger wurden als „Möchianer“ gebrandmarkt. Eine vom Kaiser versammelte Synode schickte die Eiferer ins Exil und stärkte dadurch ihren Einfluß. Denn bei dem großen Ansehen, das Theodoros genoß und durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel auch im Exil unterhielt, wurde er für Kaiser und Patriarch eine Quelle von Verlegenheiten. Auf die Vorstellung des kaiserlichen Geheimschreibers Stephanos, es sei unpassend, den geistlichen Oberhirten zu tadeln, antwortet er höchst ungnädig und mit großem Selbstbewußtsein: „Du schreibst, daß man den geistlichen Oberhirten außer in Glaubenssachen bei andern Aufträgen des Herrn, wenn er aus Unwissenheit oder mit Bewußtsein etwas Verbotenes tut, nicht tadeln darf.“[1]) Stephanos als Beamter wollte vor allem den Eklat vermeiden; allein auf diese Leisetreterei ließ sich Theodoros nicht ein. Er beweist aus dem alten und dem neuen Testamente und den Schriften des hl. Basileios, daß ein niedriger Stehender, aber durch Kenntnis und Verstand Hervorragender Höherstehende sehr wohl zurechtweisen dürfe.[2]) Auch der Einwurf, daß Joseph durch eine

1) Theodori Studitae ep. I 5 p. 188 ed. Venet.

2) Die Begeisterung des Studiten für Altrom läßt sich teilweise aus dessen absolutem Mangel an kirchlicher Subordination erklären. Er beteuerte seine unbedingte Ergebenheit gegen Altrom, um dadurch die Freiheit zu erlangen, um so schonungsloser dem neurömischen Bischof entgegenzutreten. Nach dem hergestellten Kirchenfrieden tadelte daher der neue Patriarch, der hl. Methodios (843—847), aufs heftigste diese Oppositionslust der Studiten; er sagte zu einem: „Du bist ein Mönch,

Synode losgesprochen worden sei, berührt ihn gar nicht; von der Autorität der Konzilien spricht er nahezu so abschätzig wie Luther: „Die Kirche Gottes bleibt unversehrt, wenn sie auch von vielen Geschossen getroffen wird, und die Pforten der Hölle können sie nicht überwinden. Sie duldet auch nicht, daß etwas gegen die bestehenden Ordnungen und Satzungen getan oder gesagt werde, wenn auch oft viele Hirten in Tollheit geraten sind. Auch[1]) große und starkbesuchte Synoden haben sie versammelt und sich Kirche Gottes genannt und haben dem Scheine nach für die Kanones geeifert, in Wahrheit gegen sie gehandelt. Was ist nun wunderbar, wenn auch jetzt 15 zufällig versammelte Bischöfe den nach den Kanones aus zwei Gründen Abgesetzten losgesprochen haben und ihm sein Priesteramt zu verwalten erlaubten? Eine Synode also, mein Herr, entsteht keineswegs einfach durch die Zusammenberufung von Bischöfen und Priestern, wenn es auch noch so viele sind. ‚Denn es ist besser einer, der Gottes Willen tut, als tausend Gottlose' (Sirach 16, 3) . . . Den Oberpriestern ist keinerlei Gewalt verliehen unter Übertretung des Kanons; nein, sie sollen die Glaubensdekrete befolgen und den Alten nachfolgen."[2])

Mit dem Patriarchen war er auch später nach eingetretener Versöhnung höchst unzufrieden: „Was

darum ist Dir nicht erlaubt, die Maßregeln der Priester zu kritisieren, sondern Du mußt Dich ihnen unterordnen und nicht sie Dir unterordnen und sie kritisieren."

1) Diese Stelle macht den Erklärern Not. Baronius denkt an das Quinisextum; allein dieses bedenkt Theodoros mit großem Lob.

2) Theod. Stud. a. a. O. I 42 S. 222.

soll ich vom Oberpriester sagen? Er übersendet uns keine Mitteilungen und will nichts von uns hören, und ist in allem dem Kaiser zu Willen."[1]) Besonders kränkte es ihn, daß die öffentliche Meinung sein heftiges Auftreten gegen den Patriarchen aus einem schlecht verhehlten Ärger wegen des ihm selbst entgangenen Patriarchats erklärte. Er beruft sich feierlich auf das jüngste Gericht, das zeigen soll, daß er die Wahrheit rede. „Wenn ich Menschen gefiele, wäre ich Christi Knecht nicht."[2])

Besonders energisch tritt er nun der Regierung als Verfechter der Kirchenfreiheit entgegen. Dem Kaiser streitet er jedes Recht ab, sich in Kirchensachen einzumischen. Vollends, daß der Kaiser an die für andere Sterbliche gültigen Rechtsnormen nicht gebunden sei, ist für ihn undenkbar. „Zu ihrer Verteidigung machen sie geltend, daß den Kaisern gegenüber die Vorschriften des Evangeliums nicht angewandt werden dürften! Schauet! ein neuer Vorläufer des Antichrists! . . . Wenn der Kaiser nicht unter dem Gesetze steht, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder der Kaiser ist Gott; denn allein die Gottheit ist dem Gesetze nicht untertan, oder es herrscht Gesetzlosigkeit und Revolution."[3]) Hier zeigt sich Theodoros als ein besonders kühner politischer Denker. Wie er und seine Gesinnungsgenossen dem Kaisertum jeden priesterlichen Charakter absprechen, so galt ihnen auch das "Princeps legibus solutus est" nicht mehr. Die strengen Christen machten mit der Abschaffung dieser aus dem Heiden-

---

1) Theod. Stud. a. a. O. I 26 S. 225.
2) a. a. O. I 28 S. 230 (Gal. 1, 10). 3) a. a. O. I 36 S. 247.

tum verbliebenen Reste der Gottähnlichkeit der Kaiserlichen Majestät entschiedenen Ernst. „Ein Evangelium haben wir empfangen, und wer von diesem Evangelium auch nur ein Titelchen wegnimmt, und wäre es ein Engel vom Himmel, verfällt dem unerbittlichen Gericht. Ist nun etwa der Kaiser höher als ein Engel?“ Später geht er noch viel weiter und tritt den Kaisern sehr schroff gegenüber; freilich waren in der Zwischenzeit wieder bilderfeindliche Kaiser auf den Thron gekommen, gegenüber denen Theodoros von allen Loyalitätsanwandlungen vollkommen frei war.

Zu Leon dem Armenier (813—820) äußerte er: „O Kaiser, wir sollten Dir, der Du von allem Guten abgewandt bist, in Zukunft nichts mehr sagen, noch Dir antworten. Aber da Du uns jetzt zu Fragen und Antworten förmlich reizest, will ich vor allem dies Dir antworten, daß die Verwaltung der Kirche den Priestern und Lehrern zukommt, dem Kaiser aber die der politischen Angelegenheiten. Das hat auch der Apostel (Ephes. 1, 12) in seiner Ermahnung gesagt: Gott setzte für die Kirche erstens Apostel, zweitens Propheten, drittens Lehrer ein. Aber nirgends gedenkt er der Kaiser. Denn jene müssen auch über Dogmen und Glauben Gesetze erlassen, Du aber ihnen folgen und niemals ein Amt an Dich reißen.“[1]) Vollkommen korrekt antwortet der Kaiser nach den überlieferten Anschauungen des Ostens: „Du stößt mich demnach aus der Kirche heraus.“ Eine so absolute Negierung jedes staatlichen Aufsichtsrechtes hatte

1) Diese Ausführung stammt von Johannes Damascenus or. II de imag. c. 12 p. 336 ed. Le Quien und weiter aus dem hl. Maximos.

selbst der hl. Maximos nicht behauptet. Indessen Theodoros bleibt fest: „Nicht ich werfe Dich hinaus, sondern der Bräutigam der Kirche und der göttliche Apostel, ja um es kurz zu sagen, hast Du selbst durch Deine Taten Deinen Austritt bewirkt. Willst Du wieder zur Gemeinschaft zurückkehren, tritt auf unsre Seite, die wir die Wahrheit verehren und Christi Bild anbeten in allem unsrem heiligsten Patriarchen und gemeinsamen Vater aller folgend.[1])

Leons Nachfolger, Michael (820—829), war äußerst duldsam; er erlaubte den Bilderfreunden freie Religionsübung mit Ausnahme der Hauptstadt. Im Anfang hoffte daher Theodoros, er würde zur Orthodoxie zurückkehren. Bald enttäuscht, weigert er sich sogar, vor ihm in Glaubenssachen auch nur zu disputieren: „Schon Leon drängte auf dasselbe Ziel, uns zu veranlassen, mit den Irrgläubigen zu disputieren, während er im entgegengesetzten Sinn die Entscheidung fällen wollte. Aber auch der jetzige Regent hegte dieselbe Absicht, als er vor drei Jahren sich mit uns unterhielt; auch die Entscheidung wollte er sich nicht vorbehalten, sondern sie dem oder jenem von unsern Gesinnungsgenossen einräumen. Aber weder wir, die gegenwärtigen, noch unser erlauchter Oberpriester haben ihn als einen profanen und fremden zugelassen. Denn nicht um weltliche und fleischliche Dinge handelt es sich, deren Entscheidung in der Macht des Kaisers und des weltlichen Gerichts liegt, sondern um göttliche und himmlische Glaubenssätze, die keinen andern anvertraut sind als denen, welchen der Gott Logos gesagt hat: Was ihr auf Erden bindet,

1) Theodori Studitae vita p. 37.

wird im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden löset, wird im Himmel gelöst sein. Wer sind die damit Beauftragten? ... Die fünfhäuptige Regierung der Kirche.[1]) Sie haben die göttlichen Dogmen zu entscheiden. Die Kaiser aber und Fürsten haben ihnen zu helfen und das Beschlossene zu bestätigen, und den fleischlichen Zank auszusöhnen. Betreffs der göttlichen Dogmen ist nichts andres von Gott zugelassen, und wenn es geschieht, wird es keinen Bestand haben."[2]) Diese Zurückweisung der Kaiser vom dogmatischen Gebiete war nach dem damals geltenden Kirchenrechte durchaus korrekt; nur wandte sie sich an die falsche Adresse; denn gerade Michael der Stammler hat zum Unterschied von seinem Vorgänger und seinem Nachfolger mit lobenswerter Zurückhaltung alle Einmischung in das Materielle, in die dogmatischen Streitfragen, zu vermeiden gesucht. Als Leon der Armenier den Bilderfreunden Stillschweigen auferlegte, war Theodoros so wenig geneigt, dies Gebot zu befolgen, als einst der römische Papst und der hl. Maximos sich dem Typos gefügt hatten. „Ist es recht, meinte er, Euch statt Gottes zu gehorchen? Eher könnt Ihr uns die Zunge ausschneiden, als daß wir aufhören für unsern Glauben zu reden. Hat es denn Sinn und Verstand, daß Ihr der Schlechtigkeit zur Herrschaft verhelft, während wir still dasitzen sollen? Nein, wir ertragen es nicht, auch nur eine Stunde unser Wort verborgen zu halten." Mit so temperamentvollen und revolutionären Leuten konnte freilich keine Regierung in Güte auskommen.

---

1) Die Patriarchen. 2) a. a. O. II 129 S. 461.

Wurde so der Kaiser zu einem bloßen Figuranten in Kirchensachen gemacht, hat Theodoros andrerseits Roms Primatansprüche um so rückhaltloser anerkannt. Kein griechischer Kirchenlehrer hat mit derselben Entschiedenheit wie Theodor die Auffassung festgehalten, daß Roms Primat nicht bloß ein Ehrenvorrang sei, sondern daß der Papst tatsächlich ein höchst wirksames Aufsichtsrecht über die Gesamtkirche auszuüben habe. Er fordert den Kaiser auf, die Entscheidung über den Streit mit dem Patriarchen dem römischen Bischof zu unterbreiten, „welchem die Obergewalt auf der ökumenischen Synode übertragen ist“, und dem „die sichere Entscheidung in Glaubenssachen“ zukommt.[1]) Aus dem Kerker zu Smyrna preist er den Papst als höchste Autorität: „Moab, d. h. Byzanz ist gesetzlos, es hat das evangelische Joch abgeschüttelt ... es ist wahnsinnig und trinkt Blut wie eine Löwin.... Eine warnende Stimme ist, wie vom Himmel gekommen, vom allerhöchsten, vom römischen Throne; sie rief: Was hast Du getan? Christus hast Du verleugnet, sein Bild verwerfend“[2]) ... Geradezu überschwenglich spricht er im Briefe an Papst Paschalis (817—824) von dem Primate: „Höre uns, apostolisches Haupt, gotterwählter Hirte der christlichen Schafe, Schlüsselträger des Himmelreichs, Fels des Glaubens, auf dem die katholische Kirche aufgebaut ist; denn Du bist Petrus, der Du Petri Stuhl zierst und behauptest; wir sind wahrhaft überzeugt, daß der Herr unsre Kirche nicht verlassen hat.... Zu Dir hat Christus gesagt: ‚Wenn Du Dich dermaleinst bekehrst, so stärke Deine Brüder‘ (Luk. 22, 32). Jetzt ist Zeit

---

1) a. a. O. II 129 S. 462. 2) a. a. O. II 62 S. 385.

und Ort. Komm uns zu Hilfe, der Du von Gott dies Amt empfangen.... Bezaubere die ketzerischen Bestien durch die Flöte des göttlichen Wortes.... Die gesamte Erde soll es vernehmen, wenn von Euch durch die Synode die Frevler und Verflucher unsrer heil. Väter verdammt werden."[1]) Ähnlich spricht er sich in einem mit andren Mönchen gemeinsam an den Papst gerichteten Schreiben aus: „Wir Demütigen haben wahrhaft erkannt, daß der wahre Nachfolger des Säulenapostels die römische Kirche leitete. Wir sind wahrhaft überzeugt, daß der Herr unsre Kirche nicht verlassen hat. Denn einzig und allein ist bei Euch ihre Hilfe und Rettung gewesen in diesen schweren Zeitläuften durch Gottes Vorsehung. Ihr seid in Wahrheit die ungetrübte und reine Quelle der Rechtgläubigkeit, Ihr der bergende ruhige Hafen der gesamten Kirche bei allem häretischen Sturmgebraus." So hat Theodoros Studites, wie kein andrer, die Freiheit der Kirche und den Primat des römischen Papstes mit felsenfester Überzeugungstreue bis zu seinem letzten Atemzuge verteidigt. Beide Kirchen haben ihn ihren Heiligen beigezählt und feiern ihn hoch als Kirchenlehrer. Indessen die römische Kirche tut das mit mehr Berechtigung als die orthodoxe, in welcher bald ganz andre Anschauungen Platz griffen. Theodoros und seine Anhänger standen mit ihrer papalistischen Gesinnung bereits sehr isoliert.[2]) Wohl

---

1) a. a. O. II 12 S. 314. 315.

2) Auch nach Herstellung der Orthodoxie 843 blieben die Gesichtspunkte der rechtgläubigen Beamtenpartei maßgebend. Der neue Patriarch Methodios, obwohl aus den Mönchen hervorgegangen, war durchaus kein Vertreter der Kirchenfreiheit; er bedrohte die Studiten mit dem Anathem, wenn sie nicht die Schriften verdammten, worin

zeigte sich in den nachfolgenden Ignatios-Photios-Wirren, daß die römische Kirche überzeugte und sehr ergebene Anhänger im griechischen Reiche besaß; allein sie standen in der Minorität. Ja, es scheint, daß gerade diese romfreundliche Gesinnung der Strengen und Frommen ihnen bei der immensen Majorität der Bevölkerung alle Popularität und allen Einfluß raubte. Bereits 692 hatte die versammelte Synode eine Reihe römischer Gebräuche, so das Heiratsverbot für Presbyter und Diakone, das Fasten am Sabbat usf. scharf getadelt. Man darf darin nicht nur kleinliche Nörgeleien sehen, es sind die ersten Regungen des erwachenden griechischen Nationalbewußtseins. Als nun ein Menschenalter nach Theodoros' Tod Photios sein Manifest gegen den Westen, die berühmte Encyklika von 867 erließ, da zeigte sich der gewaltige Gesinnungsumschwung. Das gesamte Hellenentum jauchzte „dem apostelgleichen ökumenischen Lehrer“ zu, nicht wegen seiner armseligen Distinktionen zwischen griechischer Orthodoxie und römischer Katholizität, sondern weil das Nationalgefühl der Griechen in dieser Absage an Rom, die ehemalige Herrscherin, seinen lebendigsten und ihm am meisten sympathischen Ausdruck fand. Als Kaiser Basileios den Patriarchen absetzte, erhielt dieser Ergebenheitsadressen von Pelzhändlern, Fischverkäufern, Nadelfabrikanten, Zimmerleuten usf., ein Beweis, daß man ihn einfach als den großen Patrioten feierte. Mit Photios war auch keineswegs der Orient kirchlich von Rom losgetrennt. Im

---

ihr Meister sich unehrerbietig gegen die hl. Patriarchen Tarasios und Nikephoros ausgesprochen hatte. Hergenröther, Photius 1 354.

Gegenteil, in den nachfolgenden Jahrhunderten wurden noch zahlreiche ἑνώσεις, Unionen, vollzogen, und die Päpste haben noch oftmals entscheidend in die oströmischen Verhältnisse eingegriffen. Aber Lateiner und Griechen standen sich mit starken nationalen Antipathien als zwei bewußt fremde Völker gegenüber. Die damalige Zeit hat eben die ethnische Differenz nicht aus Abstammung und Sprache hergeleitet, sondern theologisch erläutert. Die nationalen Unterscheidungszeichen waren das filioque und die ungesäuerten Brote. Wer daran festhielt, war ein Schismatiker, d. h. ein schlechter griechischer Patriot.

Die Idee der Kirchenfreiheit war in Ostrom jetzt definitiv unterlegen. Die Oberaufsicht des Kaisers auch in kirchlichen Dingen wurde nicht nur hingenommen, sondern als das durchaus Rechtmäßige in den folgenden Jahrhunderten allgemein anerkannt. Auf diesem Standpunkte verharrt man nun endgültig, ohne daß eine Weiterentwicklung stattfindet. Das wirkt so stark, daß in kirchenrechtlicher Beziehung nur der Kaiser noch produzierend erscheint. „Die kaiserliche Gesetzgebung drängte die kirchliche in den Hintergrund."[1]) Das zeigt ein Blick auf die Novellen der nachjustinianeischen Kaiser. Vor allem die gesetzgeberische Tätigkeit Leons des Philosophen (886—911) beschäftigt sich in reichstem Maße mit Kirchensachen. Sie verstattet dem verheirateten Bistumskandidaten, der legitime Kinder besitzt, wenn er durch Tugend ausgezeichnet ist, zur Bischofswürde emporzusteigen. Sie gibt Verordnungen darüber, wer Privatgottesdienste abhalten darf, über Säkulari-

---

1) Hergenröther, Photius I 303.

sation von Klerikern, daß man keinen zum Subdiakon unter 25 Jahren weihen dürfe usf. Kann man diese und ähnliche Vorschriften als zu dem Aufsichtsrecht der Kaiser über die Kirche gehörig ansehen, so greifen andere Verordnungen entschieden in die Spiritualia über, so wenn Leon unter Aufhebung eines Kanons des Quinisextums in jedem Gotteshause zu taufen erlaubt[1]), oder wenn er gar[2]) Festtage „für die in der Kirche hervorragenden Gottesredner und Leuchten“, nämlich für Athanasios, Basileios, die beiden Gregore, Johannes, „den goldenen Mund des Geistes“, Kyrillos und Epiphanios festsetzte. Das ist, wenn auch in bescheidenen Grenzen, ein Wiederaufleben des justinianeischen Cäsaropapismus. Doch auch dieser Kaiser erfuhr, daß er gegenüber der Kirche nicht allgewaltig war. Der mutige Patriarch Nikolaos Mystikos ließ sich lieber absetzen, als daß er Leons vierter Ehe zugestimmt hätte. Rom, das damals in traurigem Verfall sich befand, war nicht abgeneigt, den verlangten Dispens zu erteilen.

Freilich hat in dieser Disziplinfrage die römische Kirche nie so rigoristisch wie die anatolische gedacht. Immerhin war dies nicht gerade die passendste Gelegenheit, das Ansehen des Primats zu wahren. Allein Nikolaos triumphierte nach Leons Tode, und seine Anschauung wurde durch die Synode von 920 und den daselbst ausgearbeiteten tomus unionis zur herrschenden in der griechischen Kirche er-

1) Diese Verordnungen findet man am bequemsten bei C. E. Zachariae, ius Graeco-Romanum III. Diese S. 87.

2) a. a. O. S. 184.

hoben, ein letzter aber gewaltiger Sieg der Kirche über den Staat.[1])

Doch auch Leons Nachfolger haben in seinem Geiste das Aufsichtsrecht über die Kirche stets festgehalten. Hierin zeigten sie oft große Energie. Nikephoros Phokas verbot 964 die Gründung von neuen Klöstern und Greisenasylen und die Vermehrung des Grundbesitzes der Gotteshäuser. Und dabei war Nikephoros ein halber Mönch und strenger Asket, der im vertrautesten Verkehr mit den damals emporkommenden Athosmönchen lebte. Aber der ungeheuere Reichtum der Klöster schien ihm aus wirtschaftlichen Gründen eine Gefahr für den Staat. „Wenn ich sehe, daß die, welche ein engelgleiches Leben zu führen gelobt haben . . ., dieses Gelöbnis zur Lüge machen und dem geistlichen Gewand entgegenwirken, so weiß ich nicht, ob ich eine solche Handlung eine Komödie nennen soll, die zur Lästerung von Christi Namen führt. Da nun der Besitz dieser ungeheuern vielhufigen Grundstücke und Ländereien, welche eine Unmenge Sorgen wegen des Ertrags erzeugen, weder einer Verordnung der Apostel, noch der Väter entspricht, . . so ist offenbar, daß dies nicht zu einem tugendhaften Leben und zur Einfachheit paßt, sondern zum körperlichen Wohlbefinden, wenn die geistlichen Väter (wehe!) dem Luxus sich ergeben.“ Der lange Erlaß, der sich wie eine Predigt anhört, verordnet, daß die von frommem Wohltätigkeitsdrang Erfüllten ihre Habe

1) Das hinderte freilich nicht, daß die russischen Prälaten Iwan dem Schrecklichen nach kurzem Zögern eine vierte Ehe gestatteten. Sie wußten allerdings, daß der Tyrann mit Austeilung von Märtyrerkronen schnell bei der Hand war.

verkaufen und den Armen geben sollen; ferner soll man die Klöster in die Wüste und nicht inmitten fruchtbarer Äcker bauen, so daß ihr Umfang die Grenze ihres Gebietes sei.[1]) Begreiflicherweise war der Klerus von dieser Gesetzgebung wenig erbaut. Darum sah sich sein zweiter Nachfolger Basileios II., ein gewaltiger Fürst, der sonst Rücksichten nicht kannte, doch veranlaßt, 988 das Gesetz feierlich zurückzunehmen, „da dasselbe Ursache und Wurzel der gegenwärtigen Trübsale und der allgemeinen Unordnung und Revolution im Reiche geworden ist, da dasselbe nicht allein zur Vernichtung und zum Hohn der Kirchen und Gotteshäuser, sondern auch Gottes selbst erlassen wurde, und dies haben die Tatsachen bewiesen; denn seit diese Gesetzgebung in Kraft getreten, ist uns in unsrem ganzen Leben nicht das Geringste geglückt, sondern im Gegenteil, keine Gestalt des Unglücks hat uns jemals verlassen.“[2]) Es ist das ein höchst bemerkenswertes Eingeständnis des Staates, daß er gewisse Grenzen der Kirche gegenüber nicht überschreiten darf. Wenn behauptet wird, der Episkopat sei durch den Cäsaropapismus durchaus korrumpiert gewesen und die Abhängigkeit der Bischöfe von den Metropoliten und der Metropoliten vom Patriarchen sei eine sklavische gewesen[3]), so geht das zu weit. Selbst einem so stark theologisch angehauchten Kaiser gegenüber wie Alexios Komnenos, wagen die Bischöfe Vorstellungen zu machen auf einem Gebiete, welches recht eigentlich als kaiserliche Domäne gilt, nämlich bei der Frage,

1) a. a. O. S. 293ff. 2) a. a. O. S. 303.
3) Hergenröther, Photius 1 309.

wer Erzbistümer und Bistümer zu Metropolen erheben dürfe. Sie verlangten, daß „unvernünftigen Forderungen“ ein Damm gesetzt werde. Und der Kaiser verpflichtet sich, keine Kirche zu Metropolen zu erheben, außer unter vier Bedingungen: 1. wenn der regierende Kaiser, unbeeinflußt von Menschengunst, dies von Anfang an beabsichtigte, 2. wenn er die betreffende Stadt ehren will, 3. wenn er eine spezielle Andacht für die dortige Kathedralkirche empfindet, 4. wenn der betreffende Oberhirt für sein leuchtendes Tugendleben belohnt werden soll. Hier zeigt sich die ganze Schlauheit des Komnenen. Er gab den Priestern zum Scheine nach und behielt doch die ganze Sache in Händen. Denn was sollte schließlich die Klausel besagen: der Patriarch müsse den Antrag nach den Kanones prüfen und das Dekret nur in den Kodex des Patriarchats eintragen lassen, wenn der Kaiser „einen guten Grund für die Erhöhung der Kirche“ vorgebracht habe.[1]) Freilich ist andrerseits der ordo thronorum zu allen Zeiten als ein echt kaiserliches Privileg angesehen worden. Leon der Weise hat durch seine ὑποτύπωσις zuerst die Sitzordnung der Prälaten festgestellt; revidiert hat sie Alexios I., und ganz neu hat sie Andronikos der Paläologe geordnet. Zu der Zeit, wo im Westen der gewaltige Streit zwischen imperium und sacerdotium entbrannt war und letzteres glänzende Erfolge davontrug, hatte der Osten endgültig die entgegengesetzte Anschauung zur herrschenden gemacht. Und so ist es geblieben. Das im 17. Jahrhundert gebräuchliche kanonistische Handbuch der

1) a. a. O. S. 368.

Prälaten, die βακτηρία τῶν ἀρχιερέων, sagt bezüglich der Kirchenordnung des Paläologen Andronikos: „Der Kaiser Andronikos der Paläologe hat die einen Metropoliten geehrt und von geringeren Plätzen auf höhere erhoben und andere hochstehende im Range erniedrigt, da er als Kaiser die Vollmacht dazu hatte“ (ἔχων τὴν ἐξουσίαν, ὡς βασιλεύς).

Ein undankbares Kapitel bei der Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kirche bildet schließlich die Behandlung der Dissidenten. Von Anfang an hatte der Grundsatz bestanden, daß Reichsangehörigkeit und Glauben identisch seien. Duldung sowohl der Heiden als der Andersgläubigen war damit ausgeschlossen. Die εὐσεβέστατοι καὶ φιλόχριστοι βασιλεῖς haben es an Eifer in dieser Beziehung nicht fehlen lassen. Die Bekehrung, und wo diese nicht gelang, die offizielle Zurücksetzung und Unterdrückung der Dissenters war daher für den Staat eine Notwendigkeit. Auf diesem Wege hatte man Syrien und Ägypten verloren, deren monophysitische Bevölkerung lieber den Arabern gehorchte, als daß sie die Maßregelungen der römischen Regierung und ihrer Staatskirche ertragen hätte.[1]) Wie wir schon gesehen, sind die Bilderstürmer höchst duldsam gegen die im östlichen Kleinasien so zahlreichen „Abgetrennten“ gewesen; es geschah das freilich nicht aus Grundsätzen der Duldung, die gerade diesen Monarchen sehr fern lagen, sondern aus politischen Gründen. Wenn das Heer so stark bilderfeindlich ist, so erklärt sich das offenbar daraus, daß die

1) Barhebräus sagt mit dürren Worten, die Syrer hätten das Araberjoch als ein Glück betrachtet, quod erepti fuerimus a crudelitate Graecorum et ab amaro eorum in nos odio. Hist. eccl. I 274.

tüchtigsten Regimenter, wie das armenische Thema, aus heterodoxen Grenzern zusammengesetzt waren. Die Armenier und Paulikianer im byzantinischen Heere entsprechen gewissermaßen den zum Raskol haltenden Kosaken. Die Militärrevolte des θέμα Ἀρμενιάκων 794 hat möglicherweise auch religiöse Gründe. So würde sich die Teilnahme des Bischofs von Sinope erklären, wahrscheinlich eines fanatischen Bilderfeindes, und so wird es verständlich, wenn die rechtgläubige Regierung diesen Gesalbten des Herrn summarisch abtut.[1])

Besonders wichtig sind die Angaben des zeitgenössischen Theophanes. Kaiser Nikephoros (802–811) wird von der mönchischen Geschichtschreibung sehr ungünstig beurteilt, weil er energisch das Aufsichtsrecht in Kirchensachen geltend machte und, was der Orientale stets besonders schändlich findet, stark fiskalisch war. Indessen, da er von tadelloser Rechtgläubigkeit war, konnte man ihm nichts Rechtes anhaben. Es wird ihm aber zum Vorwurf gemacht, daß er die Paulikianer und Athinganen beschützte.[2]) Diese wertvolle kriegerische Bevölkerung des anatolischen und des armenischen Themas behandelte der Kaiser aus wohlverstandenem politischen Interesse mit großer Duldsamkeit. Sein ebenso frommer als beschränkter Nachfolger Michael Rhangabe (811–813) wollte, „vom Eifer Gottes erfüllt, auf Anstiften des Nikephoros, des heiligsten Patriarchen und der andren Frommen“, eine blutige Inquisition gegen Paulikianer und Athinganen veranstalten; doch einige übelgesinnte Ratgeber brachten ihn unter dem Vorwande der

1) Theophanes 468, 23 ff. 2) Theophanes 488, 22 ff.

Reue davon ab.[1]) Immerhin ließ der fromme Kaiser Michael nicht wenige derselben hinrichten. Das gibt uns den Schlüssel zum nachherigen Pronunziamento Leons des Armeniers. Bei dem Unglück im Bulgarenkriege brechen die Anhänger der verschiedenen Sekten in Schmähungen gegen den unfähigen Kaiser aus und wünschen den siegreichen Bulgarenbekämpfer Konstantinos zurück.[2]) Als besonders erbittert werden die Soldaten des armenischen und des kappadozischen Themas genannt[3]); diese sind offenbar mit jenen Dissenters identisch. Die Erhebung Leons des Armeniers und die nachherige fast dreißigjährige Wiederherstellung der Herrschaft der Bilderfeinde war somit lediglich eine Folge von Michaels Unduldsamkeit. Allein die wiederhergestellte Orthodoxie scheint auch hier gar nichts gelernt zu haben. Die fromme Theodora begann sofort den Religionskrieg gegen die Paulikianer, welcher nach mehr als dreißigjährigem Kampfe erst von Basileios I. unter Strömen Bluts beendigt ward.[4])

Indessen im 10. Jahrhundert erwiesen sich die Verhältnisse mächtiger als die rechtgläubige Glaubensausschließlichkeit. Die römische Herrschaft hatte sich bis Melitene und über den Euphrat und nach Syrien wieder ausgedehnt. Dadurch fiel die ganze arabische Militärgrenze in die Gewalt der Römer. Von Melitene bis Tarsos hatte sich eine ganze Kette von Festungen und kleinen Forts erstreckt, welche

---

1) Theophanes 495, 1 ff. 2) Theophanes 496, 9ff.

3) a. a. O. 500, 13.

4) Die Zeitgenossen haben das kopflose Beginnen der fanatischen Frau scharf genug verurteilt. Ὃ καὶ πολλῶν κακῶν τὴν ἡμετέραν ἐνέπλησεν Theophan. cont. 165, 15.

einen eigenen Verwaltungsbezirk bildete, el Awássim, „die Defensionen“ genannt.[1]) Natürlich war dieser Grenzstreifen menschenleer. „Öde und unbewohnt waren früher Lykandos und das sog. Tzamandos und die benachbarten Teile des armenischen Gebiets.“[2])

Die Regierung hat nun mit großem Eifer die wirtschaftliche Blüte dieser Landstriche wieder herzustellen versucht und zu diesem Zwecke häretische, aber fleißige und gewerbsame Kolonisten angesiedelt. Da das Territorium vorzügliche Weidedistrikte enthielt, wurden bereits unter Leon dem Philosophen (886—911) zahlreiche Armenier dahin verpflanzt.[3]) Nach der Eroberung Syriens hat dann Nikephoros Phokas (968) Schritte zur Wiederbevölkerung des völlig ruinierten und menschenleeren Melitene getan. Er forderte den damaligen jakobitischen Patriarchen der Syrer, Mar Johannes (965—985), auf, Melitene, Hanzīt und Klīsūrā[4]) mit seinen Syrern zu besiedeln; schon damals treten die geistlichen Oberhäupter auch als politische Chefs ihrer Glaubens- und Volksgenossen, wie im heutigen Orient, auf. *Der Kaiser versprach feierlich, die neuen Ansiedler mit allen Chalkedonquälereien zu verschonen.* Das Land blüht mächtig auf. In dem neuerbauten Kloster Bārīd nimmt der Patriarch seinen Wohnsitz; zahlreiche Kirchen und Klöster erheben sich in dem von syrischen Zuwanderern bevölkerten Distrikt von Melitene. Indessen der griechische Klerus ruhte

1) A. Müller, Der Islam I 488.

2) Const. Porph. de them. 32, 17.

3) Const. Porph. de them. 33, 16.

4) Τὸ δὲ Χανζὶτ καὶ ἡ Ῥωμανόπολις κλεισοῦρα τῶν Μελιτηνιατῶν ὑπῆρχον Const. Porph. de admin. 226, 5.

nicht, bis der Patriarch und einige Bischöfe nach Konstantinopel zum Religionsexamen geschleppt wurden. Später wurden sie gefangen gesetzt. Allein unter des Nikephoros Phokas Nachfolger Johannes Tzimiskes (969—976) wurden sie sofort entlassen, und nun herrschte in der Hauptsache Religionsfreiheit.[1]. Aber wieder störte die Geistlichkeit, was die Regierung gut eingerichtet hatte. Nikephoros, der orthodoxe Metropolit von Melitene, war ein Jugendfreund des Kaisers Romanos Argyros (1028—1034); er setzte eine neue Glaubensuntersuchung durch. Bei derselben, die wieder in der Hauptstadt abgehalten wurde, ging es äußerst roh zu; die rechtgläubigen Bischöfe scheuten vor tätlichen Mißhandlungen der Monophysiten nicht zurück. Anders die Laien. „Viele der griechischen Großen wurden dadurch ganz erregt und brachen, von Trauer erfüllt, in Tränen aus. Sie gingen, empörte Worte murmelnd, hinaus."[2] Durch lange Kerkerhaft suchte man die Bischöfe mürbe zu machen und einige legten denn auch nach langen Quälereien ein orthodoxes Bekenntnis ab. Die Folge dieser Mißhandlungen war, daß Mar Dionysius (1034—1049) sich nach Amida, auf arabisches Gebiet, zurückzog. Bei den Muslimen konnte man eher auf eine verhältnismäßige Duldung hoffen, als bei dem rechtgläubigen Kaiser und seinem streitsüchtigen Patriarchen.

Ganz ähnlich waren die Verhältnisse der Armenier,

---

1) Barhebr., hist. eccl. S. 412ff. Freilich galten jetzt die monophysitischen Bischöfe im arabischen Reiche als politisch verdächtig, da „ihr Patriarch im römischen Reich lebt und ein Freund der Römer ist". Vgl. die interessanten Verhandlungen bei Barhebräus, hist. eccl. 3, 274.

2) a. a. O. S. 428.

die aber eine viel größere Bedeutung als die Syrer haben, weil zahlreiche Zivil- und Militärbeamte, zum Teil Männer in den einflußreichsten Stellungen, Armenier waren, und dazu in den östlichen Provinzen der armenische Bestandteil der Bevölkerung ein sehr starker war. Merkwürdigerweise wird von den armenischen Chronisten Nikephoros Phokas außerordentlich günstig, dagegen der selbst Armenien entstammende Johannes Tzimiskes höchst unfreundlich geschildert. Offenbar war das Verhältnis beider Fürsten zu den Armeniern im Reich genau das umgekehrte wie zu den Syrern. Die bis dahin unabhängigen armenischen Reiche waren 1021 und 1045 von Basileios Bulgaroktonos (976—1025) und Konstantinos Monomachos (1042—1054) annektiert worden. Basileios, ein so schonungsloser Kriegsmann er war, ist doch der einzige byzantinische Fürst, welcher zielbewußt die Toleranz als Regierungsgrundsatz übte. Natürlich wurden die völlig orthodoxen Bulgaren von den Griechen genau so gehaßt wie die ketzerischen Syrer und Armenier. Nur hatte man nicht in einem abweichenden Glaubenssymbol eine so bequeme Handhabe, dem Nationalhaß Ausdruck zu geben. Indessen der höchst staatskluge Kaiser hat nach der Niederwerfung des Bulgarenreiches 1018 nur eine Personalunion eintreten lassen. Die bisherige einheimische Verwaltung blieb bestehen; ebenso behielt die Kirche von Achrida ihre Autonomie und erhielt 1019 einen slavischen Oberpriester. Genau so verfuhr er mit seinen neuen armenischen Untertanen. Er war bei diesen sehr beliebt. Der Geschichtschreiber rühmt seine Milde und seine Wohltätigkeit gegen Witwen und Ge-

fangene[1]), Züge, welche uns in den griechischen Darstellungen von des Kaisers Charakter nicht begegnen. Noch auf dem Sterbebette soll er seine große Liebe für Armenien durch einen Spezialerlaß an seinen Bruder und Nachfolger Konstantin gezeigt haben. „Unwiderruflichen Befehl wegen des Landes Armenien legte er ihm auf, damit er dieses Volk mit väterlicher Liebe behandle. Ebenso empfahl er ihm die Söhne Senekherims ... und alle Fürsten des Hauses Haykh; er befahl ihm auch, allzeit gute Gesinnung gegen die Christusgläubigen zu hegen. 28 Jahre regierte Wasil über die Römer, in Heiligkeit und Jungfräulichkeit führte er dieses Leben und entschlief in gutem Glauben an Jesus Christus, und sie begruben ihn bei den heiligen Kaisern guten Gedächtnisses.“[2]) Wie man sieht, war Basileios außerordentlich populär bei den Armeniern eben wegen seiner Duldsamkeit. Die armenischen Prinzen, die Söhne Senekherims von Waspurakan, begaben sich nach Konstantinopel und riefen bei Basileios' Grabmal: „Du hast uns in das Land der Römer gebracht und siehe, sie bedrohen uns mit Tode. Gib uns Recht gegen unsre Widersacher, o unser Vater!“ Dies machte auf Kaiser Michael großen Eindruck, und die Denunziationen hörten auf.[3]) Indessen bald begannen wieder die üblichen Quälereien. 1050 zitierte Kaiser Konstantin den Katholikos Petros nach der Hauptstadt. Er erschien mit zahlreichem und glänzendem Gefolge, und er wurde in der Tat mit allem seinem Rang entsprechenden Pomp empfangen; allein man ließ ihn

---

1) Matthēos Uṙhaçi I 18 p. 36, Ausg. v. Jerusalem.
2) a. a. O. I 38 S. 61. 3) a. a. O. I 55 S. 97.

nicht mehr nach Armenien zurück; er mußte in Sebasteia, wie der syrische Patriarch in Melitene, residieren. Unterdessen wurde in Armenien selbst eine starke orthodoxe Hierarchie eingerichtet, eine Metropolis in Keltzene, mit nicht weniger als 21 Bistümern, die ihren Sitz vielfach in armenischen Klöstern nahmen. Es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß diese rechtgläubigen Hirten eine zahlreiche Herde um sich versammelten. Die Hauptsache wird die Okkupierung der armenischen Kirchengüter gewesen sein. Das Verhältnis war offenbar ein ähnliches wie das des katholischen Episkopats unter den lateinischen Kaisern und der anglikanischen Bischöfe in Irland. Schon dies mußte notwendig zwischen Griechen und Armeniern eine sehr gereizte Stimmung erzeugen.

Unter Konstantin Dukas (1059—1067) wurde der Tod des Katholikos Tēr Petros (1062) benutzt, um energisch gegen die Armenier vorzugehen und eine Union zustande zu bringen. Sein Nachfolger Tēr Chaçik und mehrere Bischöfe wurden zu diesem Zwecke in Konstantinopel gefangen gehalten.[1] Er soll argen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sein.[2] 1065 vereinigten sich dann Kaiser und Patriarch mit den Klerikern und Hofleuten „in dem pestilenzialischen und unreinen“ Gedanken, den Glauben des heiligen Erleuchters durch ihren verwirrten und unvollkommenen Glauben zu ersetzen.[3] Mehrere Prinzen und Gelehrte waren bereits in Konstantinopel erschienen; man hatte auch mit einem willfährigen armenischen Theologen, Yakôbos Sanahneçi, eine

1) a. a. O. I 85 S. 165. 2) a. a. O. I 89 S. 183.
3) a. a. O. I 93 S. 191.

Unionsformel ausgearbeitet und in der Sophienkirche deponiert. „Doch wie ein Adler fliegt, eilte Gagik, der König von Ani, nach Konstantinopel." Er ließ sich das Unionsformular vorlegen, zerriß es und herrschte den unglücklichen Vardapet an: „Wie hast Du gewagt, solches zu tun, in einen solchen Wortschwall zu geraten, der Du doch ein Geistlicher bist." Darauf wendet er sich an den Kaiser mit den stolzen Worten: „Siehe! ich bin ein König und der Sprosse armenischer Könige, und ganz Armenien gehorcht meinen Befehlen. Ich bin wohl unterrichtet im ganzen alten und neuen Testament, und ganz Armenien kann meine Worte bezeugen, daß sie mich den Lehrern (Vardapeten) gleichstellen. Siehe! Ich werde hier vor den Römern über den Glauben der armenischen Nation Vortrag halten."[1]) In der Tat schreibt nun der wunderliche Fürst eine lange dogmatische, vom Chronisten uns erhaltene Abhandlung und übergibt sie Kaiser und Patriarch.[2]) Offenbar aus politischen Gründen erklärte Dukas seine Rede für ganz orthodox, und durch Gagiks Energie wurden die Armenier vor weiteren Vexationen bewahrt.

Diese armenischen Fürsten waren freilich auch höchst unbändige und schwer zu behandelnde Untertanen. Das zeigt der Bericht über Gagiks Rückkehr.[3]) „Damals zog Gagik vom Angesicht des Kaisers weg und begab sich mit großem Pomp nach seiner Heimat. König Gagik gelangte nach Kesaria,

---

1) Matthēos Uṙhaçi I 93 S. 195.

2) Im Beginn heißt es, er habe den Vortrag niedergeschrieben, und zum Schluß, er habe ihn vor Dukas gehalten. Offenbar ist beides geschehen.

3) a. a. O. I 94 S. 216.

der Stadt der Gamir (Kappodozier); da er aber erbittert auf die Griechen war, brach sein großer Grimm über den Metropoliten von Kesaria aus, namens Markos. Denn dieser war ein arger Schismatiker, ein schändlicher und unreiner Lästerer und Häretiker." Seine Hauptsünde war, daß er seinen Hund Armēn nannte. Beim Mahle läßt Gagik den Metropoliten festnehmen, auf scheußliche Weise ermorden und seine Bischofswohnung und seine Güter durch die Soldaten ausplündern. Die Griechen klagten auch, daß die Armenier sich ihnen gegenüber viel unmenschlicher als die Türken benommen hätten, so daß Romanos Diogenes vor seinem unglücklichen Feldzug 1071 gegen die Seldschuken den Schwur tat: „Bei meiner Rückkehr vom Kampf mit den Persern werde ich den armenischen Glauben vertilgen."[1])

Die nationale und religiöse Erbitterung zwischen beiden Völkern war viel zu groß, als daß das von einigen bedeutenden Fürsten als Grundsatz proklamierte Duldungsgesetz auf die Dauer hätte Beachtung finden können. Durch den siegreichen Einbruch der Seldschuken wurde die ganze Religionsfrage für den oströmischen Staat gegenstandslos, da die von Syrern und Armeniern bewohnten Reichsteile ihm definitiv entrissen wurden.

Endlich ist noch die Stellung der nichtchristlichen Religionen im oströmischen Staat zu erörtern; das Heidentum, welches seit Theodosios des Großen Gesetzen rechtlich nicht mehr anerkannt wurde, wohl aber noch zwei Jahrhunderte Spuren seiner Lebens-

1) a. a. O. I 103 S. 238.

kraft zeigte, soll hier nicht erörtert werden. Dagegen ist interessant die Stellung der Regierung zum Judentum. Eine eigentliche Verfolgung des Judentums wird erst aus Herakleios' Tagen gemeldet. Die Eroberung von Jerusalem durch die Perser 614 und die Wegschleppung des Kreuzesholzes hatte eine ungeheure Erregung der gesamten Christenheit verursacht. Die Juden haben nach den zeitgenössischen Berichten die Stadt den Persern verraten. Herakleios soll dann später die übrigen christlichen Fürsten, vorab den Frankenkönig Dagobert, zu einer gemeinsamen Zwangstaufe der Juden aufgefordert haben. Daß eine solche im Westen stattfand, berichten die Chronisten[1]); indessen ist zu bemerken, daß die griechischen Quellen nichts Ähnliches von ihrem Reiche melden. Allerdings wird berichtet, daß 609 in den Herakleios' Erhebung vorangehenden Wirren die Juden den Patriarchen Anastasios von Antiochien und viele der städtischen Possessoren ermordet hätten.[2])
Solche Vorgänge würden eine spätere judenfeindliche Reaktion erklären.

Merkwürdig ist nun, daß der von der Kirche am meisten gehaßte Kaiser zugleich der energischste Judenfeind ist: Leon der Isaurier. Mit seinen politischen Gedanken der absoluten auch religiösen Reichseinheit hing es zusammen, daß er 722 wie für die Ketzer, so auch für die Juden Zwangstaufe anordnete. „Aber die Juden, wider Willen getauft, wuschen die Taufgnade wieder ab; essend nahmen

1) Fredegarius Schol. 4, 65.

2) Theophan. 296, 17ff.; indessen ist zu bemerken, daß die zeitgenössische Paschalchronik 699, 18 die Ermordung des Anastasios den Soldaten zuschreibt.

sie an der heiligen Gabe Teil und beschmutzten den Glauben", klagt der Chronist.[1]) Es war eine dieser gänzlich ergebnislosen Zwangstaufen.

Im ganzen aber wurde ihnen, wie ein Erlaß des Kaisers Leon des Philosophen bezeugt, Duldung gewährt. „Die frühern Kaiser haben für das Volk der Hebräer verschiedene Gesetze erlassen, welche, mit ihrer Lebensordnung sich befassend, ihnen das Lesen der hl. Schrift anbefehlen, ihre heimischen Gebräuche anzutasten verbieten, und ihren Kindern gemäß der Verwandtschaft des Blutes und der Beschneidung sich zu verbinden erlauben."[2]) „Allein der verewigte Kaiser (Basileios 867—886), von dessen Samen wir der Sproß sind, welcher mehr Eifer als seine Vorgänger für sein Seelenheil hatte, begnügte sich nicht wie seine Vorgänger, sie im Gesetzesdienste zu belassen, sondern hat sie zur heilsamen Christenreligion durch das lebenspendende Taufwasser geweiht. Sie mußten einen neuen Menschen anziehen und die Merkmale des Alten, Beschneidung, Sabbat und ähnliches, ablegen."

Weniger erbaulich, als der pietätvolle Sohn, schildert diese Judenbekehrungen die unter Aufsicht des Enkels verfaßte Geschichtskompilation.[3]) Basileios kannte sehr gut die Herzenshärtigkeit des Volkes. Sie mußten sich in Glaubensdisputationen einlassen, und wurden sie besiegt, wurden sie getauft. Dann folgten die üblichen Proselytenbelohnungen: ansehnliche Ämter, Steuernachlaß, Zuerkennung der bürgerlichen Ehre. „So befreite er viele von der

1) Theophan. 401, 23.

2) Zachariae, ius Graeco-Romanum 3, 149.

3) Theophan. cont. 341, 8ff.

auf ihnen liegenden Hülle der Verblendung und zog sie zum Glauben an Christus. Aber die meisten", setzt der Chronist klagend hinzu, „kehrten nach dem Tode des Kaisers zu ihrem Eignen zurück, wie die Hunde zu ihrem Gespei." Die alten Gesetze zum Schutze des Judentums hatte aber Basileios mit seiner Proselytenmacherei keineswegs aufgehoben. Das holte sein Sohn Leon nach, indem er ausdrücklich verordnete, daß alle diese Gesetze ungültig seien, und daß die Juden nur „nach dem reinen und heilsamen Glauben der Christen" leben dürften. Wer diesem Gebot nicht nachkam, den trafen die schweren Strafen der Abtrünnigen. Natürlich ließ sich ein so törichtes Gesetz durchaus nicht durchführen. Es schlief bald ein. In der Folgezeit sehen wir die Juden mit leidlicher Toleranz behandelt. Benjamin von Tudela trifft zahlreiche Judengemeinden auf oströmischem Boden. Es wurden ihnen mehrfach Erleichterungen gewährt. So hob z. B. Manuel Komnenos die Verordnungen auf, welche ihnen nur bei einem speziellen Beamten (dem στρατηγὸς τοῦ στενοῦ) Recht zu suchen erlaubten, und gestattete ihnen, ihre Rechtshändel bei jedem Gerichtshofe des Reiches anhängig zu machen.[1])

Eine eingehende Betrachtung des Verhältnisses von Staat und Kirche in Byzanz führt uns klar vor Augen, wie vollkommen das russische Reich — weit entfernt, ein moderner Staat zu sein — gerade in seinen politisch-kirchlichen Einrichtungen das völlige Abbild von Neurom ist. Mit der (allerdings fabulosen) Krone des Monomach ist auch der Geist von Byzanz

---

1) Zachariae, ius Graeco-Romanum 3, 504.

auf das Reich des Nordens übertragen worden, und des genialen Peters Maßnahmen haben ihn nicht zu bannen vermocht. Zwar den Reichspatriarchen, der in der merkwürdigen Gestalt des Nikon dem Zarentum selbst bedrohlich wurde, hat er unter protestantischem Einfluß, aber mit Zustimmung der Stühle des Ostens, in eine vom Staatsoberhaupt ganz abhängige Kommission verwandelt; indessen bereits erheben sich in Rußland einflußreiche Stimmen, welche gegen diese, die Kanones verletzende Irregularität Protest erheben. Die ganze Organisation der Hierarchie ist Sache des Zaren, wie einst in Ostrom des Kaisers. Das Fest der Orthodoxie hat sich zur Nationalfeier des russischen Patriotismus ausgebildet, wie die Bewegung des Photios eine nationalpatriotische gewesen war. Ähnlich ist endlich in beiden Reichen die Behandlung der Altgläubigen und Sonderkonfessionen. Das uns Okzidentalen in Fleisch und Blüt übergegangene Duldungsprinzip kennen die Russen so wenig als die Byzantiner; und wenn aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen die Regierung Toleranz übt, läuft über kurz oder lang eine geistliche Partei Sturm gegen solche Zugeständnisse an den glaubenslosen Westen. Eine Gedankenwelt aber, welche noch mit ungebrochener Kraft in dem führenden Slavenvolke fortlebt, ist auch in ihren vergangenen Erscheinungen näherer Betrachtung nicht unwert.

Es ist bekannt, mit welchem Dünkel die Byzantiner bis in die Komnenenzeit und teilweise auch später noch auf die „barbarischen“ Staaten des Westens hinabschauten. Auch in dieser Auffassung begegnen sich Russen und Oströmer. Völlig un-

berechtigt war aber diese Anschauung der Byzantiner nicht. Noch unter den makedonischen Kaisern war Ostrom trotz des bissigen Liudprands immer noch der erste Staat der Christenheit. Auch die sichere Art, wie die Regierung das Verhältnis von Staat und Kirche zu ordnen verstand, zeigt uns, daß wir Parallelen zur byzantinischen Reichsorganisation und Staatspolitik viel eher in den europäischen Gemeinwesen der erwachenden Neuzeit, als in den gleichzeitigen des abendländischen Mittelalters finden können. Byzanz war alt; aber seine staatliche und kirchliche Politik zeigen auch vielfach die Reife des Alters.

III.

## DIE KONZILIEN ALS REICHSPARLAMENTE.[1])

Die christliche Kirche hat in ihren äußeren Einrichtungen eine Reihe Institute des römischen Reichs einfach übernommen oder für ihre Zwecke umgebildet. Die ganze Patriarchal- und Metropolitanverfassung der alten Kirche ist eine getreue Kopie der Provinzialordnung, welche Diokletian und Konstantin gegeben hatten. Darum leiten noch heute die Prälaten des Patriarchats Konstantinopel Sprengel, welche ihren Namen und teilweise ihren Umfang noch aus der diokletianischen Zeit bewahrt haben. So drängt sich uns der Gedanke auf, es möchten auch die geistlichen Reichsversammlungen, die Konzilien, in ihrer äußern Form nach einem altrömischen Vorbilde organisiert sein, und dieses ist die einzige ernsthaft parlamentarische Körperschaft des römischen Reichs, der Senat. Leider sind wir über den ganzen Geschäftsgang dieser so wichtigen Körperschaft etwas dürftig unterrichtet. Wir besitzen nur ein vollständiges Senatsprotokoll, nämlich: die Verhandlungen des Senats der Stadt Rom über die Annahme des Codex Theodosianus aus dem Jahre 438. Und in

1) Deutsche Stimmen, Jahrg. 1900 Nr. 14.

diesem Protokoll wird die eigentliche Debatte kaum erwähnt. Es heißt nur, daß, als die Senatoren im Hause des Amtskonsuls Anicius Acilius Glabrio Faustus versammelt waren, sie einige Zeit zusammen verhandelt hätten. Dann verlas der Konsul die allerhöchste Botschaft der beiden Majestäten (des Ost- und des Westkaisers) über die Publikation des Codex Theodosianus. Der Senat ruft: „Ganz vortrefflich, wahrhaft vortrefflich!" Nun fragt der präsidierende Konsul, ob auch die kaiserlichen Verordnungen, wodurch die Sammlung des Codex anbefohlen wurde, verlesen werden sollen. Der Senat erklärt sein Einverständnis. Die Verlesung findet statt, und den Abschluß bildet keine Debatte, sondern eine lange Akklamation des Senates: „Allerdurchlauchtigste Kaiser! Großmächtigste Kaiser! (achtmal) ... Glücklich mögt Ihr viele Jahre regieren! (22 mal) ... Die Widersprüche habt ihr aus den Konstitutionen entfernt! (23 mal) ... So sorgen die erhabenen Monarchen allerhuldvollst für das Wohl der Republik! (26 mal) ... Man fertige eine Mehrzahl von Codices für alle Amtsbureaux an! (zehnmal)" usf. Darauf antwortet Exzellenz Faustus: „Ich betrachte es als eine ganz besondere Huld der durchlauchtigsten Kaiser, daß sie mich mit dieser Mitteilung an Eure Herrlichkeit betraut haben." Es folgen neue Akklamationen, und zum Schlusse verspricht der Amtskonsul, die Befehle der Kaiser und die Wünsche des Senates auszuführen. Wiederum mit Akklamationen schließt das Protokoll. Reste ähnlicher Protokolle haben wir in der Historia Augusta. So dürftig diese Mitteilungen sind, sie gewähren uns doch ein leidliches Bild vom Gang der Senatsverhandlungen in der Kaiserzeit,

das zum Vergleich mit den Konzilsdebatten herangezogen werden kann.

Die Konzilien waren eine notwendige Folge der Christianisierung des Staates. Bis dahin hatte der Senat geistliche und weltliche Dinge zur Verhandlung gebracht, und zwar die res divinae als die wichtigeren allemal an erster Stelle. Seit dem Siege des Christentums bleiben ihm nur die weltlichen Dinge. Für die Gesetzgebung in Kirchensachen wird ein neues geistliches Reichsparlament geschaffen, dessen Mitglieder, wie dort die Männer senatorischen Ranges, so hier die gottseligsten Metropoliten und die hochwürdigsten Bischöfe waren. Der Hauptunterschied ist jedoch, daß das Konzil keine ständige Körperschaft ist, sondern nur zu gewissen Zeiten, wenn Spaltungen in der Kirche entstanden sind, berufen wird. Wie alle Untertanen den vom Kaiser erlassenen, vom Senat bestätigten Gesetzen gehorchen müssen, so hat auch der christliche Erdkreis diese vom Chor der hl. Väter unter göttlichem Beistande erlassenen und vom Kaiser feierlich bestätigten Glaubensregeln zu bekennen.

Der Parallelismus ferner in Organisation und Geschäftsordnung ist ein vollkommener zwischen beiden Körperschaften. Wie der Kaiser als Zensor oder kraft eigener Machtvollkommenheit die Senatoren entbietet, so werden die Väter zu den ökumenischen Konzilien vom Kaiser berufen. Natürlich holte er vorher gemeinhin die Billigung des Papstes und der übrigen Patriarchen ein; denn es war selbstverständlich, daß sich der Kaiser zu diesem Zwecke mit den Männern vom Fach, den Leitern der Kirche, in Verbindung setzte. Eine natürliche Folge ist,

daß die Kaiser auch die Kosten der Versammlungen übernehmen und die kaiserliche Post den oft weit entfernten und teilweise sehr armen Prälaten zur Verfügung stellten. Ammian erzählt, daß durch die zahlreichen Prälatenscharen, welche Kaiser Konstantius (337—361) zu seinen verschiedenen Konzilien berief, eine förmliche Verkehrsstörung auf den Posten eingetreten sei.

Was nun die Sitzordnung betrifft, so wissen wir vom Senat nur, daß das Präsidialbureau ausgezeichnete Plätze gegenüber der Tür in der Mitte hatte. Dort standen die kurulischen Stühle der beiden Amtskonsuln; seit der Kaiserzeit wird eine dritte sella curulis für den Princeps zwischen beide gesetzt. Neben diesen saßen die übrigen zum Vorsitz berechtigten Beamten auf Bänken. Ebenso saßen die Senatoren auf Bänken, zuerst der princeps senatus, dann die Konsularen, hierauf die Prätorier, Ädilicier usf. Die Senatorenplätze zerfielen in eine rechte und eine linke Seite, die durch einen breiten Mittelraum geschieden waren. Das stimmt genau mit der Ordnung der Konzilien überein, und sie wird mit derselben ernsthaften Gravität, wie im Senat, behandelt. An erster Stelle sitzen die Patriarchen oder deren Stellvertreter, so z. B. die päpstlichen Legaten, da nach sehr alter Übung der Papst es mit seiner monarchischen Stellung unverträglich fand, in der parlamentarischen Versammlung persönlich zu erscheinen. Auf diese folgen die Metropoliten, dann die Erzbischöfe, endlich die Bischöfe, meist nach Provinzen geordnet, in den einzelnen Provinzen nach dem Alter ihrer Ordination; indessen das erste Bistum, der sog. Protothronus, hat immer den Vorrang. Äbte erscheinen erst auf der

VII. Synode in größerer Anzahl, sie haben aber zu stehen und dürfen nur debattieren, nicht abstimmen. Letzteres tun sie nur auf ausdrückliche Erlaubnis der Bischöfe hin.

Über die Sitzordnung haben wir genauen Bericht bei der Eröffnung des VI. allgemeinen Konzils (680).

Den Vorsitz führte unser frömmster, christusliebender und größter Kaiser Konstantinus. Ihm zur Seite saßen die erlauchtesten Patrizier und Konsuln. Auf der linken Seite saßen die hochwürdigsten Vertreter des heiligsten Erzbischofs Agatho von Altrom und der Synode seiner gottliebenden Bischöfe, und der Priester Georg, der Apokrisiar des hochwürdigsten Stellvertreters des Thrones von Jerusalem, und die übrigen Bischöfe, welche unter dem Thron von Altrom stehen. Auf der rechten Seite saßen gleichermaßen Georg, der heiligste Erzbischof von Konstantinopel-Neurom, und Makarius, der hochwürdigste Erzbischof der Gottesstadt Antiochia, und Petrus, der Stellvertreter des Thrones der Großstadt Alexandria, und Theodosius von Ephesus und die andern Bischöfe, die unter Konstantinopel und Antiochien stehen. In der Mitte aber lagen die heiligen und unbefleckten Evangelien Christi.

Diese Beschreibung wird deutlich durch das handschriftlich erhaltene Bild der II. ökumenischen Synode. Auch dort nimmt das Evangelienpult die Mitte ein; zu seiner Linken sitzt Kaiser Theodosius. Den linken und rechten Flügel des Halbkreises nehmen die Bischöfe ein. Das Evangelium in der Mitte — schon in Nicäa — entspricht ganz dem Altar der Victoria, dem Zentrum der heidnischen

Kurie, von dem Symmachus in seiner wunderbaren Relation sagt: „Wenigstens den Schmuck hätte man der Kurie nicht rauben sollen. Erlaubt uns, ich beschwöre euch, daß wir als Greise unsern Nachkommen hinterlassen, was wir als Knaben überkommen haben. Die Macht der Liebe zum Altgewohnten ist groß. Wo sollen wir jetzt euren Gesetzen und euch selbst Treue schwören? Auf jenem Altar liegt die Einigkeit aller und die Treue jedes einzelnen." Man sieht, der Altar der Victoria ist die cista mystica des Senats, sein heiligster Mittelpunkt, wie im Konzil die Evangelien.

Eine sehr wichtige Frage ist die über den Vorsitz der Konzilien. Die römisch Gesinnten schrieben ihn dem Papste, die Gallikaner dem Kaiser und seinen Kommissaren zu. Hefele unterscheidet in scharfsinniger Weise einen äußern und einen innern Vorsitz. Die kaiserlichen Kommissare haben den Ehrenplatz inne in der Mitte vor dem Gitter des Altars, sie eröffnen die Debatte und leiten sie, erteilen das Wort, lassen abstimmen und schließen die Sitzungen, kurz, sie versehen alle Geschäfte eines Präsidenten. Dagegen in das Innere mischen sie sich nicht ein, überlassen vielmehr hier den Beschluß der Synode allein und geben über Glaubensfragen nie eine Stimme ab. Die Legaten des Papstes dagegen, obgleich sie bloß den Platz der ersten Votanten hatten, führten den Vorsitz der eigentlichen Bischofsversammlung und sind die theologischen Leiter des Konzils. Indessen, das ist nicht richtig. Allerdings an der Glaubensdefinition können die Kommissare als Laien nicht teilnehmen; aber darum ist ihre Tätigkeit keineswegs bloß auf das Äußere

beschränkt. Hefele selbst gibt zu, daß in Chalkedon die Kommissare sich „mit viel praktischem Geschick und theologischer Einsicht“ an der materiellen Debatte beteiligen, und ebenso tut es Kaiser Konstantin auf der VI. Synode. Daß sie nicht stimmen, erklärt wieder die Analogie des römischen Senates. Auch dort stellen die präsidierenden Magistrate die Tagesordnung fest, erteilen das Wort und bringen die einzelnen Anträge zur Abstimmung. Aber sie sowohl wie alle amtierenden Magistrate sind bei der Umfrage vom Stimmrecht absolut ausgeschlossen. Genau nach diesem Vorbilde hat sich die parlamentarische Geschäftsordnung der Konzilien ausgebildet. Wie die Akten aufs klarste zeigen, üben die Kommissare (bezw. der Kaiser) — und zwar sie allein und ausschließlich das Amt des Vorsitzenden aus, die Bischöfe debattieren und votieren genau wie die römischen Senatoren.

Mit der inneren Leitung ist es nichts. Die päpstlichen Legaten sind so wenig als Vorsitzende gedacht, daß sie z. B. in Chalkedon ums Wort bitten. Wohl aber entsprechen die römischen Abgesandten dem altrömischen princeps senatus. Sie haben das wertvolle Vorrecht, an erster Stelle ihr Votum abzugeben und dadurch die ganze Versammlung in entscheidender Weise zu beeinflussen, ja stellenweise geradezu zu beherrschen. Wenn die Päpste daher von ihren Legaten (so Leo der Große in zahlreichen Erlassen) sagen, daß sie der orientalischen Synode vorsitzen (praesidere) sollten, so heißt das technisch nicht, sie sollen die Versammlung geschäftsmäßig leiten, sondern sie sollten den ersten Platz unter den Votanten einnehmen. Sie sind die principes des

geistlichen Senates. Anders wurde es nun allerdings seit dem Bilderstreit. Die Herstellung des Bilderdienstes ist in der Hauptsache ein großer Sieg der Kirche gewesen, wenn auch in Byzanz die rechtgläubigen Patriarchen der Folgezeit durchaus nichts von der Kirchenfreiheit wissen wollten, sondern bereitwillig die Staatshoheit in Kirchensachen (auch Heilige, wie Tarasius, Nikephorus und Methodius) anerkannten. Aber in Glaubenssachen sollte sich die weltliche Regierung nicht mehr hineinmischen. Dieser Gedanke kommt in bedeutsamer Weise bei der Geschäftsleitung der allgemeinen Konzilien zum Ausdruck. Das VII. ökumenische Konzil wird nicht von den kaiserlichen Kommissaren, sondern von einem Priester, dem ökumenischen Patriarchen Tarasius, geleitet. Er führt auch den Vorsitz mit großer Energie. Bei Aktenstücken, die zur Verlesung kommen, werden die ihm nicht genehmen Abschnitte übergangen und später in die Akten nicht aufgenommen, so die Ausführungen des Papstes Hadrian über die Wahl des Tarasius zum Patriarchen, der bis dahin Laie gewesen war, und des Papstes Proteste betreffs der seinem Sprengel entrissenen illyrischen und unteritalischen Bistümer. Ebenso hat auf der VIII. allgemeinen Synode 879, welche freilich die Römer nicht anerkennen, der damalige Papst Johann VIII. aber durch seine Legaten beschickte, der Patriarch Photius den Vorsitz geführt. Nur wenn der Kaiser einmal erscheint, nimmt er natürlich den Ehrenvorsitz in Anspruch. Dieser geistliche Vorsitz ist aber immerhin bemerkenswert und ein Zeichen, daß die Kirche dem Staate gegenüber eine etwas selbständigere Stellung durch den Kampf erlangt hatte.

Man muß übrigens zugestehen, daß die Kommissare die Geschäfte vorzüglich leiteten; auch war die von ihnen gewährte Redefreiheit eine außerordentlich große. Am anschaulichsten schildern uns das die Akten von Chalkedon. Als Theodoret von Cyrus, der Gegner Cyrills, in die Versammlung geführt wurde, entstand ein ungeheurer Sturm. Die Bischöfe von Ägypten, Palästina und Illyrikum schrieen: „Der Glaube geht zugrunde, die Kanones dulden den Theodoret nicht, werft ihn hinaus, den Nestorianer!“ Die Orientalen dagegen: „Man hat uns (auf der Räubersynode) durch Schläge genötigt, ein leeres Blatt zu unterschreiben; werft sie hinaus, die Manichäer . . . , die Gegner des Glaubens!“ Die Gegner zogen nun schnell die Kaiserin ins Spiel: „Heil der allerdurchlauchtigsten Kaiserin; sie hat den Nestorius vertrieben; darum kann auch die orthodoxe Synode den Theodoret nicht aufnehmen.“ Einen Augenblick beiderseitiger Erschöpfung benutzen nun die Kommissare und schlagen zur Beruhigung die weitere Verlesung der Akten vor; die Gegenwart Theodorets solle niemandem zum Präjudiz gereichen. Allein der Tumult geht von neuem los. Die Orientalen: „Theodoret ist würdig, hier zu sitzen.“ Die Ägypter: „Werft den Juden hinaus, den Widersacher Gottes, und nennt ihn nicht Bischof!“ So geht es noch eine Weile fort, bis auch die Kommissare die Geduld verlieren und erklären: „Solches Pöbelgeschrei schicke sich nicht für Bischöfe und nütze keinem Teile; sie sollten also die Fortsetzung der Aktenverlesung ruhig anhören.“ Nochmals schrieen die Ägypter: „Nur Einen (Theodoret) werfet hinaus.“ Indessen sie wurden sehr nachdrücklich zur Ruhe verwiesen, und so

konnten die Geschäfte ihren Fortgang nehmen. Eine ähnliche wilde Szene entstand, als man die ägyptischen Bischöfe zwingen wollte, die Verdammung ihres Erzbischofs Dioskur zu unterschreiben. Sie erklären, daß sie vor der Wahl des neuen Erzbischofs, dem sie sich gerne fügen, nicht unterschreiben können. „Erbarmt euch unsres Alters und laßt uns nicht im Exil unsere letzten Tage verbringen ... Wir können, wenn wir euch gehorchen, gar nicht mehr in Ägypten existieren. Erbarmt euch unser!“ Und sie werfen sich auf die Erde. Die Väter wollen davon nichts wissen. Lucentius, der päpstliche Legat, meint: „Wenn die Ägypter irren, so habt ihr sie zu belehren, zehn Bischöfe können kein Präjudiz gegen eine Synode von 600 Bischöfen bilden.“ Die Ägypter: „Zu euren Füßen wollen wir sterben ... Lieber noch durch euch als dort wollen wir sterben. Erbarmt euch unserer grauen Haare!“ Allein das Konzil verlangt die Unterschrift. Nun greifen die Kommissare ein, an welche die Ägypter in ihrer Bedrängnis nicht umsonst appellieren. Sie erklären, da in Ägypten die alte Sitte herrsche, ohne Zustimmung des Erzbischofs von Alexandria in Glaubenssachen nichts zu tun, so sei es vernünftig und menschlich, ihnen diesen Aufschub bis zur Wahl des neuen Erzbischofs zu gewähren. Und sofort schließt sich der päpstliche Legat Paschasinus diesem Vorschlag an. Man sieht, die Präsidialgewalt wird von den Kommissaren entgegen dem ausdrücklichen Wunsch der immensen Mehrheit der Versammlung streng und gerecht gehandhabt.

Wahrhaft bewundernswert erscheint die Geduld des Präsidenten der afrikanischen Synode von 411.

Der Notar Marcellinus hatte vom Kaiser Honorius die Aufgabe erhalten, die katholischen und donatistischen Bischöfe Afrikas, heißblütige Landpastoren punischer und kabylischer Abstammung, womöglich zu versöhnen. Die Donatisten benutzten alle möglichen Chikanen, um durch endlose Geschäftsordnungsdebatten die Sache in die Länge zu ziehen. Am ersten Tage konnten nur sämtliche Mitglieder aufgerufen und als tatsächliche Inhaber der Bischofsstühle verifiziert werden. Nun meint der Präsident, zur wirklichen Verhandlung übergehen zu können. Allein Petilianus, der Redner der Donatisten, verlangt, daß man alle Namen noch einmal verlese und jeder sich persönlich einschreibe. Um des Friedens willen gibt man nach, und so wird der ganze erste Tag mit Formalitäten vertrödelt. In der zweiten Sitzung soll nun das hochinteressante Protokoll dieser ersten Sitzung verlesen werden; vorher fordert aber der Vorsitzende die Bischöfe zum Sitzen auf, die Katholiken setzen sich, die Donatisten bleiben stehen, „da durch das göttliche Gesetz ein Zusammensitzen verboten sei". Darauf stehen auch die katholischen Bischöfe auf, und der Präsident läßt, „da die hl. Väter seine Bitte nicht hätten erhören wollen," auch seinen Richterstuhl wegtragen. Petilianus meint grob, das tue er aus eignem Entschlusse, und der geduldige Präsident antwortet: ein solcher Entschluß sei für ihn Pflicht, da er so vielen Priestern Ehrfurcht erweisen müsse. Da muß selbst der schnöde Afrikaner eingestehen, daß er sehr ehrenvoll gehandelt habe. Nun endlich soll das Protokoll verlesen werden; allein die Donatisten verlangen Einsicht in die Niederschrift. Bischof Emeritus erklärt: „Viele

menschlichen Geister sind so schnell, daß sie durch Blick und Ohr gleich alles fassen, was zu ihrer Kenntnis gelangt. Aber wenn das auch bei Gelehrten zutrifft, mir ist das nicht beschieden. Wie kann man ein schnell verlesenes Wort in seinem Geiste wirklich festhalten? Daher können wir, wenn das Protokoll hier verlesen wird, den Inhalt nicht festhalten. Wer einen so ausgezeichneten Geist besitzt, der soll sich nicht mit seinem trefflichen Gedächtnisse brüsten. Ich muß das alles mehrfach wiederholen und durch anhaltende Lektüre mir einprägen. Das ist ja der Zweck der Protokolle, damit, was das Gedächtnis nicht fassen kann, nicht vergessen wird, und damit man auch weiß, was verhandelt wurde . . . Ew. Herrlichkeit sieht, daß wir Gerechtes fordern, man soll die Dinge nicht übers Knie brechen, sondern nachdem wir Einsicht der geschriebenen Protokolle erlangt und sie gehörig erdauert haben, können wir der Sache auf den Grund gehen.“ Es stellt sich heraus, daß trotz angestrengtester Arbeit die Kopisten ihre Stenogramme erst zur Hälfte umgeschrieben haben, die zweite Hälfte liegt nur in tachygraphischen Noten vor, welche die Bischöfe nicht lesen können. Nach vielem Hin- und Herreden wird denn Vertagung auf mehrere Tage beschlossen, und in dieser anmutigen Weise geht es weiter fort. Man muß es daher als einen Glücksfall ansehen, daß die zweite größere Hälfte dieser traurigen Akten verloren gegangen ist.

Kann man sich also im Konzil so wenig, als im Senat, über Mangel an Redefreiheit beklagen, so zeigt sich dieselbe Analogie in der Abstimmungs-

art beider Parlamente. Wie dort jeder einzelne Senator aufgerufen wird und dann redet oder stimmt, so werden auch hier sämtliche Bischöfe aufgerufen und geben ihr Votum ab, meist allerdings in gleichmäßiger Form, während einige dogmatisch oder rhetorisch geschulte es etwas kolorieren. Viel debattiert wird im Konzil nicht, so wenig als im Senat. Es sprechen fast nur die Kommissare, die päpstlichen Legaten, die Patriarchen und vornehmsten Bischöfe. Gewöhnlich verlesen die Sekretäre endlose Aktenstücke, sodaß in Chalkedon zuletzt die Verhandlung bei Kerzenschein fortgesetzt werden mußte. Indessen das war doch etwas Außergewöhnliches. Eine andere Analogie zu den Senatsverhandlungen sind die zahlreichen Akklamationen; es war das einfach ein abgekürztes Abstimmungsverfahren. Als man in Chalkedon über die Glaubensformel sich geeinigt hatte, fragen die Kommissare, ob die hl. Synode zu der verlesenen Definition ihre Zustimmung gebe; die Bischöfe antworten: „So glauben wir alle; Ein Glaube, Ein Wille. Wir alle denken so; wir alle haben bestätigend unterschrieben; das ist der Glaube der Väter! dieser Glaube hat den Erdkreis erlöst! Heil Marcian, dem neuen Konstantin, dem neuen David, dem neuen Paulus! Die Jahre Davids dem Marcianus! . . . Der Augusta viele Jahre! . . . Pulcheria eine zweite Helena! . . . Euer Glaube ist die Lehre der Kirche“ usf.

Wie die Senatsbeschlüsse durch die Kaiser bestätigt werden, so erhalten die Konzilsbeschlüsse, die Kanones und neuen Glaubensbestimmungen Gesetzeskraft durch die kaiserliche Sakra, die allerhöchste Botschaft an sämtliche getreue Untertanen,

welche die Beschlüsse der hl. Versammlung bestätigt und offiziell veröffentlicht.

Ich glaube durch diese Ausführungen den Satz wahrscheinlich gemacht zu haben, daß die Konzilien in ihrer ganzen äußeren Einrichtung und in ihrem Geschäftsgang ein Abbild der Verhandlungen des antiken Senates gewesen seien.

## IV.

# PRO MONACHIS

### ODER DIE KULTURGESCHICHTLICHE BEDEUTUNG DER KLOSTER-AUFHEBUNG IN DER ERSTEN HÄLFTE UNSERES JAHRHUNDERTS MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER SCHWEIZ. 1)

„Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußern Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draußen sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch von seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfnis einer dauernden, unstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede irdische Rücksicht schwinden und der Einsiedler wird Asket .... Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und der Individuen setzt das Einsiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Krisis, da viele gebrochene Gemüter die Stille suchen, während zugleich viele starke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müssen. Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjektivsten Lebensauffassung anheimgefallen

1) Zeitschrift für Kulturgeschichte. V 1898 S. 145 ff.

ist und von diesem Gesichtspunkte aus jene Einsiedler gerne in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu, als manchen Leuten des IV. Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Kräfte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben . . . . Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem ganzen geistlichen Stande der folgenden Jahrhunderte die höhere, asketische Haltung des Lebens oder doch den Anspruch darauf mitteilten; ohne ihr Vorbild wäre die Kirche, d. h. der einzige Anhalt aller geistigen Interessen, völlig verweltlicht und hätte dann der rohen materiellen Gewalt unterliegen müssen. Unsere Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung, vergißt es gar zu gerne, daß sie dabei noch von dem Schimmer des Überweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wissenschaft mitgeteilt hat."

Diese Worte, welche in so treffender und feiner Weise die ungeheure historische Wirkung des Mönchtums würdigen, stammen nicht aus der Feder eines katholisierenden Romantikers; es sind die Worte eines unserer großen Geschichtsschreiber, Jakob Burckhardts. Die heutige Gesittung betrachtet das Mönchswesen als ein fremdartiges Institut; die Mehrheit der modernen Menschen ist den Klosterbewohnern äußerst feindselig gesinnt. Zwei geschichtliche Entwickelungsphasen haben das zu stande gebracht, die Reformation des XVI. und die Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts. Die Reformation räumte in den Landen, wo sie zur Herrschaft kam, mit dem Klosterwesen

gründlich auf. Allein der unparteiische Historiker kann nicht leugnen, daß bei all den großen weltgeschichtlichen Segnungen, welche die Kirchenerneuerung uns auch nach dem Zeugnisse billig denkender Katholiken gebracht hat, sie leider auch viel Altehrwürdiges, teilweise Verfallenes, aber keineswegs unheilbar Verrottetes allzu leichten Herzens über Bord geworfen hat. Dazu gehört m. E. auch das Mönchswesen. Während die Reformatoren behaupteten, nur das reine Gotteswort zu verkünden, haben die evangelischen Theologen, durch ihre philologisch ungenügende Auslegungskunst mißleitet, sonnenklaren Aussprüchen der Schrift ihrem dogmatischen Systeme zu liebe oft arge Gewalt angetan. Hierzu gehören die Lehren des Apostels Paulus über die Ehelosigkeit. Der katholische Gläubige meint die Berufung zum vollkommenen Leben, wie sie Matth. 19, 21 und in ähnlichen Stellen ausgesprochen ist, nur im Stande der Virginität wahrhaft erfüllen zu können. Daß dieser Gedanke ein echtes Wahrheitsmoment enthält, haben übrigens zwei hochangesehene Gottesgelehrte, der eine aus dem positiven, der andere aus dem wissenschaftlichen Lager, unumwunden zugestanden. Heinrich Thiersch, der ehemalige Marburger Professor, schreibt[1]): „Man sollte von protestantischer Seite auch dies anerkennen, daß, selbst abgesehen von besonderen Zeitläuften, der Apostel den ehelosen Stand für denjenigen hält, in dem man dem Herrn ungestörter dienen und ganz dafür sorgen kann, ihm zu gefallen. Wenn pro-

---

1) Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus II S. 171 ff.

testantische Theologen behauptet haben, das Familienleben bringe so vieles, die Heiligung Fördernde mit sich, daß es schon um dieser Rücksicht willen dem einsamen Leben vorgezogen werden müsse, so widerspricht dies dem Sinne des Apostels .... Durch die Zeitverhältnisse kann die Aufforderung, im Cölibat zu verharren, so dringend werden, daß das Gegenteil schwer verantwortlicher Leichtsinn wäre." Ein gleichfalls überzeugungstreuer Protestant, einer der Gründer des Protestantenvereins, der unvergeßliche Richard Rothe, sagt in seiner christlichen Ethik[1]: „Es kommt nur darauf an, ob sich eine bestimmte sittliche Aufgabe einem bestimmten Individuum mit Evidenz als seine individuelle Lebensaufgabe stellt. In diesem Falle ist es für dieses, wenn jene, seine Aufgabe, wenigstens für dasselbe, wie es nun einmal organisiert ist, mit dem ehelichen Leben nicht vereinbar ist, unstreitig Pflicht, auf die Ehe zu verzichten .... Es ist keineswegs etwa nötig, daß es gerade ein unmittelbar religiöser Zweck sei, dem die Ehe nachstehen muß; jede sittliche Aufgabe, welchen Namen sie auch haben möge, hat in dem hier vorausgesetzten Falle dieselben Ansprüche. Und in der Tat ist ja auch die Ehe nicht etwa bloß mit dem Berufe des Apostels und Missionars unverträglich, sondern auch mit manchen anderen ganz weltlich aussehenden Berufen, namentlich wissenschaftlichen, z. B. mit dem Beruf des auf Entdeckungen im Großen ausgehenden Naturforschers und Ethnographen, der ein unstetes und von beständigen Gefahren begleitetes Reise- und Wanderleben führen muß."

1) S. 611 ff.

Albrecht Ritschl, vielleicht der genialste und jedenfalls der am meisten befruchtend wirkende Theologe unseres Zeitalters, hat in einem seiner bedeutendsten Werke nachzuweisen gesucht, daß die Wiedertäuferei und der mit ihr geistig zusammenhängende Pietismus in der Hauptsache ein Wiederaufleben des weltflüchtigen mittelalterlichen Mönchswesens seien. Irrig ist nur, wenn er in dieser Entwickelung einen Abfall von der Reformation und einen Rückfall in den Katholizismus erkennen will. Vielmehr ist der von Ritschl so hart verurteilte „mönchische Untergrund“ dieser Richtung eine äußerst gesunde Weiterbildung auf alter, von den Reformatoren mit Unrecht verworfener Grundlage, und das wirkliche Leben, welches die konfessionelle und positive Kirchenpartei in unseren Tagen noch besitzt, verdankt sie ausschließlich ihrer pietistischen Färbung. England, dessen established church noch eine reale, das Geistesleben der Gebildeten wie des Volkes beherrschende Macht ist, England hat als ein bedeutsames Zeichen der Zeit das Mönchtum auf freiwilliger Grundlage wiederhergestellt: den Orden des hl. Augustinus. Der Gründer und Leiter, Canon Farrar, ist kein puseyitischer Kryptokatholik, sondern ein ausgezeichneter Theologe voll Verständnis für die kirchlichen Fragen. Wie auf naturwissenschaftlichem, so ist auch auf religiösem Gebiete die englische Nation das produktivste, findigste und am meisten praktische Volk.

Ein neuer und viel gewaltigerer Feind, als die Reformation gewesen, erstand dem Mönchtum auch in katholischen Ländern durch die Aufklärungsideen des vorigen Jahrhunderts. Der Staatsomnipotenz-

gedanke eines Pombal, Josef II. und der bourbonischen Höfe hat die Jesuiten gestürzt. Die mönchsfeindlichen Lehren der Enzyklopädisten wurden das Credo der französischen Terroristen, wie der deutschen Bureaukraten. Aber während das Wüten der Septembriseurs und der Jakobiner Handlungen des Affekts oder des Paroxysmus sind, haben die süd- und mitteldeutschen Beamten und Juristen zwar mit kaltem Blute, aber kaum minder vandalisch gegen Klöster und milde Stiftungen gewütet, und um den ebenso feinen als geschmackvollen Ausdruck des Grafen Montgelas zu gebrauchen, mit „den Schamanen und Fakiren" zum schweren Kummer des frommen katholischen Volkes kurzen Prozeß gemacht. Schlosser, Heidelbergs charaktervoller Historiker, sagt: „Diplomaten, Minister und Fürsten legten zum Ärgernis des Volkes ihre unheilige Hand frevelnd an die zu frommen Zwecken gemachten Stiftungen aller Art und wagten es, den Raub durch ein Gesetz rechtmäßig zu machen. Es wurden nämlich durch gesetzlichen Beschluß bei dieser Gelegenheit alle Güter der fundierten Stifter und Klöster ... nicht etwa zu frommen, wohltätigen und gemeinnützigen Zwecken bestimmt, nein, der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren — — — als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen."

Einen interessanten Einblick in das Denken und die Handlungsweise der damaligen aufgeklärten Bureaukraten gewähren des Freiherrn von Aretin Briefe „über seine litterarische Geschäftsreise in die bayerischen Abteyen [1])". Mit einer geradezu rührenden

1) v. Aretin: Beyträge zur Geschichte der Litteratur I., II., IV. und V. Band.

Naivetät wird die Klosterberaubung als ein durchaus rechtmäßiger Staatsakt hingestellt. Weil die Benediktiner von Tegernsee zögerten, den herrlichen Bücher- und Handschriftenschatz ihres elfhundertjährigen Gotteshauses so ohne weiteres herzugeben, klagt der Kommissar, „daß die hiesigen Mönche sich äußerst widerspenstig und hinterlistig gezeigt hätten“. Mit Genugtuung meldet er in einem späteren Schreiben, daß der Prälat und zwei seiner Offizialen gemaßregelt wurden. Die „drey halsstarrigen Mönche“ wurden nämlich auf kurfürstlichen Befehl nach Niederaltaich transportiert. Charakteristisch ist auch die Art, wie man Aufklärung machte. In der Klosterdruckerei blieb wegen starken Gebrauchs der Satz eines Denkzettels immer stehen über den Ursprung, die Wirkung und den Gebrauch des sog. hl. Quirin-Öles [1]): „Der Lokalkommissar ließ aber nach genommener näherer Einsicht von dem abergläubischen Unsinn dieses Zettels den Satz zusammenwerfen und die noch vorhandenen Exemplarien in seine Hände ausliefern, so daß auch diesem Unfuge nunmehr gesteuert ist.“ Das also war die Art, wie man das oberbayerische Landvolk „zu einem geläuterten Religionsbegriffe und einer vernünftigen Gottesverehrung“ bekehrte. Immerhin fanden auch diese wütenden Klosterfeinde einiges an den mönchischen Einrichtungen zu loben, so den in vielen Klöstern eingeführten Gebrauch, den Schulkindern die Mittagssuppe und Brot unentgeltlich auszuteilen. Sie wünschten, daß dieser Gebrauch beibehalten werde, müssen aber mitteilen [2]): „Wir erfuhren in der Folge,

1) Aretin a. a. O. I 2 S. 73. 2) Aretin a. a. O. I 1 S. 101.

daß einige Lokalkommissäre die Kinder gleich am ersten April fortschickten und die Sache keines Berichts an die höhere Stelle würdig fanden.“ Montgelas’ getreuer Schildknappe, der Ritter von Lang, bekennt[1]): „Was mein Vertrauen zu den öffentlich bekannten freisinnigen Grundsätzen der bayerischen Regierung erschütterte, war die gedankenlose Willkür, Verwirrung und Habsucht, welcher sich die oberen Beamten ergaben, und die tiefe Verworfenheit und Roheit, besonders mancher höheren Beamten, die ohne Scheu hervortrat. Das Empörendste von allem, wie diese Herren die Stiftungen ausgeplündert, vollständig zu schildern, reicht hier der Platz nicht hin.“ Das sind Urteile von Männern, die über jeden Verdacht ultramontaner Gesinnung erhaben sind.

Der Sieg des Liberalismus auf der iberischen Halbinsel in den dreißiger Jahren und die politische Regeneration Italiens seit 1860 bedeuteten gemäß den herrschenden politischen Anschauungen den Untergang nahezu aller klösterlichen Institute. Auch hier hat die geschichtsfeindliche Barbarei, welche man gemeinhin Gesittung des XIX. Jahrhunderts nennt, ohne einen Schatten von Pietät historisch so ehrwürdigen Stätten wie Subiaco, Vallombrosa, Assisi usf. erbarmungslos den Gnadenstoß gegeben, oder um Wissenschaft und Bildung so hochverdiente Anstalten, wie Montekassino, in eine geradezu unwürdige Armut versetzt. Und was hat die Nation wirtschaftlich bei der Säkularisation des ungeheuren geistlichen Grundbesitzes gewonnen? Die ewig geld-

1) Memoiren II S. 90.

bedürftige Regierung ließ die wahrhaft einzige Gelegenheit, einen freien tüchtigen Bauernstand zu schaffen, ungenutzt verstreichen. Das Kirchengut wurde zu Schleuderpreisen an Magnaten und Spekulanten versteigert, und das uralte Krebsübel Italiens, die Latifundienwirtschaft, durch die liberale Gesetzgebung und Verwaltung in unverantwortlicher Weise sanktioniert. Was der große August Böckh bereits 1817 in seiner Staatshaushaltung der Athener (I S. 519) von Deutschland sagte, gilt in erhöhtem Maße von dem geeinten Italien: „Ungeachtet der Häufigkeit der Gütereinziehung scheint der Staat wenig wesentlichen Vorteil davon gehabt zu haben, wie unseren Staaten die Wegnahme des Kirchengutes meist wenig gefrommt hat.“

Ein Land, welches durch die Stürme der französischen Revolution, wie wenige, von Grund aus erschüttert wurde, hat nichtsdestoweniger die Klosterinstitute fast sämtlich in die neue Zeit hinübergerettet. Das ist die Schweiz. Aufgehoben wurde außer den geistlichen adligen Damenstiften Olsberg und Schännis nur die gefürstete Reichsabtei St. Gallen, und dieses Schicksal verdankt sie lediglich dem befangenen Starrsinn des letzten Fürstabtes Pankratius, welcher auf keine noch so billigen Transaktionen sich einlassen und durchaus sein geistliches Fürstentum in die neue Zeit hinüberretten wollte. Der am 7. August 1815 zu Zürich abgeschlossene Vertrag der XXII souveränen Kantone der Schweiz verbürgte den Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigentums, soweit es von den Kantonsregierungen abhing; nur die mittelalterliche Steuerfreiheit wurde selbstverständlich aufgehoben. So

besaß die Schweiz Ende der dreißiger Jahre — um von den Frauenklöstern zu schweigen — noch 38 Chorherrenstifte und Herrenklöster. Ein sächsischer Gelehrter hat behauptet, die Schweizer seien in der Kultur Deutschland gegenüber immer um einen Posttag zurück. Wenn man den Klostersturm zu den Kulturfortschritten zählt, trifft das auf die Schweiz zu. Die antikirchlichen Aufklärungsideen haben erst mit der sog. Regeneration, einer Frucht der französischen Julirevolution, auf die Schweiz eine tatsächliche Wirkung auszuüben begonnen. Ihre Opfer wurden die meisten Männerklöster, vorab in den paritätischen Kantonen. Den Anfang machte der Kanton Aargau, das gelobte Land gebildeter Halbherren und geistiger Mediokritäten. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, wo nach einem vielgebrauchten Worte auch der Sieg von Sadowa dem Schullehrer zu verdanken sein soll, daß ein Pädagoge es gewesen ist, welcher den Stein ins Rollen brachte. Der Seminardirektor Augustin Keller, ein in seiner Art frommer, idealgesinnter und überzeugungstreuer, aber von einem wahrhaft fanatischen Priesterhasse erfüllter Mann[1]) stellte im Aargauer Kantonsrat den Antrag auf Aufhebung sämtlicher Klöster und auf Einziehung ihrer Güter. Da dieselben fünf Millionen Franken betrugen, wurde dieser Antrag am 13. Februar 1841 vom Großen Rat mit Begeisterung zum Beschluß erhoben; trotzdem daß das geistig hervorragendste Mitglied, der durch seine Arbeiten über die griechischen

1) 'Er ließ seinen „Knöpflistecken" (schweizerischer Idiotismus für den Schulmeister-Bakel) auf den Rücken der Priester und Mönche niedersausen', schrieb ein humorvoller Kapuziner.

Redner als Gelehrter wohlbekannte Kantonsschulrektor Rauchenstein, ein überzeugungstreuer Protestant, sich aufs wärmste der bedrohten Institute annahm. Ganz schuldlos waren freilich die Klöster an ihrem unverdient harten Schicksal nicht. Disziplinarischer und ökonomischer Verfall hatte in manchen schweizerischen Gotteshäusern Platz gegriffen. Charakteristisch ist dafür die von den Kapitularen selbst beschlossene Auflösung der 1000jährigen Stiftung des hl. Pirmin, des Klosters Pfäffers im Kanton St. Gallen. Das Generalkapitel erklärte schriftlich, „daß bei uns die Einführung und die Handhabung einer dem Geiste des Ordens entsprechenden Klosterverfassung nicht mehr möglich seye, weil uns Wille und Kraft und Ausdauer dazu ermangeln und der Klosterfond weit wohlthätiger zu anderen kirchlich frommen Zwecken verwendet werden könnte“. Einstimmig beschlossen die Mönche auch, sich an den apostolischen Stuhl zu wenden, um vom hl. Vater die Auflösung des Klosterverbandes und die Gnade der Säkularisation ehrfurchtsvollst zu erflehen. Am 18. Januar 1838 beschloß der Große Rat die Auflösung des Klosters Pfäffers. Als den Mönchen der Beschluß durch die Post zugesandt ward, ließen sie zu den Fenstern des Klosters hinaus Freudenschüsse, und ihrer sieben veranstalteten auf den Abend zu Ragaz einen Tanz und ein feierliches Gelage. So schlimm stand es nun freilich in den reichen aargauischen Klöstern Muri und Wettingen bei weitem nicht. Aber doch hatte der Nuntius den stolzen Muriherren einst warnend gesagt: „Mit eurem Müßiggang, mit eurer Hospitalität (der beständigen Bewirtung der Reichen) werdet ihr zugrunde gehen.“ Eine gründliche Reform

tat sicher not. Aber war deshalb die gänzliche Aufhebung der einzig mögliche Ausweg? Die öffentliche Meinung der damaligen Schweiz huldigte keineswegs dieser Anschauung. Ein ultraliberaler Zeitgenosse, M. Rilliet de Constans, sagt: „Mit Ausnahme einiger politischer Schurken, welche zur Unterstützung jeder Handlung ihre Sophismen in Bereitschaft haben, wagte niemand unter den Protestanten zu leugnen, daß die allgemeine Klosterunterdrückung ein flagranter Bruch der Bundesverfassung sei; allerdings rechtfertigten einige diesen Verfassungsbruch durch die Notwendigkeit, dieses Gesetz der Gesetze; aber andere betrachteten ihn als unverzeihlich. Die Namenskatholiken begrüßten mit Genugtuung einen so günstigen Präzedenzfall, um in analogen Fällen ähnlich handeln zu können; dagegen bei den überzeugten Katholiken waren Empörung und Schmerz allgemein; sie nannten es Beraubung und Zerstörung katholischer Anstalten durch eine protestantische Regierung.“ Die Mehrheit der Tagsatzung stand auf Seiten der durch Aargaus Vorgehen tief verletzten katholischen Stände. Aber die unter den damaligen Umständen zum mindesten höchst unpolitische und kurzsichtige Berufung der Jesuiten nach Luzern durch die dortige Regierung brachte eine solche Erregung in den paritätischen und protestantischen Kantonen hervor, daß der Bürgerkrieg unvermeidlich wurde. Die liberale, zugleich zentralistische Partei trug im Sonderbundeskrieg einen vollständigen Sieg davon, und die Wucht des Schlages traf in erster Linie die Klosterinstitute. Die Lorbeern der Aargauer ließen die Thurgauer nicht schlafen. Bereits 1836 hatten sie das Frauenkloster Paradies aufgehoben,

und ein Regierungsrat hatte damals die Vorsteherin Frau Clara damit getröstet, es würden Katholiken ihr Kloster kaufen. Doch die schlagfertige Ostschweizerin erwiderte: „wenn sie bestohlen werde, sei ihr Religion und Konfession des Diebes ganz gleichgültig“. Am 18. Juni des Jahres 1848 hob der Große Rat die Klöster Fischingen, Creuzlingen, Ittingen, Münsterlingen, Feldbach, Kalchrain und Tennikon auf. Verschont wurde nur das Dominikanerinnenkloster St. Katharinenthal, das aber 20 Jahre später demselben Schicksal verfiel. Ebenso wurde unter den Klöstern von Luzern, Freiburg und Tessin stark aufgeräumt, andere, so die Walliserklöster, durch schwere Kriegskontributionen halb ruiniert. Im Jahre 1862 säkularisierte Zürich das uralte Kloster Rheinau. Zahlreiche Anstalten, welche die Revolution des Sonderbundeskriegs noch verschont hatte, fielen dem ebenso brutal als ungeschickt geführten Kulturkampfe zum Opfer, so die noch übrigen Stifte und Klöster des Kantons Aargau, unter ihnen das Kollegiatstift zur hl. Verena in Zurzach 1876, drei Jahre vor der 1879 fallenden sechshundertjährigen Gründungsfeier. Ebenso hob der fast ausschließlich katholische Kanton Solothurn das Benediktinerkloster Mariastein und das Chorherrenstift Schönenwerth auf. Nur die allzeit toleranten Kantone Graubündten und St. Gallen haben ihre Gotteshäuser fortbestehen lassen. Ebenso haben sich in den Gebirgen der Urschweiz und in dem eine abgeschlossene Welt für sich bildenden Kanton Wallis einige ehrwürdige Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit erhalten, vor allem das Wallfahrtskloster Maria Einsiedeln, das sich rühmt, eine Stiftung des erlauchten Zollern-

stammes zu sein und von den Kaisern Wilhelm I. und II. durch prachtvolle Geschenke geehrt wurde; im Kanton Luzern die Chorherrenstifte von St. Leodegar und Beromünster, in Freiburg St. Nikolas, ferner das allen Schweizerreisenden wohlbekannte Engelberg, wo am Fuße des schneegekrönten Titlis Mönche aus St. Blasien im Schwarzwald bereits im XI. Jahrhundert ihre bescheidene Zelle aufgeschlagen haben. Unter den Walliserklöstern verdienen vor allem die königliche Abtei St. Maurice d'Agaune und die Propstei auf dem St. Bernhardsberge genannt zu werden, dieser ehrwürdige Sitz selbstlosester Menschenliebe. Eine solche Anstalt aufzuheben, widerstrebte selbst dem Gefühle der radikalen Klosterfeinde.

Unser Überblick ist zu Ende. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hat gegen die Klöster hauptsächlich den Vorwurf des Müßiggangs erhoben. Der bornierte Nicolai wollte mit seiner Berliner Blendlaterne ganz Deutschland erleuchten. Er brachte auch

> „Ein Licht, schier, wie Karfunkelstein!
> Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
> Da fährts mit Ungestüm hinein.
> Es ist ein sonderliches Licht;
> Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht."

Nachdem er die überaus ehrenvolle und freundliche Aufnahme in Kloster Banz damit quittiert hat, daß er den Waldbrüdern im benachbarten Vierzehn Heiligen alle möglichen Sünden andichtete, die gerichtlich zu beweisen ihm schwer gefallen wäre, gibt er folgende für Nicolai noch relativ anständige Gedanken über die vita contemplativa zum Besten[1]): „Überhaupt hat

1) Vgl. Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz i. J. 1781. I S. 114.

das Mönchsleben für den, der die Ruhe liebt, etwas ungemein Anziehendes. Aber sein ganzes Leben Ruhe haben? Welch eine Idee! Menschen sind nicht gemacht, um ruhig zu sein; sie sollen tätig, geschäftig, voll Sorge sein ... Den meisten Reiz hat diese stete Ruhe für einen Gelehrten, der Spekulation und Studieren liebt. Ein Mönch ist aller Sorgen des Lebens entbunden ... Das Chorgehen (das tägliche Absingen oder Abplärren gewisser Gebete und Kollekten im Chor), das Ablesen des Breviers, das Beichtsitzen, das Messelesen, die Prozessionen und andere klösterliche Pflichten sind zwar ziemlich langweilig; aber die Gewohnheit macht sie erträglich und überhaupt kosten sie gar keine Anstrengung des Kopfes, und ein gelehrter Mönch kann sich dabei von seinen gelehrten Arbeiten sehr wohl ausruhen. Der Zeitvertreib, den diese Opera operata machen, ist für einen denkenden Mann zwar sehr traurig, indessen da ein Mönch von keinen andern Gegenständen gestört wird, so bleibt ihm zum Studieren immer noch weit mehr Zeit übrig, als dem, der in der Welt und in weltlichen Geschäften lebt. Auch gibt es Fälle, wo Religiosen, die Professoren sind, oder andere Ämter haben, die große Werke unternehmen usw., vom Chore und anderen klösterlichen Verrichtungen dispensiert werden. Wenn sie gutmütige Obern haben, oder auf ihren Befehl arbeiten, können sie die Bibliothek des Klosters nutzen .... Aber eben dieses A b h a n g e n von dem guten oder bösen Willen der O b e r n, der b l i n d e G e h o r s a m gegen deren Gebote, die E r l a u b n i s, die diese zum Denken und Tun geben, das V e r b o t, n i c h t w e i t e r z u d e n k e n, n i c h t w e i t e r t ä t i g z u s e i n, als sie es

erlauben, diese ganze Klosterdisziplin mit allen ihren Folgen, die so leicht in Möncherei ausarten kann, könnte schon, wenn es auch nichts anderes täte, einen denkenden Menschen abschrecken; wenn auch nicht die Kabalen, die Unterdrückung und alle Leidenschaften so leicht in einem kleinen Zirkel von Menschen um so heftiger wirken können, die deshalb, weil sie von der Welt abgesondert sind, nicht weniger Menschen bleiben. Und endlich die Klausur! Yoriks Vogel, der im Vogelbauer singt: Ich kann nicht raus! — Ich wünschte meinen gelehrten Freunden in dem schönen Banz ευ χαιρειν, aber ich fühlte mich leichter, daß ich in freier Luft war."

Da haben wir den echten Berliner Aufkläricht, wie er sich bläht und spreizt und an Stelle „des mittelalterlichen Unsinns zelotischer Kutten einer vernünftigen Gottesverehrung das Wort redet". Vernunft muß respektiert werden. Wie sagt doch der alte Wandsbecker Bote?

> Vernunft, was man nie leugnen mußte,
> War je und je ein nützlich Licht.
> Indeß was sonsten sie nicht wußte,
> Das wußte sie doch sonsten nicht.
> Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiß,
> Und weiß nun auch, was sie nicht weiß!

Und beistimmend bemerken die Dänen:

> Das macht sie gut! . . . auf ihrem Steiß —
> Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

So armselig Nicolais Plattheiten sind, er hält sich immer noch in gewissen Grenzen des Anstandes. Dagegen wenn man die communis opinio der damals herrschenden und tonangebenden Bevölkerungsschicht, vor allem der bei der Klosterausschlachtung die Hauptrolle spielenden süddeutschen Bureaukraten

kennen lernen will, so lese man nur, was ihr Mundstück K. J. Weber, selbst Hofbeamter verschiedener Zaunkönige und Duodezmonarchen, in seiner Möncherei sagt. Die Roheit ist nicht individuell, sondern der generelle Ausdruck der in den damaligen Beamtenseelen ganz schablonenmäßig aufgestapelten Gedankenfülle.

„Mönche — diese angeblichen Philosophen des Christentums — diese Prätorianer, Janitscharen und Leibgarden des heiligen Stuhles und der Kirche — diese Stützen der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der päpstlichen Hierarchie und des dicksten Aberglaubens — diese Beförderer der Kultur im Mittelalter und diese Verhinderer aller religösen Aufklärung, aller Verstandeshelle — diese Fanatiker haben so viel Böses und Gutes, so viel Großes und Kleinliches — so viel Ernstes und Lächerliches gestiftet, daß die Geschichte notwendig ihrer gedenken muß!

... Wenn ich selbst da zu satyrisieren scheine, wo ich der Geschichte folge, so sind lediglich meine Materialien Schuld daran — die Torheiten und Abgeschmacktheiten ins Große — Weite und Blaue hinein — und Auftritte, die notwendig ins Komische fallen müssen, aber reichlich in der Geschichte der Möncherei vorkommen, und solche größtenteils bilden. Ich spreche mit Voltaire: Je parle selon le monde, mais ces Saints selon les voies incompréhensibles qui ne sont pas nos voies!

Schwachköpfe, die sich aus Schwärmerei in der Selbsttötung und Schändung ihrer Vernunft und Menschenwürde üben, verdienen zwar unser Mitleiden; aber sie verdienen ebensogut auch Spott;

denn gar viele dieser schwärmerischen Toren waren denn doch nicht bloß heilige und einfältige Faultiere — sie waren auch fromme Betrüger und dem Staat höchst gefährliche Gaukler, die durch Religionsmummereien den großen Haufen irre führten und einen höheren Heiligkeitsschein erheuchelten zu höchst irdischen Absichten — sie waren unduldsame, bessere und edlere Menschen verfolgende Fanatiker, und die wütendsten Bullenbeißer der schrecklichsten Hierarchen. Es gebührt ihnen leider! nicht bloßer Spott, sondern nicht selten unsere gerechteste Verachtung und Abscheu.

Selbst die fromme Einfalt kann nicht verlangen, daß man sie ganz frei laufen lasse, wenn ihre Narrheiten so ansteckend werden, wie die der Möncherei gewesen sind. Wenn man Beweise braucht, wie der Mensch sich selbst seinen meisten Jammer hinieden bereite, wo es doch noch ziemlich leidentlich zugeht, sobald man nur der Natur folgt und folgen darf — wenn man Beweise braucht, wie leicht das religiöse Gefühl und die Phantasie in Schwärmerei und vollendete Narrheit ausarten, wenn die Vernunft nicht den Vorsitz führt — und wie noch stets den Schwärmern die Betrüger auf dem Fuße nachfolgen, wie Schakale den Leichen — so wird das beste Beleg stets die Möncherei sein und bleiben!

. . In Klöstern lebten die glücklichsten und die unglücklichsten Menschen mit- und nebeneinander, wie noch jetzt in — Narrenhäusern auch und in der — Welt!"

Ich habe absichtlich diese ganze lange nach Inhalt, Form und Debit gleich jammervolle Tirade in extenso abgedruckt. Hier feiern die fürchterlichste

Trivialität und eine äußerst armselige Plattheit wahre Orgien. Aber kulturgeschichtlich gibt das zu denken. ‚Möncherei‘ und ‚Demokrit‘ waren das Orakelbuch und Evangelium der badischen und württembergischen Oberamtmänner in der Restaurationszeit; darüber unterhielten sie sich abends im Herrenstüble beim obligaten Schoppen (auch im Plural gebräuchlich) mit den anderen Honoratioren ihres Krähwinkels, dem Herrn Bürgermeister, dem Herrn Kreisphysikus, dem Herrn Amtsrichter und dem Herrn Apotheker. Und wohlgemerkt, das waren noch die geistig Höherstehenden unter den Hochmögenden, welche über solche Gegenstände sich unterhielten, oder überhaupt zu unterhalten imstande waren, während bei andern „der gemütliche Diskurs“ einfach in rüdeste Gemeinheit ausartete. Es ist begreiflich, daß eine auf diesem geistigen Niveau stehende Obrigkeit 1848 so jämmerlich zusammenbrach.

Aber wir müssen es zugestehen, vom kontemplativen Leben will die heutige Denkweise nichts mehr wissen. Beschauliche Mönche passen in unsere Zeit nicht hinein. Nun, die heutigen Mönche haben sich in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl den Forderungen einer neuen Zeit anbequemt. Die meisten Männerklöster widmen sich der Seelsorge und vor allem dem Unterricht, so die Jesuiten. Die Chorherren von St. Maurice, welche ihr Gründer, König Sigismund von Burgund, zu ewigem Psalmengesang verpflichtet hatte, leiten heute ein gutbesuchtes Collège. Der große Erfolg der katholischen Missionen ist vorzugsweise ein Werk der Mönche; denn der wahre Missionar muß, wie Rothe mit Recht sagt, unverheiratet sein. Die zahlreichen neuen Frauenorden

haben Glänzendes in der Krankenpflege geleistet. Die schweigsamen Trappisten wirken als Pioniere der Landeskultur in barbarischen Ländern, so in Bosnien, in Algerien und in der verödeten Campagna di Roma, wo die kirchenfeindliche italienische Regierung unter gelinden Seufzern sie als Handelsgesellschaft eintragen mußte, weil sie für die verpestete Domäne Tre Fontane keinen liberalen oder aufgeklärten Käufer finden konnte; dagegen haben die jetzigen mönchischen Besitzer binnen kurzer Frist durch systematische Eukalyptusanpflanzungen das berüchtigte Fiebernest, in dem niemand die Nacht aushalten konnte, zu einem sanitärisch ganz erträglichen Orte umgeschaffen. Im Gegensatz zur orientalischen und griechischen Kirche, deren Klosterwesen auf der alten, heute unhaltbaren Grundlage der vita contemplativa et ascetica versteinert und erstarrt ist, hat die römische Kirche es verstanden, wie im XVI., so auch im XIX. Jahrhundert mit der Zeit fortzuschreiten.

Aber die armen Klösterlinge machen es trotz alledem den Bildungsphilistern unserer Zeit nicht recht. Zwar die Deklamationen gegen die Krankenpflege verstummen allmählich, weil die kompetentesten Beurteiler, die Ärzte, den grauen Schwestern ausnahmslos das glänzendste Zeugnis ausstellen. Allein die Klosterschulen, sagt man, bringen ihren Zöglingen einen finsteren pfäffischen Geist bei. Nun ist es ein bischen zu viel verlangt, wenn die Religiosen ihre Zöglinge zu Kirchenfeinden ausbilden sollen. Leider werden sie's manchmal ohne Zutun der Patres.

Überhaupt sollten wir uns allmählich klar werden, daß die engherzigen Staatsgesetze, welche die Kloster-

gemeinschaften teils streng bevormunden, teils unterdrücken wollen, einer vergangenen Epoche angehören. Sie entstammen der Periode des aufgeklärten Despotismus, der Zeit eines Pombal, eines Aranda und eines Josef II. Die bei allem Radikalismus oft recht altfränkischen Schweizer sind der Überzeugung, mit ihrem Jesuitengesetze Großes geleistet zu haben. Jedenfalls hätten sie aber einem Kulturstaat, wie Deutschland, nicht als Vorbild dienen sollen, und der deutsche Bundesrat könnte besseres tun, als entgegen dem ausgesprochenen Willen der weit überwiegenden Mehrheit der Volksvertretung den Damm gegen „die furchtbare Gefahr der schwarzen Internationale" immer noch aufrecht zu halten. Meint man denn wirklich, die Fortschritte des Ultramontanismus hemmen zu können, wenn man ein Paar der Gesellschaft Jesu angehörende deutsche Staatsbürger von dem Betreten ihres Heimatbodens abhält? Solche homöopathische Polizeimittelchen sind eines großen Staates unwürdig; sie entsprechen nicht dem modernen Staatsbegriffe, welcher eine freie und ungehinderte Bewegung seiner Staatsbürger in den Grenzen der Ordnung und guten Sitte erzielen will. Ein Ultramontaner hat einmal mit Recht geklagt, daß die Regierungen den schlechten Häusern unbedenklich Konzessionen erteilen; wenn aber ein paar Nonnen zu Gebet und Andacht sich in einem besonderen Haus vereinigen wollen, sind Regierung und Polizei mit Verboten aller Art und den elendesten Chikanen bei der Hand. Die öffentliche Meinung hat diese Kulturkampfsreminiszenzen herzlich satt, und mit Recht bemerkt ein geistvoller Franzose: „Cette répugnante guerre des petits esprits contre les croyances

religieuses n'est point certainement étrangère à l'immense lassitude de l'opinion publique.“ Die großartige Freisinnigkeit des dem alternden Europa in so mancher Hinsicht weit voraneilenden Nordamerika sollte uns hier zum Vorbild dienen. Die Klosterfeindschaft ist ein Überbleibsel aus den verschwundenen Tagen der Aufklärung. Aber der größte Genius jener Epoche hat erklärt, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Fasson selig werden dürfe, und hat dieses Wort auch zur tatsächlichen Wahrheit gemacht. Es wird nicht Deutschlands Schaden sein, wenn es das Andenken des großen Friedrich auch nach dieser Seite hin heilig hält.

## V.

## EIN BESUCH IM ARMENISCHEN KLOSTER SAN LAZZARO IN VENEDIG.[1])

„Wer jemals die Inselstadt gesehen, kann sie nicht vergessen, die Stadt mit ihren tausend Häusern, großen und kleinen, ihren alten Palästen und vielen Kirchen. Ihr stiller Anblick erweckt in uns die Erinnerung an Jahrhunderte des Friedens und der Stürme. Sie gleicht einer Witwe mit dem grauen herabwallenden Haare, den matten Farben, den welken Blumen, lange schon ohne Perlen, ohne Diadem mehr, doch die Augen noch schön, dunkelschwarz, wunderbar. Sie blickten einst und Jahrhunderte lang so stolz und sicher um sich her, so weit über Italiens Fluren, über Länder und Seen hinaus. Man sieht's den alten verwitterten Zügen immer noch an, wie stolz, wie schön einst die Königin der Meere gewesen ist.“ — Diese Worte eines begeisterten Verehrers der Lagunenstadt charakterisieren gut ihren ehemaligen Glanz und ihren jetzigen Verfall. Längst sind die Tage vorbei, wo Venedig allgewaltige Gebieterin im Orient gewesen war. Nur der Fondaco de' Turchi erinnert an die

---

1) Christlicher Volksbote aus Basel 1896 Nr. 43ff.

Zeit, wo die Muslimen in ihren Warenmagazinen die Schätze der Levante aufstapelten. Und doch, wenn uns die zierliche Gondel in kaum halbstündiger Fahrt vom Dogenpalast und der Piazzetta mit ihren zwei Säulen entführt hat, befinden wir uns mitten im Orient. Es sind nicht bloß die Erinnerungen der Vorzeit: ein reges, frisches, tatkräftiges Leben tritt uns hier entgegen. Noch immer findet ein lebhafter Verkehr von hier nach der Türkei und weit nach Asien hinein statt, allerdings nicht mit den Erzeugnissen europäischer Industrie; ungleich höhere Güter gehen von hier nach dem Morgenlande aus: die christliche Religion und die Wissenschaft. Es ist die Niederlassung der Armenier auf der Insel San Lazzaro. —

Wenn uns die Gondel über die Südspitze der Giudecca hinausgeführt hat, steigt bereits der viereckige Campanile von San Lazzaro mit seiner Kuppel empor. Leicht und zierlich wie ein Minaret erhebt er sich in die Lüfte zwischen der Insel San Servolo, einem jetzt als Irrenhaus verwendeten Kloster, und der Insel des alten Lazaretts. Sobald wir über San Servolo hinaus sind, erblicken wir dicht am Lido die Armenierinsel mit ihren Backsteinbauten, die rötlich aus dem dichten Grün des Gartens hervorschimmern, in der Weite des Meeres wie eine Oase in der Wüste. Auf diesem stillen und friedlichen Eilande hat sich die merkwürdige Kolonie der armenischen Mechitaristen niedergelassen, welche gleichsam nur mit einem Fuße in Europa stehen und ihre Augen stetsfort nach dem Orient, der Wiege ihres Stammes, gerichtet haben.

Zuerst wird die Insel San Lazzaro im XII. Jahr-

hundert erwähnt. Abt Hubert von San Hilarion trat das wüste und menschenleere Eiland an den frommen Leone Paolini ab, welcher es 1182 an die Republik Venedig verkaufte. Diese errichtete hier ein Asyl für die Aussätzigen, welche der seit den Kreuzzügen so lebhafte Verkehr mit dem Osten nach der Lagunenstadt gebracht hatte. Zu Ehren des Schutzpatrons dieser Kranken, des hl. Lazarus, erhielt die Insel ihren Namen. Als der Aussatz von den asiatischen und afrikanischen Küsten verschwunden war, hörte die Bedeutung der Insel auf; das Lazarett verfiel. Bald bot das Eiland nur noch den Anblick von Ruinen, verborgen unter grünem Gebüsch. Arme Fischerhütten erhoben sich in dessen Schatten.

Erst nach fünf Jahrhunderten wurde die Insel wieder bevölkert. 1715 haben sich zwölf armenische Mönche dort niedergelassen. Ihr Leiter hieß Mechitar, was armenisch den Tröster bedeutet. Er und seine Genossen gehören zu der merkwürdigen Gruppe der mit Rom vereinigten morgenländischen Christen.

Die Union mit den Orientalen gehört zu dem festen Programm der römischen Kurie seit den Kreuzzügen. Unglaubliche Enttäuschungen hat sie durchgemacht. Wenn Karl von Anjou oder die Osmanen das Griechenreich, wenn die ägyptischen Mameluken das armenische Cilicien bedrohten, da haben dort König und Patriarch, zu Tode erschrocken, nach Rom geschrieben und ihrer innigen Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Nachfolger des Apostelfürsten Ausdruck gegeben. Bei den dann in Europa oder Asien abgehaltenen Unionskonzilien unterschrieben die Asiaten unbesehen die ihnen abverlangten Eintrachtsformeln; sobald sie aber die nötige

Hilfe in Mannschaft, Geld oder durch mächtige diplomatische Intervention erhalten hatten, wurde alles schleunigst auf den alten Fuß gesetzt. Mit Wehmut mußte Rom immer wieder verzeichnen, daß nach kurzer Erleuchtung die alten Irrtümer neue Kraft gewonnen hätten.

Die Wiedervereinigung mit Rom bildete sich im Orient zu einem förmlichen Sport aus. Eine Bekehrung zur römischen Kirche war eine billige und bequeme Gelegenheit, eine Touristentour durch Europa zu machen. Der gute Papst Eugenius IV. erhielt 1432 eine Gesandtschaft aus dem innern Afrika, von dem äthiopischen Kaiser in Abessinien. Die angeblichen Prinzen und Metropoliten lebten in Rom auf päpstliche Kosten sehr nobel; nachher stellte es sich heraus, daß man es mit ägyptischen Betrügern und Bettelpriestern zu tun gehabt hatte. — Ein geistlicher Hochstapler der bedenklichsten Sorte war Paul Tagaris, gewesener Bischof von Tauris in Persien. Wegen verschiedener höchst auffälliger Manipulationen flüchtig, wanderte er ins Abendland, wo er sich für den Patriarchen von Antiochien ausgab. Er wurde überall vortrefflich, aber nirgends glänzender als in Frankreich aufgenommen. Der königliche Hof und die Stadt Paris bewirteten ihn fürstlich; besonders lang genoß er die Gastfreundschaft der guten Benediktiner von St. Denys; er versprach ihnen den Leib ihres Schutzheiligen und andre wunderbare Reliquien. Das Kloster zahlte ihm reichliches Reisegeld und zwei Benediktiner begleiteten ihn bis nach Genua, wo er nach Erhebung einer letzten Anleihe auf einem Barbareskenschiff sich unsichtbar machte. Allein so felsenfest war der

Glaube an den Trefflichen, daß die beiden Begleiter bis nach Rom reisten, wo sie ihren Tagaris zu finden hofften. Erst dort erkannten sie, daß sie von einem äußerst gewandten Betrüger um schwere Summen geprellt waren. So hat auch Rom durch ähnliche trübe Erfahrungen sich niemals von seinem Liebeswerben abbringen lassen. Endlich ist dasselbe aber auch mit Erfolg gekrönt worden: Wenigstens zwei wichtige Eroberungen hat es zu verzeichnen: Die syrischen Bergbewohner des Libanon, die Maroniten, seit dem VII. Jahrhundert von der allgemeinen Kirche losgetrennt, haben sich mit Rom vereinigt und bilden seine festeste Stütze in Syrien. Ebenso wertvoll ist der Anschluß der Armenier. Allerdings ist es nur ein kleiner Bruchteil dieser so hoch begabten und heute so unglücklichen Nation. Es sind 100–120000, während man die Gesamtzahl des Volkes, nach freilich ziemlich unsichern Schätzungen, auf 2 bis 2½ Millionen veranschlagt. Aber dieser kleine Teil hat für den Kulturfortschritt des Gesamtvolkes Großes geleistet: die Intelligenz, die Bildung und der Besitz konzentrieren sich vorzugsweise in seinen Reihen.

Die Armenier, eingeklemmt zwischen die beiden Großmächte Rom und Persien, haben bis gegen Ende des IV. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung ihre politische Unabhängigkeit behauptet; die folgenden fünf Jahrhunderte standen sie erst unter der vergleichsweise milden Herrschaft der Perser, dann unter der viel härtern der Araber, bis Mitte des IX. Jahrhunderts die Bagratunierfürsten wieder für 200 Jahre ein politisch unabhängiges Armenien schufen. Damals stand das Volk auf seinem geschichtlichen Höhepunkt. Auf dem Thron der neurömischen Cäsaren

am Bosporus gebot eine armenische Dynastie! Armenische Generale und Offiziere kommandierten die zahlreichen Kriegsunternehmungen, welche das oströmische Reich gegen den Islam im Osten und gegen die sarmatischen Steppenvölker im Norden zu führen hatte. Die eigentliche Katastrophe beginnt mit dem XI. Jahrhundert, mit dem Einbruch der seldschukischen Türken. Seitdem diese entsetzlichen Verwüster in Vorderasien sich festgesetzt haben, ist es mit Armeniens Glanz und Macht vorbei. Grausige Öde herrscht an den Stätten, wo einst der Bagratunier glänzende Königsstädte sich erhoben hatten. Seitdem ist das alte Armenien eigentlich nur noch eine große Ruine. Allein unternehmende und tapfere Scharen setzten sich im Südostwinkel Kleinasiens, in dem rauhen und gebirgigen Cilicien fest. Hier erstand, im Bund mit den benachbarten Kreuzfahrerstaaten, vorab Antiochien, ein neues armenisches Königreich, das durch seine vielfache Berührung mit den orientalischen Franzosen, später auch durch seine Dynastie, die fränkischen Lusignan, selbst halbfranzösisch wurde. So lange das armenische Königreich Cilicien bestand, gab es ein politisch freies Armenien. Seit seinem Untergang ist das unglückliche hochgebildete Volk Jahrhunderte hindurch den Mißhandlungen und Unterdrückungen von seiten der Türken und Perser ausgesetzt gewesen. Und ist es im Grunde heute besser? wenigstens in der Türkei nicht. Noch in Aller Erinnerung sind die furchtbaren, jedes Christenherz aufs tiefste erschütternden Menschenschlächtereien der Jahre 1894, 1895, 1896. Den Freunden Armeniens waren die Hände gebunden. Denn die europäische Diplomatie hat mit metter-

nichischer Teilnahmlosigkeit diesen armenischen Greueln kaltlächelnd zugesehen. Keine Macht hat aber mehr Gleichgültigkeit bewiesen als gerade Deutschland. Das preußische Kirchenregiment, welches jetzt etwas plump mit wohlfeilen Erklärungen für Luther und gegen die Canisiusfeier seine äußerst schadhaft gewordene Popularität aufzufrischen versucht, ist dem edeln Pastor Lepsius sogleich in den Arm gefallen, als er sich des unglücklichen Christenvolkes annehmen wollte. Dieser hat aber lieber auf sein Pfarramt verzichtet, als daß er die Sache Gottes um ein Linsengericht verkauft hätte. Wahrlich! hier gilt das Wort der Schrift von den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche den Propheten Gräber bauen und der Gerechten Gräber schmücken, aber die Propheten, die zu ihnen gesandt sind, in ihren Schulen geißeln und von einer Stadt zur andern verfolgen. Mit Recht sagt Prof. Beyschlag: „Es ist und bleibt eine unauslöschliche Schmach für die christlichen Großmächte, daß sie diese Greuel weder zu verhüten, noch zu bestrafen einig genug gewesen sind. Es sollte in diesen Jahren keine evangelische Christenversammlung in Deutschland gehalten werden, die unsre Reichsregierung nicht an ihre internationale Christenpflicht erinnerte.“ Doch kehren wir nach Armenien zurück.

Während der dunkeln Jahrhunderte von 1400—1700 hielt ein kleiner Teil der Nation an der Verbindung mit Rom fest. Zu ihnen gehörte Mechitar, der für seine Nation und ihre Gesittung eine so epochemachende Bedeutung erlangen sollte.

Mechitar war zu Siwas, dem alten Sebaste im östlichen Kleinasien geboren. Sein ursprünglicher

Name war Manuk (Kind), den er erst im 15. Jahre, als er die Mönchsgelübde einging, mit Mechitar vertauschte. — Zwanzigjährig zum Priester geweiht, entfaltete er eine ungewöhnliche, seine hohe Begabung offenbarende Tätigkeit. Während einer Reihe von Jahren durchreiste er Kleinasien, predigend, missionierend, oder auch an verschiedenen geistlichen Mittelpunkten der Armenier als theologischer Lehrer auftretend. Mit großer Entschiedenheit wirkte er für die Vereinigung mit Rom; nur in dieser Verbindung mit dem kulturell so viel höher stehenden Westen erblickte er das Heil für sein Volk. Allein gerade dadurch erweckte er sich heftige Feindschaft unter seinen von glühendem Hasse gegen Rom erfüllten Landsleuten. Er hatte zuletzt unter starkem Zulauf in Konstantinopel gelehrt, war aber hier so wenig sicher, daß er sich in das Haus des französischen Gesandten flüchten mußte. Mechitar beschloß seine Heimat zu verlassen. Er versammelte seine Schüler ein letztes Mal und forderte sie auf, mit ihm nach dem Westen auszuwandern. Um alles Aufsehen zu vermeiden, sollten sie auf verschiedenen Wegen sich nach dem Süden des Peloponneses begeben. Dort wehte das Banner des hl. Markus. Athen und der ganze Peloponnes waren 1687 durch die heldenmütige Expedition des Dogen Morosini und des Grafen Königsmarck den Türken entrissen worden. Die alternde Republik Venedig war noch einmal, freilich hauptsächlich durch die Tapferkeit ihrer deutschen Hilfsvölker, siegreich in der Levante aufgetreten. Die flüchtigen Mönche, obgleich türkische Untertanen, wurden von den venetianischen Behörden auf das freundlichste aufgenommen, und sie erhielten

in Modon ein Kloster zu ihrem Aufenthalt angewiesen.

Hier nun organisierte Mechitar seine Mönchskolonie. Um sie enger an Rom anzuschließen, gab er ihr die Regel des hl. Benedikt, allerdings mit einer Reihe für die Bedürfnisse seiner Landsleute berechneter Zusätze. Papst Clemens XI. bestätigte den neuen Orden. Mechitar wurde sein erster Abt. Seine Haupttätigkeit sollte Übernahme der Seelsorge und Verbreitung des Glaubens unter den Armeniern sein. Allein das so plötzlich gewonnene Reich der Venetianer im Peloponnes brach nach kurzem Bestand rasch zusammen. Schon 1715 eroberten die Türken unter namenlosen Gräueln die Halbinsel; Modon wurde erstürmt, das kleine Kloster der Armenier geplündert und verbrannt. Der Admiral Mocenigo und der Gouverneur von Morea, Emo, gaben den dringenden Bitten der unglücklichen Geistlichen nach und nahmen sie auf der heimkehrenden Flotte nach Venedig mit.

Hier endlich sollten Mechitar und seine Genossen ihr bleibendes Asyl finden. In der Stadt Venedig selber war ihres Bleibens nicht; denn die Gesetze der Republik, welche eifersüchtig jede Ausbreitung der bereits viel zu zahlreichen und übermäßig begüterten Geistlichkeit zu hindern suchten, verboten aufs strengste jede neue Ordensniederlassung in der Stadt. Der Senat bot ihnen aber die gegenüber der Küste und S. Marco liegende Insel S. Giorgio mit ihrem geräumigen Benediktinerkloster als Wohnsitz an. Allein mitten im pulsierenden Leben der Hauptstadt gelegen, war diese Stätte den Armeniern zu geräuschvoll; sie wählten die weltentlegene Insel

San Lazzaro, welche denn auch der Senat am 8. September 1717 Mechitar und seinen Genossen einräumte. —

Auf den Ruinen des ehemaligen Aussätzigenasyls auf der Insel S. Lazzaro bei Venedig beeilte sich nun Mechitar, ein notdürftiges und provisorisches Heim für sich und seine Genossen einzurichten. Jahrzehnte zog sich der eigentliche Bau des stattlichen Klosters und der Kirche hin. Eine Inschrift am Eingange des Refektoriums meldet, daß Mechitar aus Sebaste, als der erste Abt, 1740 den Bau vollendet habe. Neben dieser energischen Bautätigkeit ließ er aber sein Hauptziel niemals außer Augen, welches die geistige Hebung und Wiedergeburt seiner Nation war. Als unermüdlicher, anregender Lehrer der jungen Novizen war er allen ein leuchtendes Vorbild. Er begann auch die großartige literarische Tätigkeit seines Ordens; die Erzeugnisse der nationalen Literatur, vorab die Geschichtswerke, wurden veröffentlicht. Eine umfangreiche Übersetzungstätigkeit, welche religiöse, literarische und pädagogische Werke der abendländischen Völker den Armeniern zugänglich machen sollte, setzt unter ihm ein. Damit im Zusammenhang steht die von ihm unternommene Gründung der großen Druckerei im Kloster, welche für ihre Erzeugnisse bald ein reiches Absatzgebiet in Konstantinopel und weiter in Asien, bei allen armenischen Niederlassungen fand.—Als Mechitar am 27. April 1749 im Alter von 74 Jahren starb, war die von ihm gestiftete religiöse Genossenschaft fest begründet; die Bahnen, in welchen sie wandeln sollte, waren ihr mit sicherer Hand vorgezeichnet. Seine Jünger bezeigten ihm ihre Dankbarkeit, indem sie von jetzt

an nach seinem Namen sich Mechitaristen benannten. Außer dem Stammkloster in S. Lazzaro besitzt übrigens die Kongregation nur eine einzige Tochteranstalt, das Mechitaristeninstitut in Wien, gleichfalls für die Wissenschaften sehr tätig, mit der Mutteranstalt aber neuerdings nicht eben im zärtlichsten Pietätsverhältnis lebend.

Die Geschichte der Mechitaristen ist von jetzt an die einer stillen Mönchsgemeinde; allein die großen Weltereignisse ließen selbst dieses meerumflossene Asyl nicht unbedroht. Unter Mechitars zweitem Nachfolger, dem aus Siebenbürgen, wo in Szamosujvár eine armenische Kolonie besteht, gebürtigen Akontius Koever, wurde das Institut in die Wechselschicksale der französischen Revolution verwickelt. Bonaparte, siegreich auf den italienischen Schlachtfeldern, hatte die tausendjährige Existenz der Markusrepublik vernichtet. In dem neuen Königreich Italien wurden, entsprechend dem Geiste der modernen Zeit, alle klösterlichen Institute unterdrückt; dasselbe Schicksal drohte auch dem armenischen Kloster. Allein der höchst gewandte Akontius verstand es, indem er sich auf die Nationalität und die wissenschaftlichen Verdienste seiner Brüder berief, sein Institut zu retten; es wurde in eine Akademie für die armenische Nation verwandelt. Natürlich war das nur eine Formsache. An der klösterlichen Einrichtung des Ordens wurde nichts geändert. Aber mit Stolz erzählen noch heute die Väter, daß Napoleon, der alle Klöster Italiens aufhob, ihre Niederlassung als Sitz der Wissenschaften geschont und respektiert habe. — Eine glänzende Epoche war die unter Koevers Nachfolger Sukias Somal, dem der Papst wie allen

spätern Generaläbten den erzbischöflichen Titel verliehen hat. Somal hat eine treffliche Literaturgeschichte der Armenier geschrieben, dem wissenschaftlichen Leben neuen Anstoß gegeben. Zahlreiche Ausgaben der armenischen Klassiker sind unter seiner Herrschaft von den Brüdern des Klosters veröffentlicht worden; die Schätze der auswärtigen Literatur wurden in Übersetzungen dem armenischen Volke zugänglich gemacht. Hatte sich bis dahin das Kloster auf die Heranbildung seiner Novizen zu Lehrern und Geistlichen der eigenen Nation beschränkt, so gründete Somal die beiden großen trefflich geleiteten Akademien — wir würden Gymnasien sagen — von Padua und Venedig. Es sind staatlich anerkannte, von Italienern besuchte Unterrichtsanstalten, deren Lehrer den Mitgliedern des Ordens entnommen werden.

Neue Gefahr für das Kloster schien das Jahr 1866 zu bringen, als Venetien aus den Händen der Österreicher an Italien überging. Bekanntlich hat die italienische Regierung mit dem Kirchengut, dessen sie zur Sanierung ihrer übeln Finanzen dringend bedurfte, sehr gründlich aufgeräumt; die Klöster wurden auf den Aussterbeetat gesetzt; allein die armenische Mönchskolonie an der Adria rettete derselbe Halbmond, welcher die Gründer des Ordens aus ihrer Heimat vertrieben hatte! Das Kloster wurde für exterritorial erklärt. Da seine Einwohner großenteils aus Türkisch-Armenien stammen, wurde es als unter dem Schutze der Hohen Pforte stehend von der neuen Regierung anerkannt und von Aufhebungsmaßregeln verschont! Nicht zum wenigsten trug dazu das lebhafte Interesse bei, welches Kaiser Napoleon III. für das Institut trug. Sein Porträt,

das er selbst geschenkt, ist heute in der Bibliothek aufgestellt und ebenso im Empfangssaal das lebensgroße Bildnis des Sultans Abdul-Aziz! Bei festlichen Gelegenheiten wird die türkische Flagge gehißt, denn dem „Beherrscher aller Gläubigen" verdankt es in erster Linie das Kloster, daß ihm weder die Novizenaufnahme untersagt wird, noch daß seine reichen und ausgedehnten Besitzungen auf dem Lido, bei Padua und um Verona mit Beschlag belegt worden sind. Der damalige kluge Erzbischof Georg Hurmuz verstand es, sein Schifflein durch alle Klippen und Fährlichkeiten gewandt genug hindurchzusteuern, und alle Regierungen wetteiferten, ihn mit ihren Orden auszuzeichnen. Er wurde Ritter der Ehrenlegion, Kommandeur der eisernen Krone, wie des Mauritius- und Lazarusordens. Auch exotische Insignien dekorierten seine Brust, so der türkische Niftan Iftikhar und der Medjidie, sowie der persische Sonnen- und Löwenorden.

So hat sich dieses merkwürdige Institut, gleichsam eine Reliquie der längst entschwundenen Kreuzfahrerzeit, bis in unser ganz anders denkendes Jahrhundert blühend und kräftig erhalten. —

Seit Jahren schon war es meine Absicht, dieser eigentümlichen Kolonie des fernen Ostens einen längern Besuch abzustatten, um die reichen handschriftlichen Schätze der dortigen Bibliothek etwas eingehender studieren zu können. Indessen über die Möglichkeit eines solchen Besuchs gingen die Aussagen meiner Bekannten ziemlich auseinander. Während die einen die entgegenkommende Gastlichkeit der Mönche nicht genug rühmen konnten,

meinten andre, daß sie klosterbesuchende Freunde zwar sehr liebenswürdig herumführten, aber den Benutzern ihrer Handschriften mit äußerstem Mißtrauen begegneten. Stets würde ein Klosterbruder beim Lesen und Kopieren der Manuskripte als kontrollierender Wächter an meiner Seite verweilen. Der Versuch mittels des offiziellen Schutzes der deutschen Regierung in die heiligen Hallen Mechitars einzudringen, mißlang, da deren Vertreter erklärte, das Kloster hänge unmittelbar vom armenischen Patriarchen in Konstantinopel ab, den er nicht beeinflussen könne, und mir riet, mich mit dem deutschen Konsul in Venedig in Verbindung zu setzen. An einen so unbedeutenden Beamten mich zu wenden, war mir zu umständlich und wenig Zutrauen erweckend. Ich dachte also auf eigenes Risiko in den geweihten Klosterraum einzudringen, als wenige Tage vor meiner Abreise ein glücklicher Zufall mir zu Hilfe kam: Einer der Patres, mir bis dahin gänzlich unbekannt, schrieb an mich in einer wissenschaftlichen Angelegenheit. Natürlich benutzte ich den Anlaß, meinen persönlichen Besuch anzukündigen, und erhielt umgehend die Antwort, daß ich hochwillkommen sei.

So fuhr ich denn gleich nach meiner Ankunft in Venedig in der üblichen Gondel nach der Klosterinsel. An den Marmorstufen der Landungstreppe kam mir übrigens nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, ein schwarzgekleideter Mönch, sondern der Pförtner, ein Laie und Italiener, entgegen, der, sobald ich ihm mein Anliegen vorgetragen, mich in das schöne und geräumige, mit guten Kopien venetianischer Maler geschmückte Wartezimmer führte. Nach wenigen Augenblicken erschien mein Freund, Pater Basilius

Sargisean, der mich mit der größten Herzlichkeit willkommen hieß und mir sogleich im Namen des gerade verreisten Generalabts die handschriftlichen Schätze des Klosters zur unbedingten Verfügung stellte. Bald erschien auch der Sottoprefetto der Bibliothek, Pater Dionysius, ein noch sehr jugendlicher, außerordentlich lebhafter und liebenswürdiger Georgier, welcher, wie die meisten Patres, sehr geläufig französisch spricht. Basilius ist der einzige, welcher auch der deutschen Sprache mächtig ist und daher, sobald deutsche Fremde kommen, als ihr Führer ihnen die Merkwürdigkeiten des Klosters zeigt. So habe ich denn auch unter der Führung der trefflichen Geistlichen vor allem das Kloster besichtigt.

Dasselbe ist ein durchaus italienischer Bau, ausgestattet mit allem europäischen Komfort, und erinnert in gar nichts an die Klosterbauten des Orients. Kirche und Klostergebäulichkeiten bilden ein Viereck und umschließen die luftigen Hallen des Kreuzgangs, in denen man die Mönche häufig wandeln sieht, und einen außerordentlich wohlgepflegten Garten mit duftenden Blumen, mit hohen Zypressen, von Volièren belebt. Mit Stolz wird uns eine Ceder des Himalaya gewiesen, welche hier unter der warmen Sonne Venedigs zu stattlicher Höhe emporgewachsen ist. Durch eine kleine Vorhalle gelangen wir in die Kirche, welche Mechitar auf den Trümmern eines bereits 600 Jahr alten Bauwerkes errichtet hat. Das flache Dach ersetzte er durch ein halbrundes Gewölbe, welches statt der ehemaligen steinernen Tragpfeiler jetzt durch rote Marmorsäulen gestützt wird. Die Kirche ist außerordentlich einfach und bescheiden

und tritt vollständig zurück neben den herrlichen Glanzbauten der Adriakönigin: dem Dome von San Marco oder San Giovanni e Paolo. Neben dem Hauptaltar, an dessen Fuß sich das Grab des Gründers befindet, enthält dieselbe noch vier Altäre, welche mit Kopien italienischer Meisterwerke und Bildern der großen armenischen Heiligen, Mesrob, des Erfinders der armenischen Schrift, und des Katholikos Sahak, seines Genossen bei der Bibelübersetzung, geschmückt sind.

Nachdem wir die Kirche verlassen, gelangen wir ins Refektorium, einen geräumigen Saal, wo die Mönche und die Novizen ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten einnehmen. Die Hinterwand enthält ein großes Gemälde des hl. Abendmahls, das Werk eines venetianischen Künstlers Novelli.

Der interessanteste Teil des Hauses ist aber zweifellos die Bibliothek, wohin man vom Refektorium aus auf einer Treppe gelangt. Eine Vorhalle mit dem Blick auf den Garten birgt ein kleines Museum von Kunstwerken, die in Armenien aufgefunden und meistens dem Kloster geschenkt worden sind.

Der große Hauptsaal der Klosterbibliothek enthält 30000 Bände, meist Werke religiösen, literarischen und wissenschaftlichen Inhalts. Auf einem Sockel ruht die Marmorbüste Papst Clemens' XIII., des venetianischen Papstes, und ihm gegenüber, auf einem Piedestal, die kleine Statue Papst Gregors XVI., beides Geschenke der betreffenden Kirchenfürsten an das Kloster.

Über mehrere Stufen gelangen wir in das Handschriftenzimmer, den eigentlichen Stolz des Klosters. Es enthält gegen 2000 armenische Manuskripte, einige

wenige von hohem Alter, die meisten aus den spätern Jahrhunderten. Nichtsdestoweniger ist es die größte Sammlung armenischer Manuskripte in Europa und wird an Reichhaltigkeit nur von den großen Sammlungen des Jakobsklosters in Jerusalem und des Zentralsitzes der armenischen Kirche, der Katholikosresidenz von Etschmiadzin in Großarmenien übertroffen.

An das Museum stößt ein geräumiges Zimmer, welches Lord Byron während seines Aufenthaltes in S. Lazzaro als Studio eingeräumt ward. Jetzt enthält es eine Sammlung wertvoller alter Drucke und sämtliche Werke, welche der Druckerei von S. Lazzaro entstammen. Byron, der 1816 und die folgenden Jahre in Venedig sich aufhielt, fuhr alle Tage nach dem stillen S. Lazzaro und hatte hier vielleicht seine besten Stunden. Er lernte mit Eifer bei dem trefflichen, als Herausgeber zahlreicher armenischer Klassiker berühmten Pater Pascal Aucher die armenische Sprache, wie er selbst in einem Briefe vom 27. Dezember 1816 erzählt: „Mein Lebenslauf ist sehr regelmäßig geworden. Des Morgens fahre ich in meiner Gondel hin, um mit den Brüdern des Klosters armenisch zu hinken und zu holpern, und ich helfe dem einen von ihnen mit Besserung des englischen Teils einer englisch-armenischen Grammatik, die er herausgeben will. Meine Fortschritte im Lernen der Sprache sind nicht gewaltig, jedoch komme ich allmählich vorwärts. Es ist doch diese Klostergemeinde sehr ehrwürdig und gelehrt. Der Superior ist Bischof, ein schöner Alter, sein Bart wie Marmor. Pater Paschal ist auch ein gelehrter Mann und eine fromme Seele. Er ist zwei Jahre in England gewesen." —

Im März 1817 schreibt er: „Habe ich Euch gesagt, daß ich zwei Episteln übersetzt habe? Einen Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern, der sich in unsrer Übersetzung nicht findet und mir aber sehr orthodox erscheint. Ich habe es im englischen Bibelstil getan.“

Es ist damit der sogenannte dritte Korintherbrief gemeint, ein armenisch und lateinisch erhaltenes, ziemlich geistverlassenes Machwerk des 5. Jahrhunderts.

Endlich muß ich noch der Druckerei gedenken, eines außerordentlich weiten und luftigen, von vier Marmorsäulen getragenen Saales. Mit Stolz werden uns die Druckerpressen und Maschinen neuester Konstruktion und Erfindung gezeigt, welche die Genossenschaft angeschafft hat, um ihr Geschäft auf der Höhe zu halten; das Setzerpersonal ist durchweg italienisch. Aber in dem durch Glaswände abgeschlossenen kleinen Comptoir sitzt ein junger Mönch in langem Talar, der den Versand der Bücher und die ganze geschäftliche Leitung des Unternehmens in Händen hat. Fast ausschließlich armenische Werke werden hier gedruckt, aber gemäß dem Streben der Kongregation, europäische Bildung unter ihren Landsleuten zu verbreiten, sind es meist Übersetzungen der klassischen Werke der Kulturvölker. Das Verzeichnis derselben ist höchst interessant; aber es läßt sich nicht leugnen, daß hier die guten Väter einen etwas veralteten Standpunkt einnehmen. Wenn das Französische, Englische und Italienische zwar eine gewisse Reichhaltigkeit zeigen — es finden sich, um nur einige Namen zu erwähnen, Milton, Byron, Corneille, Racine, Fénélon, Voltaire, Lamartine, Dante, Alfieri, Manzoni usw. —, so ist jedenfalls das Deutsche durch Geßners

Tod Abels und Ladislas Pyrkers nie gelesenes und längst vergessenes Epos Rudolf von Habsburg recht stiefmütterlich und in sonderbarer Weise vertreten! Erst in neuester Zeit hat der auf gelehrtem wie schönwissenschaftlichem Gebiete gleich fruchtbare Pater Alishan auch Schillers Glocke ins Armenische übersetzt.

Bis hierher haben wir die Teile des Klosters besucht, deren Besichtigung jedem Fremden freisteht; dagegen die übrigen im obern Stock befindlichen Räume sind innerhalb der Klausur und werden nur Geistlichen oder solchen Fremden zugänglich gemacht, welche zu wissenschaftlichen Arbeiten S. Lazzaro besuchen.

Natürlich erhielt ich daselbst sofort Zutritt, wie denn überhaupt die guten Patres mit echt freundschaftlicher und wahrhaft väterlicher Sorgfalt sich um mich bemühten, welche letztere sich sogar auf meinen Geldbeutel erstreckte. Pater Basilius teilte mir gleich mit, da die Dampfer bei S. Lazzaro nicht halten und die tägliche Herfahrt mit der Gondel doch sehr teuer sei, solle ich die Klosterbarke benutzen, welche regelmäßig um 8 Uhr morgens von der Riva abfahre und um 4 Uhr zurückkehre. So fuhr ich denn täglich bald allein, bald in der buntesten Gesellschaft, mit Handwerkern, die im Kloster arbeiteten, oder mit dem italienischen Schreiblehrer der Novizen, einem komischen, pedantischen Männchen, ganz an die typischen Theaterfiguren der alten italienischen Lustspiele erinnernd, manchmal auch mit Vätern des Klosters oder einem Benediktinerprofessor aus Rom, einem Deutsch-Amerikaner, der ebenfalls armenisch lernen wollte, mit dessen Fleiß und Aus-

dauer die strengen Väter aber wenig zufrieden waren. — Da die Gondel im Klosterdienst steht, fuhren wir umsonst, und die Italiener haben das auch mit pünktlicher Genauigkeit gewissenhaft ausgeführt. Ein bescheidenes regelmäßiges Trinkgeld erwarb mir die Freundschaft und Hochachtung der biedern und blutarmen Schiffer, die sich beim Abschied in der rhetorisch blumenreichen Ausdrucksweise von Italiens Söhnen Luft machte.

Da die Patres einsahen, daß eine achtstündige Arbeitszeit ohne eine kleine dem äußern Menschen nötige Unterbrechung nicht durchzuführen war, wurde ich mit der größten Zuvorkommenheit zu ihrem Déjeuner eingeladen. Indessen, da nach alter Klostersitte das Gespräch hier nicht gestattet ist und sie mir so viel mönchische Enthaltsamkeit nicht zutrauen mochten, erhielt ich den Wink, eine halbe Stunde nach den Patres zu erscheinen, wo dann regelmäßig einige derselben mir in der liebenswürdigsten Weise Gesellschaft leisteten.

Einmal nahm ich aber doch am Klostermahl teil, um auch diese mönchische Einrichtung kennen zu lernen. Sobald die Glocke das Zeichen gab, versammelte sich der Konvent in der kleinen Vorhalle des Refektoriums. Der Erzbischof war den Tag gerade zufällig in Venedig abwesend, und so die Leitung bei dem Vikar, Pater Alishan. Gleich neben ihm mußte ich mich aufstellen. Unterdessen waren mit ziemlichem Donnergepolter die Schüler und Novizen durch eine andere Türe in den Speisesaal gerückt. Sobald sie an ihren Plätzen sich aufgestellt, erschienen wir im langen Zuge, und ich erhielt meinen Platz unmittelbar neben dem Vikar angewiesen.

Es folgten etwas lange Gebete zweier Schüler, worauf Pater Alishan die Schlußworte sprach. Zwei Laienbrüder brachten auf gewaltigen Präsentiertellern jedem einzelnen seine bereits auf den Teller angerichtete Portion; genau so wurde es bei allen drei Gängen und beim Dessert gehalten. Ich sah, daß die Schüler absolut dieselbe Nahrung wie die Patres erhielten, nur daß sie statt des trefflichen und sehr reichlich bemessenen Rotweins Wasser tranken, was ja vom hygienischen Standpunkt aus für die Jugend nur zu loben ist. Gleich beim Beginn der Mahlzeit hatte sich ein junger Pater auf die Kanzel verfügt und las zuerst ein Kapitel aus dem Buche Hiob, darauf zwei Abschnitte aus Plutarchs Biographien, aus dem Leben des Perikles und des Fabius Maximus, natürlich in armenischer Übersetzung. Ein Zeichen mit der Glocke von seiten des Vikars bezeichnete den Schluß, und nun durfte der gute Bruder Lektor gleichfalls an den Freuden des Mahles teilnehmen. Wiederum wurde das Mahl durch Gebet geschlossen. Die Schüler zogen ab. Aber mein Nachbar sagte: Jetzt kommt der Kaffee, da können wir uns unterhalten, und von dieser Erlaubnis wurde dann auch umfassender Gebrauch gemacht. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet und äußerst reichlich; auch an den sogenannten Fasttagen erhielt ich so vorzügliche Fische, gebackene Eier und Mehlspeisen, daß ich den guten Patres, welche sich mit der, jede Verabreichung von Fleischkost an diesem Tage verbietenden Klosterregel entschuldigten, lachend versichern konnte, wir Häretiker würden dieses Klosterfasten als ein sehr opulentes Mahl betrachten.

Einmal hatte ich die Ehre, mit dem Klosterkoch

nach Venedig zu fahren. Nachdem ich ihn in meinem mangelhaften Italienisch auf seine Fragen über den Zweck meiner Anwesenheit unterrichtet, erhub er eine große Wehklage, daß seine edle Kunst unter der harten Klosterzucht in so enge Fesseln geschlagen sei. Er schäme sich ordentlich vor den Fremden, daß er so grauenhafte Türkenspeisen, wie Pilav oder Duschlak, bereiten müsse; allein die Patres wollten nur ihre barbarischen Nationalgerichte genießen. Erst als ich ihm versicherte, daß ich dieselben in Kleinasien schon kennen und schätzen gelernt und daß seine Zubereitung durchaus auf der Höhe der Situation sei, beruhigte sich das erregte Gemüt des ehrgeizigen Cuciniere.

Für meine Arbeiten erhielt ich einen großen dreifenstrigen, prachtvoll luftigen und schön ausgestatteten Raum angewiesen innerhalb der Klausur, die sogenannte Akademie, das Lesezimmer der Mönche. In zwei Schränken befindet sich hier eine reichhaltige Handbibliothek, und auf dem Tisch lagen zahlreiche wissenschaftliche und literarische Zeitschriften, auch Zeitungen, nicht nur in armenischer, sondern auch in italienischer und französischer Sprache. Ich konnte hier z. B. öfter einen Blick in den Pariser Figaro werfen und mich so einigermaßen politisch auf dem Laufenden halten. Unmittelbar neben meinem Studierzimmer liefen durch zwei lange Gänge die Zellen der Patres. Der Verkehr mit ihnen war ein außerordentlich zwangloser und behaglicher. Hatte ich bei einer schwierigen Stelle um Auskunft zu bitten, so verfügte ich mich zu den mir benachbarten und befreundeten Mönchen. Sehr angenehm war der Verkehr mit meinem unmittelbaren Zimmernachbar,

dem gelehrten und mit deutscher Wissenschaft wohlvertrauten Pater Basilius, und vor allem mit dem ehrwürdigen, bald 80jährigen, aber noch außerordentlich lebendigen und rüstigen Pater Leo Alishan. Er erzählte gern von seinen Reisen nach London und Berlin vor bald 40 Jahren, in welch letzterer Stadt er mit Petermann, Lepsius und einer Reihe anderer Gelehrter in Verkehr getreten war. „Auch jenen Alten," sagte er, „habe ich gekannt; wie heißt er doch? er ist überall herumgereist, konnte erzählen wie kein anderer und war der unzertrennliche Gefährte des Königs". Alexander von Humboldt wollte ihn durchaus dem König Friedrich Wilhelm IV. vorstellen, allein der bescheidene Gelehrte hielt sich für viel zu unbedeutend, um so etwas zu wagen.

Bei meinen Besuchen im Mechitaristenkloster lernte ich auch die innere Zelleneinrichtung kennen, welche die denkbar einfachste ist: Ein Bett, ein großer Schrank, ein Schreibtisch und mehrere Stühle, an den Wänden einige religiöse Bilder machen das ganze Mobiliar aus. Auch der Stellvertreter des Erzbischofs, Pater Alishan, wohnt genau so anspruchslos wie die andern Väter. Nur der Erzbischof selbst hat neben seiner Zelle eine kleine Privatkapelle und einen Empfangssaal, in welchem er, umgeben von den Würdenträgern des Konvents, angesehene Fremde, Fürsten, Prinzen usw. zu empfangen pflegt. — Die mir als höchst unangenehm geschilderte Strenge, Beaufsichtigung und Kontrolle bei der Arbeit erwies sich, wenigstens was mich betrifft, als reines Phantasiegemälde. Schon gleich die ersten Tage arbeitete ich meist völlig allein. Hier und da erschien ein Pater und schaute vergnüglich zu, offenbar mit dem ge-

heimen Hintergedanken, ich werde wohl armenisch weder richtig lesen, noch schreiben können. Indessen nach einiger Zeit entfernte er sich, gewöhnlich etwas murmelnd, was wie eine gute Note sich anhörte. Unsere Unterhaltung bezog sich vielfach auf die damals beginnenden Mordtaten der Türken. Die Patres, sämtlich gute Patrioten, waren tief bekümmert. P. Alishan fragte mich immer, ob nicht la puissante et généreuse nation allemande den so schändlich gemordeten Armeniern helfen werde. Ich sagte schon damals: Wenn 100 000 Armenier abgeschlachtet würden, werde die deutsche Regierung trotz ihres großen Einflusses am Goldnen Horn nicht den kleinen Finger rühren.

Das verstanden sie nicht. Ihre Besuche wurden übrigens nach und nach seltener, und ich arbeitete so ruhig und ungestört als in irgend einer deutschen Bibliothek. War ich etwas ermüdet von der Arbeit, so hatte ich die Freiheit, in dem herrlichen großen Garten des Klosters mich zu ergehen. Unbeschreiblich wohltuend war die vollkommene Stille; nur die Wellen der Lagunen schlugen mit sanftem Gemurmel an die Gartenmauern. Da wandelte ich in den schattigen Weinlauben und unter den hohen Zypressen mit dem Blick auf das im Sonnenglanz in allen Farben spielende Meer, im Hintergrund die Kuppeln und Türme der Stadt, die grünen Gebüsche und Baumgruppen der Insel und des öffentlichen Gartens. Es war ein Anblick, von dem ich mich fast nicht losreißen konnte. Später war ich durch eigene Schuld selten allein, — nicht daß die Mönche mich gestört hätten, aber einem Gärtner, der mir zufällig begegnete, hatte ich einmal eine Zigarre geschenkt. Seit-

dem verging kein Tag, wo nicht mit freundlichem Gruß aus einem der Wandelgänge die sonnengebräunte Gestalt eines der Bootsleute, Gärtner oder des sonstigen Personals auftauchte. Ein gebildetes italienisches Gespräch begann, und ehe der Tribut entrichtet war, gehörte ich der beata solitudo nicht wieder an.

Der Konvent des Klosters setzt sich aus etwa 60 Mönchen zusammen; indessen kaum die Hälfte befindet sich im Kloster selbst. Die meisten sind auswärts als Lehrer, Missionare und Priester in Konstantinopel und Asien verwendet, einige in Paris, wohin das Kloster die frühere Studienanstalt zu Padua verlegt hat. Dies Kollegium, Samuel Murad genannt, zählte 60 Schüler, welche hier von Vätern der Kongregation unter Mitwirkung französischer Lehrer erzogen wurden. Jetzt ist diese Anstalt wieder aufgehoben. Eine Reihe von Zöglingen dieser Anstalt sind in der Türkei und persisch Armenien zu hohen Ämtern der Militär-, Zivil- und Finanzverwaltung gelangt. Endlich befanden sich nicht wenige, namentlich der ältern Väter während meines Aufenthaltes in Fiesso unweit von Padua, wo die Kongregation eine schöne Villa besitzt, die zur Erholung kranker, abgearbeiteter und altersmüder Väter dient.

An der Spitze der Kongregation steht der Generalabt, welcher den Titel eines Erzbischofs von Trajanopolis i. p. führt, M. J. Ghiurekian. Er ist 1877 noch sehr jung zu dieser Stelle befördert worden, weil, wie mir ein Pater versicherte, er einer sehr vornehmen und reichen Familie aus Trapezunt angehört. Die Eigentümlichkeit der armenischen Kirche, bei der Besetzung ihrer Kirchenstühle vorzugsweise die Angehörigen gewisser alter Familien zu berücksichtigen, herrscht

also auch bei den Mechitaristen. Der nächste nach ihm ist sein Vikar, der ehrwürdige, uns schon bekannte Pater Leo Alishan (seit dem 21. Okt. 1897 Dr. phil. honoris causa Ienensis). Dann kommt der Superior der Professen und endlich der Superior der Novizen. Diese vier bilden die Würdenträger des Klosters, das diesen Sommer im ganzen ungefähr 30 anwesende Patres zählte.

Zu den Vätern kommen noch 20 Novizen, welche ihre Wohnung in einem abgesonderten Flügel des Klosters haben. Diese rekrutieren sich aus allen Ländern, wo Armenier wohnen. Die Schüler zerfallen in drei Abteilungen: Die erste reicht bis zum 17. Jahr; der Unterricht umfaßt Armenisch und Latein, Französisch und Italienisch, Mathematik, Geschichte und Religion. Die zweite Stufe begreift solche Leute in sich, welche sich dem Mönchsstande widmen wollen, und bildet lediglich eine Fortsetzung der untern. Erst auf der dritten Stufe kommt der eigentlich theologische Unterricht; er dauert zwei Jahre und nach Abschluss desselben durch ein Examen werden die Schüler zu Priestern geweiht und erhalten den Titel Väter. Jedes Jahr wird dann auch den Ausgezeichneten unter ihnen von der Kongregation der spezifisch armenische Ehrentitel Vardapet (Doktor) übertragen. Diese Knaben, abgeschlossen auf der Insel lebend, sprechen unter sich ihre Muttersprache armenisch oder häufig türkisch. Vier von ihnen, die ihre Heimat südlich vom Vansee hatten, bedienten sich als Umgangssprache des Kurdischen, Italienisch können sich wenigstens die jüngern nur schwer ausdrücken. Übrigens scheinen sie unter keiner allzuharten Zucht zu stehen. Von den Fenstern meiner

Akademie aus sah ich sie häufig genug im Garten eben so wild und vergnügt herumtoben, wie es unsre deutschen Jungen tun, und es mußte schon arg sein, wenn der Aufsicht führende Pater ein Veto einlegte.

Zweimal habe ich auch dem Gottesdienste der Klosterbrüder beigewohnt: Es waren hohe Feste, das eine Mal die Kreuzeserhöhung, das zweite Mal die Einkleidung zweier Novizen. Einer der Patres hatte mir versichert, ich würde sehr interessante Kostüme zu sehen bekommen. In der Tat, man kann nicht leugnen, eine armenische Pontifikalmesse macht einen großartigen, feierlichen und stimmungsvollen Eindruck. Der Erzbischof, die Diakone und Chorknaben sind in prachtvolle Festgewänder gehüllt, welche, aus den kostbarsten Stoffen gewirkt, mit Stickereien aus Perlen und Seide förmlich übersäet sind. Das Halbdunkel der Kirche, die Menge der brennenden Lichter, die langen Bärte und schleppenden Talare, alles versetzt uns in eine völlig fremde Welt, in den Orient und eine längst entschwundene Periode der alten Kirche. Der ganze Gottesdienst wird armenisch abgehalten. So weit irgend möglich haben die Armenier, die sich für das Kirchenjahr auch des alten Kalenders bedienen, ihren nationalen Ritus beibehalten. Jeder, der italienische Kirchen besucht hat, weiß, wie profan und geschäftsmäßig dort die Gottesdienste abgemacht werden. Der große Ernst, mit welchem sämtliche Armenier, vom Erzbischof und kronengeschmückten Vardapet an bis zum kleinsten Chorknaben, den Dienst verrichten, sticht dagegen wohltuend ab; sie scheinen sämtlich von der Bedeutung der Feier durchdrungen. Sehr wenig anmutend und äußerst monoton ist dagegen der von keinen

musikalischen Instrumenten begleitete Chorgesang; er erinnert an die im näselnden Tone vorgetragenen Litaneien der Griechen.

Der größte Pomp wurde bei der Novizeneinweihung entfaltet: Der Erzbischof, die dienenden Akoluthen und die Chorknaben waren sämtlich in außerordentlich reiche, von Gold förmlich starrende Brokatgewänder gehüllt, welche schnelle Bewegungen fast unmöglich machten. Die Chorknaben mußten daher bei den verschiedenen Kniebeugungen ihre Gewänder schnell in die Höhe ziehen; wenn sie wieder aufstanden, strichen sie dieselben, wie kleine Mädchen, glatt, was einen eigentümlichen Anblick gewährte.

Vor den Marmorschranken, welche den Priesterraum von der Laienkirche trennen, knieten zwei sehr sorgfältig und modisch, durchaus weltlich in Grau gekleidete Jünglinge. Ich hielt diese für andächtige Zuhörer. Allein als der Erzbischof die heilige Handlung vollendet und seine Gehilfen die ganze Kirche mit Weihrauch erfüllt hatten, fand ein geschäftiges Hin- und Herlaufen der Leviten zwischen Sakristei und Altar statt; ein Thron ward am Fuße des Hochaltars errichtet, auf den sich der Erzbischof setzte, und die beiden Modejünglinge, welche eben die einzuweihenden Novizen waren, knieten vor ihm auf Kissen. Er hielt ihnen nun sitzend — wie das bei den armenischen Predigern Brauch ist — eine sehr ernste und inhaltlich durchaus würdige Ansprache, die ich auch, da er sehr langsam sprach, so ziemlich verstehen konnte. Nach einem nochmaligen Gesang kam dann der entscheidende Moment: Der Novizenmeister, ein langer und langbärtiger, nicht eben besonders gewandter Alter, brachte das schwarze

Mönchskleid. Schleunigst streiften die beiden Einzuweihenden die Gewänder der Weltlust herunter, um das geistliche Engelskleid anzuziehen. Allein die Kuttenärmel sind eng, der Meister ist unpraktisch, und es verging eine geraume Zeit, bis die beiden Initianten endlich mit den Abzeichen der heiligen Würde geschmückt waren. Die jungen Mönche waren der eine 19, der andere gar nur 17 Jahre; sie haben bis zur definitiven Entscheidung übrigens noch zwei Jahre Zeit.

Dreimal täglich muß sich der Konvent zum Gottesdienst versammeln, und diese Pflicht erfüllen die Mönche mit großer Pünktlichkeit. Mehrmals begegnete es, daß Pater Basilius bei mir in der Akademie mitten im lebendigsten Gespräch abbrach und sich schleunigst entfernte, wenn die Glocke zum Chordienst rief.

Ich hatte mich in längerm Aufenthalt so sehr bei den gastfreundlichen Vätern eingelebt, daß es mir wahrlich nicht leicht wurde, mich von ihnen zu trennen. Den letzten Tag durfte ich noch mit sechs Vätern den beliebten Konventsausflug nach dem Lido mitmachen. Die sehr große und geräumige Klostergondel wurde in Bereitschaft gesetzt, in deren Kajüte fünf Patres und meine Wenigkeit auf das bequemste Platz fanden. Ich fragte mich nur, wie der kleine Vincenzo, der Barcarole, mit seiner schweren Ladung vorwärts kommen solle. Allein sobald wir eingestiegen, ergriff einer der Väter das zweite Ruder, und pfeilschnell hatten wir die kleine Strecke nach dem Lido zurückgelegt.

Hier nun wurde ich in die reichen und üppigen Gartenpflanzungen des Klosters geführt; stundenlang

kann man hier auch während des heißesten Sonnenbrands durch die endlosen Weinlaubgänge im behaglichsten Schatten wandeln. Es war eine wahre Lust, diese wohlgepflegten Frucht- und Gemüsegärten zu betrachten, deren Erzeugnisse den Markt von Venedig beherrschen. Mit Stolz berichteten sie mir, daß diese endlosen Flächen, jetzt der Sitz der vorzüglichsten Gartenkultur, vollkommen öde Sanddünen gewesen, welche erst die Mönche durch künstliche Bewässerung und ausdauernde Arbeit in die heutigen herrlichen Fruchtgärten verwandelt haben. Auf dem Lido beginnt ein kleines Außen-Venedig sich zu bilden, das bei meinem ersten Besuch vor 20 Jahren allerdings noch gar nicht vorhanden war. Hübsche Villen verbergen sich im Gebüsch und unter den Bäumen; kleine Restaurants befinden sich an der Hauptstraße.

„Dies Haus haben wir vermietet; das dort haben wir gebaut," war die regelmäßige und beiläufige erläuternde Bemerkung. Das Kloster ist hier Großgrundbesitzer, und die Mönche traten hier als auf ihrem Eigentum nicht ohne einen gewissen Stolz auf. Mit Genugtuung teilten sie mir mit, daß sie für ihre Erzeugnisse auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Turin den ersten Preis und auf der in Florenz die goldne Medaille erhalten hätten. „Aber," fügten sie hinzu, „wir stellen nicht mehr aus. ‚Immer diese Armenier', sagen die Italiener; der Neid ist rege geworden und wir ziehen uns darum zurück." Auch die Armenier kennen die öffentliche Meinung Italiens und deren scharfe Zugluft, welche den geistlichen Instituten der Vorzeit äußerst abhold ist.

Doch die Trennungsstunde nahte. Nach herzlichem Abschiede von den neu gewonnenen Freunden

bestieg ich meine Gondel und warf einen letzten Blick auf das schöne, freundliche Kloster und seine liebliche Kirche mit dem schlanken Campanile. Die sich neigende Sonne lieh den gelbroten Steinen den Schein ihrer Lebensglut. Der schöne Garten mit seinen dunklen Zypressen, aus dessen freundlichen Räumen die hellgrünen Reben fröhlich herauf- und herumranken und bis zu den Fenstern mit ihren dunkeln Trauben sich hinschwingen, entschwand immer mehr meinem Auge. Fürwahr! sagte ich mir, hier ist gut wohnen, jedoch bei aller Lieblichkeit und Schöne nur mit einem Beruf und in der ernsten Arbeit des Berufes, welcher die stillen Bewohner des weltfremden Eilandes zu einem so mächtigen Kulturfaktor des christlichen Orients gemacht hat.

## VI.

# EIN BESUCH IM ÄLTESTEN GOTTESHAUSE DIESSEITS DER ALPEN (ST. MAURICE).[1]

Das gewaltige von der Furka bis zum Genfersee durch die Rhone gebildete Flußgebiet, das sich in unsern Tagen mehr und mehr und bis in die entlegensten Winkel den Freunden der Alpenwelt erschließt, bietet der wissenschaftlichen Ergründung nach allen Seiten die anziehendsten Probleme zur Lösung dar.

Natur- und Geschichtsforschung finden hier analoge und parallel laufende Aufgaben. Eingebettet zwischen die unvermittelt aus dem ebenen Talboden aufstrebenden himmelhohen Gebirgszüge, selbst gegen die südlichen Seitentäler abgeschlossen, welche erst hoch oben an der Bergwand sich dem Zugange öffnen und bloß ihre Wasser durch eine enge Schlucht sich Bahn zu dem Hauptflusse haben brechen lassen, trägt dieses Tal einen eigenartigen Charakter, der schon den jungen Goethe mit Staunen erfüllt hat und heute noch an die Naturforschung die mannigfachsten Fragen bezüglich dieser eigentümlichen Talbildung stellt. Und diese Abgeschlossenheit der Täler und selbst der einzelnen Talstufen im Haupt-

1) Jenaer Rosenvorlesung, bisher ungedruckt.

tal ist in der Geschichte der kirchlichen und politischen Entwicklung, wie der Rechtsbildung des Landes reproduziert: eine ungemeine Zersplitterung der Herrschaftsrechte in den einzelnen Tälern und Gemeinden hat von Anfang an die Entwicklung einer einheitlich organisierten Landeshoheit gehindert.

Die Rhone, ihren Lauf von Nordosten nach Südwesten richtend, beugt bei Martinach, dem Octodurum der Römer, in einem ungewöhnlich scharfen Winkel nach Nordwesten um. Drei Stunden talabwärts treten von Norden die Ausläufer der Dent de Morcles, von Süden die der Dent du Midi dermaßen nahe zusammen, daß der Fluß in einer ganz schmalen Talsohle zwischen schroff abfallenden Felswänden nur mühsam sich durchwindet. Das ist eine der schicksalsvollsten Stätten des Schweizerlandes, der mit dem Blute der helvetischen Landesheiligen und Märtyrer getränkte Boden der Königlichen Abtei von St. Maurice d'Agaune.

Oberhalb und unterhalb dieser Stätte steigen obstreiche, sonnige Halden und hochaufgetürmte Terrassen gegen das nördliche Gebirge empor. Die unermüdliche Tätigkeit der Einwohner hat hier hinauf die Erde zur Anpflanzung der Rebe getragen, welche die harte Arbeit mit den feurigsten Weinen lohnt. Dagegen der Landschaft um den agaunischen Engpaß haben die unmittelbar oberhalb des Klosters förmlich gen Himmel sich emportürmenden und schroff abstürzenden Felswände, hinter denen die majestätische Schneepyramide der Dent du Midi emporragt, den Ausdruck feierlichster Ruhe und jenes schaurig düstern Ernstes gegeben, den schon die Alten besonders an den Wohnsitzen ihrer Gott-

heiten verehrten. „In lucis ipsam solitudinem adoramus.“ Heute bringt den Reisenden der gemütlich schleichende Personenzug der Jura-Simplonbahn von Villeneuve, dem östlichsten Punkte des Lemansees, immer der Rhone entlang in kaum halbstündiger Fahrt nach der alten steinernen Rhonebrücke, welche durch das Schloß von St. Maurice, einst der Sitz eines gebietenden Landvogts der Republik Wallis, verteidigt wird; das Tal hat sich hier dermaßen verengt, daß die Bahn durch einen Felstunnel sich den Weg suchen muß. Sobald wir aus ihm heraustreten, liegt das uralte, ehrwürdige Gotteshaus vor uns.

Schon in keltischer Zeit war Agaunum der Hauptort der Nantuaten, eines der drei Stämme, welche die Vallis Poenina, das Tal am Fuße des St. Bernhardsberges, bewohnten und ihre angestammte Freiheit gegen Sulpicius Galba, des großen Caesars Legaten todesmutig, wenn auch vergeblich verteidigten. In römischer Epoche, wo nach Ausweis der zahlreich aufgefundenen Inschriften die vier Städte des Poeninustales eine leidliche Blüte und Wohlhabenheit zeigten, war Agaunum der verkehrsreiche Mittelpunkt und die Zollstätte der wichtigsten Handelsstraße, welche von Norden aus Gallien und Germanien bei der Hauptstadt Octodurum vorbei über das Gebirge nach Augusta Praetoria, dem heutigen val d'Aosta, führte. Die Alpenhöhe hatten einst die Landesumwohner ihrem höchsten Himmelsherrn, dem Jupiter Poeninus, zur Anbetung geweiht; heute widmet das christliche Volk daselbst seinem glorreichen Wohltäter, dem Bergheiligen Bernhard von Menthon, einen ewigen Dienst.

Die historische Bedeutung von St. Maurice oder Agaunum nimmt ihren Anfang erst in der christlichen Epoche. Vom VI. bis IX. Jahrhundert ist St. Maurice der Brennpunkt der Zivilisation in den wilden, der Gesittung kaum erschlossenen Alpenlandschaften.

Die Römer wie die spätern deutschen Herren, die Burgundionen, verehrten mit gleich inbrünstiger Andacht diese heilige Stätte, die ihnen geweiht war durch das Blut der thebäischen Märtyrer. Ihre Legende hat in einfältiger und schlichter Sprache der 450 verstorbene Bischof Eucherius von Lyon aufgezeichnet.

Eucherius hat die Geschichte von zuverlässigen Gewährsmännern erfahren, welche den Bericht über das Martyrium von dem heiligen Bischof Isaak von Genf empfangen hatten. Dieser wieder hat als Zeugen den seligen Bischof Theodorus genannt, welcher 381 und 390 auf den Synoden von Aquileja und Mailand als erster Bischof von Octodurum-Martinach unterschrieb.

Die Legende ist kurz folgende: Unter dem Kaiser Maximianus (285—305), dem Kollegen Diokletians, erhob sich im Reiche eine furchtbare Christenverfolgung. In seinem Heere war eine Legion, die thebäische genannt, aus der ägyptischen Thebais stammend. Sämtliche Soldaten waren eifrige Christen. Als ihnen gleich den übrigen Soldaten befohlen wurde, die Christen vor Gericht zu schleppen, weigerten sie sich dessen. Maximianus, der sich im nahen Octodurum von den Reisestrapazen erholte, wurde durch die Nachricht von dieser Widersetzlichkeit zur höchsten Wut entflammt. Die Legion stand gerade im agaunensischen Engpaß. Er ließ an den Soldaten

die harte altrömische Disziplinstrafe der Dezimierung, der Tötung je des zehnten Mannes, vollziehen, und als die Überlebenden auch so sich weigerten seinen Geboten zu gehorchen, ließ er die Blutsentenz wiederholen. Doch auch jetzt blieben die übrigen, angefeuert durch drei höhere Offiziere, Mauricius, Exuperius und Candidus, standhaft. Sie erklärten dem Kaiser, nicht gegen Gottes Gebot handeln zu können; in allem übrigen wollten sie ihm treu und gewärtig sein. „Wir sind bewaffnet“ sagten sie „und wehren uns nicht; weil wir lieber untergehen als Unschuldige töten wollen. Wir sind bereit alle Folterqualen und selbst den Feuertod zu erleiden. Aber wir bekennen uns als Christen; Christen können wir nicht verfolgen.“ Ihre glorwürdige Entschlossenheit zu brechen, erließ Maximian den Befehl alle zu töten. „Die Gottlosen zückten ihre Schwerter; doch jene suchten weder durch ihre Zahl, noch durch ihre Waffen sich zu wehren; eingedenk der Lehre dessen, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführet ward, ließen sie sich gleich einer Schar gottgeweihter Schafe von den heranstürmenden Wölfen zerfleischen. Auf dem Erdboden türmten sich die Leichen der Frommen auf und Ströme ihres kostbaren Blutes flossen dahin.

Victor, ein alter ausgedienter Soldat, hörte von diesem Ereignis, als er zufällig durchreiste. Laut bekannte er sich zu Christo und empfing dasselbe Todeslos. Bischof Theodorus, dem ein Traumgesicht 80 Jahre später die Stätte offenbarte, wo die Gebeine der Märtyrer lagen, errichtete ihnen zu Ehren hart am Felsrand von Agaunum eine Basilika, welche bald ein vielbesuchter, durch Wundertaten berühmter Wallfahrtsort ward. — Dies der Bericht des Eucherius,

welchen das ganze Mittelalter gläubig als Geschichte hinnahm. Die Thebäer wurden die Landesheiligen der Schweiz, wie auch des über St. Maurice gebietenden Hauses Savoyen, das seinen höchsten Orden noch heute nach dem Thebäerhauptmann Mauricius benennt. Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften wird die Geschichte von der Passion der thebäischen Märtyrer selbst eine lange Leidensgeschichte. Die protestantischen Schriftsteller erkannten zur Bekämpfung dessen, was sie katholischen Aberglauben nannten, in der Geschichte ihr gefährlichstes und tödlich verwundendes Rüstzeug. Der große Flacius Illyricus, der Vater der wissenschaftlichen Kirchengeschichte, ging in seinen Magdeburger Centurien so weit, daß er den ehemaligen Schutzpatron von Magdeburg, den hl. Mauricius, zum furchtbaren Ärgernis der Katholiken einen Götzen und Abgott nannte. 1691 kam Dubordieu, französisch-reformierter Geistlicher in London, im Gefolge Lord Schombergs auf der Durchreise nach Turin, wo man den eben erfochtenen Sieg über die Franzosen durch Prozession, Dankgottesdienst in der den Thebäern geweihten Kathedrale und öffentliche Ausstellung ihrer Reliquien feierte. Es dünkte ihn ein wahrer Greuel, daß man die Gott allein gebührende Anbetung verfaulten Soldatenkörpern darbringe, und er beschloß dieser Abgötterei den Todesstreich zu versetzen; er schrieb denn auch 1695 eine Abhandlung über die Legende, worin er sich rühmt, die katholische Kirche zu ihrem Heile um 6666 Märtyrer ärmer gemacht zu haben. Die guten Mönche von St. Maurice, damals nicht eben auf der Höhe der Wissenschaft stehend, vernahmen erst 30 Jahre später die Hiobspost von

dem wider ihre Heiligen unternommenen Attentat. Zur Verteidigung derselben fehlte ihnen die Kraft. Für sie trat der ihnen befreundete Abt von St. Leopold zu Nancy, de l'Isle, nicht ungeschickt in die Schranken. Noch schärfer als Dubordieu griff aber 50 Jahre später der Baslerische Geschichtsprofessor Spreng die Legende an in seiner Abhandlung von dem Ursprunge und dem Altertum der raurachischen und baselischen Kirche 1756. Er nennt die Gewährsmänner der Legende Fabelkrämer und Träumer. Er stützt sich namentlich auf die Chronologie. Bisher sollte Kaiser Maximian so viele Tausend Marterkronen in Wallis ausgeteilt haben, als er gegen die revolutionierenden gallischen Bauern, die Bagauden, auszog. Allein das geschah 285, während die blutige Verfolgung Diokletians erst 303 begann und vorher Christen massenhaft in höchst angesehener Stellung am Hofe lebten, die ersten Militär- und Zivilämter bekleideten. Sein Resultat ist: die agaunische Rotte seien selbst leibhaftige Bagauden gewesen, die ein Legendenkünstler des 6. Jahrhunderts in Märtyrer verwandelt habe. Die verletzende Weise, mit welcher Spreng die hochverehrten Nationalheiligen behandelte, brachte die katholische Kirche der Schweiz so in Harnisch, daß die löblichen Orte sich auf der Tagsatzung schriftlich und mündlich bitter „über das gottlose und verfluchte Traktätlein, die schändliche Lästerschrift" beschwerten und nebst Unterdrückung derselben 1757 ein gerichtliches Verfahren gegen den Verfasser durchsetzten. Damit war aber der Geschichtsforscher nicht widerlegt. Sehr verständig bemerkt ein katholischer Historiker, der um die Schweizergeschichte hochverdiente Luzernische

Seckelmeister Felix von Balthasar: „Diese Schrift hat vor einigen Monaten ein heftiges Feuer erweckt, daß ihr Inhalt, der zuvor nur wenigen Liebhabern der helvetischen Geschichte bekannt war, nun in der ganzen Schweiz bekannt worden." Spreng hatte also ganz gegen seine Absicht für die von ihm angegriffenen Märtyrer eine sehr wirksame Reklame gemacht. Ich übergehe die übrige Streitliteratur, welche bis in unsere Tage gewaltig ins Kraut geschossen ist, und erwähne nur die neueste, aber auch verkehrteste Hypothese des Professors Egli in Zürich, wonach die ungeschichtliche Hinschlachtung der ganzen Legion ein Reflex uralter Volkserinnerung ist; noch im vierten Jahrhundert gedachten die Walliser des furchtbaren Blutbades, welches der Legat des ersten römischen Kaisers unter ihnen angerichtet. Die für des Vaterlandes Freiheit gefallenen keltischen Patrioten verwandelten sich der dichtenden christlichen Volksphantasie in heilige Märtyrer, die dann die Gelehrten zu Zeitgenossen des fürchterlichsten Christenfeindes Kaiser Diokletians machten. Um die Geduld nicht zu sehr auf die Probe zu setzen, versage ich es mir, die einzelnen Fäden dieses scharfsinnig-törichten Spinngewebes auseinanderzuziehen. Sagen wir vielmehr nur noch in Kürze, welche Tatsachen der Legende zugrunde liegen. Ihre Gewähr ist hochalt; Eucherius, an dessen Echtheit zu zweifeln kein Grund vorliegt, beruft sich in letzter Linie auf Bischof Theodorus, einen Kirchenfürsten des letzten Drittels des IV. Jahrhunderts. Damit sind wir aber immer noch 80—90 Jahre von den wirklichen Ereignissen entfernt, und ein zeitgenössisches Denkmal existiert nicht. Wir haben es also im besten Falle mit einer

alten frommen Sage zu tun. Welches ist nun der Wert solcher echten Volksüberlieferungen? Bei näherer Prüfung zerlaufen uns gemeinhin alle Einzelheiten in Dunst und Nebel. Die großen Umrisse im allgemeinen, die Erwähnung historisch hervorragender Personen trifft dagegen in der Regel das Richtige. Das Hildebrandslied spricht von Otakers Nêde; es konstatiert ganz richtig die vorhandene Feindschaft zwischen Skiren und Rugiern einerseits und Ostgoten andererseits. Das Rolandslied erzählt das historische Faktum von Karls Zug gegen Spanien und der Heimtücke der Basken. Dichtung sind nur die Einzelheiten, vorab Rolands Taten. Die Schweizersage hat die Erinnerung an den Urbund der Waldstädte bewahrt, nur chronologisch falsch eingereiht und durch die Verbindung mit König Albrecht in einen historisch unrichtigen Zusammenhang gebracht. Ähnlich steht es ohne Zweifel mit der Thebäerlegende. Die Abschlachtung der ganzen Legion ist fragelos unhistorisch. Die Anknüpfung an die Diokletianische Christenverfolgung ist gelehrte Arbeit des ersten Überlieferers, des historisch mangelhaft unterrichteten Bischofs Eucherius. Vielmehr fällt das Ereignis in 285, das Jahr der Bagaudenrevolution, der Erhebung der hörigen Landleute Galliens. Diokletian schickte zu ihrer Unterdrückung den Caesar Maximianus Herculius aus. Die siegreiche Niederwerfung des Aufstandes brachte diesem den kaiserlichen Purpurmantel ein. Auf dem Marsche von Italien nach Ostgallien machte er in Octodurum Station. Daß er dort ermattet rastete, dürfen wir der Legende gern glauben; denn noch heute ist die Überschreitung des St. Bernhard ein anstrengendes

Touristenstück. Aber 285 verfolgte ja die römische Regierung noch nicht! Die Legende ist deutlich doppelspurig. Neben der anbefohlenen Verfolgung der Christen, welche Eucherius aus seiner Zeitbestimmung erschlossen hat, geht evident ein Parallelbericht, welcher nur allgemein heidnische Verordnungen erwähnt, und dies nachher dahin erläutert: „Die meuternden Soldaten erklären, sie würden keine so gottlose Handlung ausführen; sie würden stets die Scheußlichkeit der Heidengötzen verabscheuen; in der heiligen und göttlichen Religion seien sie unterwiesen worden; den einen Gott der Ewigkeit beteten sie an; lieber wollten sie das Äußerste erdulden, als Christo die Treue brechen.“ Was haben wir hier? Nichts von den angesonnenen Bütteldiensten gegen die Glaubensbrüder, wohl aber die bestimmte Weigerung einen in ihren Augen heidnischen Kult — man denke z. B. an die Adoration der Legionsadler — zu verrichten. Maximian war jung und heftig. Bei einem so furchtbaren Kriege — die Bagauden hatten das glänzende Augustodunum (Autun) erobert; weder Tempel noch Halle fanden Gnade; alles wurde ausgeraubt und zerstört, die Einwohner gebrandschatzt und ins Elend gejagt; auf dem platten Lande herrschte Anarchie — bei einem so furchtbaren Kriege mußte der Kaiser seiner Legionare sicher sein. Die frisch ausgehobenen Rekruten, eben aus ihrer allzeit meuterischen ägyptischen Heimat angelangt, mußten ihm Bürgschaften der Treue gewähren. In der Eile nahm der römische Befehlshaber nicht die nötige Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis der Soldaten. Sie weigern den Eid, und die Katastrophe tritt ein. Daß im Osten

das Christentum schon viel früher Volkssache geworden als im Westen, ist notorisch.

Die Existenz der Thebäischen Legion ist durch das Staatshandbuch von 400, die sog. Notitia dignitatum, gewährleistet. Der Kampf gegen die Bagauden mochte ihnen besonders unsympathisch sein; denn unter diesen Armen und Elenden befanden sich tatsächlich zahlreiche Christen. Ähnliche Soldatenmeutereien sind uns vielfach bezeugt, so in Theveste in Numidien, wo der hl. Maximilianus lange vor der Christenverfolgung des Diokletian auf seine Weigerung hin, sich als Christ in das Heer einreihen zu lassen, enthauptet wird. S. Marcellus, ein centurio, wirft am Geburtstag des Kaisers, da das Festmahl mit Opfern verbunden ist, seine Insignien weg und erklärt, als Christ weiterhin nicht mehr dienen zu können. Er wird an den Gardepräfekten nach Tingi-Tanger gesandt und enthauptet. Der Schreiber des Präfekten, der hl. Cassian, erklärt das Urteil für ungerecht und läßt Griffel und Buch fallen. Auch er erleidet den Tod. Endlich die Legende Sanctorum quattuor coronatorum. Fünf christliche Arbeiter in den Steinbrüchen von Sirmium, die sich weigern, ein Bild des Äskulap anzufertigen, den Sonnengott zu verehren und in der Aufregung hochverräterische Äußerungen tun, läßt Diokletian, durch das lange Sträuben endlich in Wut geratend, in bleierne Särge einschließen und in der Save ertränken. In diesem Zusammenhang erscheint uns das furchtbare Strafgericht von Agaunum wohlverständlich. Der Haupteinwurf, daß 303 Maximian gar nicht in Octodurum war, fällt in sich zusammen, wenn wir das Ereignis aus dem Rahmen der Diokletianischen Verfolgung loslösen

und einer früheren Zeit mit gutem Grunde zuweisen dürfen. Ich gestehe auch, so unkritisch zu sein, daß ich nicht allein mit Gelpke und Hunziker die vier namentlich genannten Thebäer für historisch halte, sondern auch an der zweimaligen Dezimation durch den notorisch äußerst rohen und grausamen Maximian keinen Anstoß nehme. Die Niedermetzelung der ganzen Legion ist natürlich Ausschmückung der dichtenden Volkssage.

Als das alte Rom in Trümmer gefallen und Mönche in seinen Palästen ihren Einzug gehalten hatten, als den müden Händen der letzten Imperatoren das Szepter entsunken war und ihre Minister verzweiflungsvoll in der Öde der Wüste oder in der Mönchsklause Trost suchten, da haben die neuen deutschen Herren die Gebeine der vom antiken Rom hingeschlachteten Märtyrer mit kaum minderer Andacht verehrt, als die christlichen Römer.

Mit Stolz ruft der fränkische Verfasser im Prologus der Lex Salica aus: „Das ist das tapfere, kernhafte Volk, welches das harte Joch der Römer in siegreichem Kampfe von seinem Nacken geschüttelt hat; und nach der Annahme der Taufe hat es die Leiber der hl. Märtyrer, welche die Römer mit Feuer verbrannt oder mit dem Schwert gemordet, verstümmelt oder den wilden Bestien zum Zerfleischen hingeworfen haben, prachtvoll mit Gold und köstlichstem Gestein geschmückt.“ Unter den deutschen Stämmen übten, wenn wir von den schnell verschwundenen Ostgoten absehen, die Burgunder die mildeste Herrschaft aus. Wie sie auf friedlichem Wege Sapaudia — Savoyen — gewonnen und ihr Reich von den Alpen bis zur

Rhone ausgedehnt haben, so setzten sie sich im Gegensatz zu den rohen und gewalttätigen Alamannen frühe in ein erträgliches Verhältnis zu den Landeseingeborenen. Das Zentrum ihrer Herrschaft ist Genava-Genf und das Gebiet des Lemansees. Die spärlichen Blüten, welche in dieser wilden Zeit des Waffengetöses die Geschichtswissenschaft trieb, sind burgundisch-westschweizerisch. Marius, der Chronist des VI. Jahrhunderts (573—593), ist Bischof von Aventicum und verlegt seine Kathedrale aus der verödeten Römerstadt nach Lausanne. Der Nachfolger Gregors von Tours als Geschichtschreiber der Franken, der sog. Fredegarius Scholasticus, ist ein burgundischer Geistlicher aus der Gegend von Aventicum-Avenches. Burgund, d. h. die damalige Westschweiz, war eben der Sitz der damals noch vorhandenen Bildung; es sollte auch der religiöse Mittelpunkt der Lande diesseits der Alpen werden. Längst wurde Agaunum von zahlreichen Pilgern besucht; doch die geweihte Stätte schmückte nur ein bescheidenes Kirchlein, an dem wenige Geistliche den Dienst versahen. Seinen neuen Glanz verdankt es der königlichen Gnade. Das burgundische Reich hatte unter dem ebenso energischen als hochbegabten König Gundobad den Gipfel seiner Machtfülle erreicht. Siegreich hatte er trotz des Verrats des eignen Bruders Godegisel den heimtückischen Angriff des fränkischen Chlodovech 500 zurückgewiesen. Sein Reich erstreckte sich von der Loire bis an die Aare und im Süden bis Avignon.

Arianer wie die meisten deutschen Fürsten, ward er durch den in Rede und Schrift gleich gewandten Bischof von Vienne, Avitus, der katholischen Wahr-

heit gegen Ende seiner Tage immer freundlicher gesinnt; der Thronfolger Sigismund bekannte sie öffentlich nicht sowohl aus richtiger Politik, als aus vollster Herzensüberzeugung. Als Mitregent seines Vaters, in Genf residierend, hat er nach dem einzig unverdächtigen Zeugen, dem Bischof Marius, 515 das Kloster Agaunum gegründet. Alle Berichte von einer früheren Klosterstiftung, die noch in Binding und Jahn gläubige Anhänger fanden, sind spätere unhistorische Fabeleien. Immerhin rühmt sich das Kloster, das älteste Gotteshaus diesseits der Alpen zu sein. Im Jahre 516, bereits ein Mann reifer Jahre, bestieg Sigismund den Thron; er war in zweiter Ehe mit einer burgundischen Katholikin vermählt. Segerik, der Thronfolger aus der erlauchten Verbindung mit der Amalerprinzessin, der Tochter des großen Theodorich, behandelte die niedrig geborene Stiefmutter mit Verachtung; sie vergalt es mit tödlichem Haß. Er tat unvorsichtige Äußerungen über die hoffentlich bald erledigte Thronanwartschaft. Die Worte, dem König hinterbracht, erregten dessen furchtbarste Wut. Im Weinrausch läßt er den Sohn erdrosseln. Die Tat darf nicht ohne weiteres mit dem Maßstab unserer geläuterten Moral gemessen werden. Die Geschichte der germanischen Stämme dieser, wie der folgenden Jahrhunderte führt genug ähnliche Beispiele auf, die weder beim Volk, noch bei den Hochstehenden den uns selbstverständlich erscheinenden sittlichen Abscheu hervorriefen. Bitter bereute der König sofort die Untat. Grenzenlos war sein Schmerz. Unter Thränen und Fasten tat er Buße bei den Gräbern der hl. Agaunenser. Ebendorthin berief er auf Anraten des Bischofs Maximus von Genf ein Konzil

weltlicher und geistlicher Großen. Mit deren Beistimmung hat er in dem neugegründeten Gotteshause nach dem Beispiel der orientalischen Kirche eine ewige Psalmodie in der Weise gegründet, daß 500 Mönche in fünf Abteilungen Tag und Nacht dem Gesange obzuliegen hatten. Dem Kloster wurde eine neue Regel gegeben, welche die Mönche von der sonst in Klöstern üblichen Handarbeit entband. Nach Konzilsbeschluß wurden aus Agaunum alle Frauen entfernt und das Zusammenwohnen der Mönche und der Laienfamilien aufgehoben. Am 22. September 522 hielt der Erzbischof Avitus von Vienne in der Basilika von Agaunum die feierliche Weiherede: „Vieles, sagte er, hast du getan, du frommer Herr, auf dem Richterstuhl jünger als mancher, am Altar zeitiger als alle. Vieles sage ich, von dem wir bekennen müssen, daß wir Dir Dank schuldig sind. Du hast Deine Kirchen geschmückt mit reichen Schätzen und mit Reichtum an Gläubigen. Niemals aber haben wir Deiner Tugend genügend Worte gegeben; jetzt aber, gegenüber der Einführung dieses feierlichen Psalmengesanges, da halte ich es für ungenügend zu sagen, Du hast heute Deine eigenen Werke übertroffen.“ Binding bemerkt dazu: „Die ganze Fäulnis der Verhältnisse tritt in schroffen Gegensätzen nackt an den Tag. Der König fand in dem Spiegel des redenden Bischofs ein andres Bild von sich, als in seinem eigenen Gewissen und draußen in der unbequemen Welt. Vor dem Priester, dem berufenen Manne der Wahrheit, saß ein Fürst, der seinen Sohn gemordet hatte; aber die Wogen des Volksunwillens brachen sich lautlos vor den Mauern des Klosters.“ Diese Betrachtung ist durchaus geschichtswidrig.

F. Dahn hat in seinem Kampf um Rom den Konsul Cethegus zu einem Nietzscheschen Übermenschen, den Gotenkönig Totila zu einem lebensfrohen Anhänger von David Strauß und endlich König Teja zu einem pessimistischen Schopenhauerianer gemacht, während tatsächlich der große Theodorich und Totila die Apostelgräber mit Inbrunst küßten und vor dem heil. Benedikt auf den Knien lagen. Ganz ähnlich schiebt hier Bindings willkürliche Phantasie dem frommen Burgundervolke moderne Gefühle unter, die dasselbe gar nicht haben konnte. In Wahrheit hat das ganze Volk in begeisterter Erregung die Erhöhung des Ortes, den das hl. Blut der thebäischen Legion getränkt hatte, verfolgt. Scharenweise strömten die Bürger von Lyon dem von der Einweihung der Reichsabtei zurückkehrenden Erzbischof Avitus entgegen. Die Station betrachtete die Schuld ihres geliebten Königs nach dem Worte ihrer Hirten als völlig getilgt. Von den kostbaren Schätzen, mit denen der König sein Agaunum schmückte, hat sich ein von der Klostergemeinde hoch in Ehren gehaltenes Kleinod von unermeßlichem Werte bis heute erhalten: der berühmte Onyx von St. Maurice d'Agaune. Schon im Jahr darauf brachen die Söhne Chlodovechs, angeblich angestachelt von ihrer Mutter Chrotehildis, der unversöhnlichen Feindin des burgundischen Königshauses, in Sigismunds Reich ein. Geschlagen flieht der König im Mönchsgewand in die Alpen; unweit seines geliebten Agaunum wird er durch Verrat burgundischer Großer — den Namen des einen Trapsta kennt die Überlieferung — den Franken ausgeliefert, erst ein Jahr gefangen gehalten und dann auf Befehl Chlodomers mit seiner Gemahlin und

seinen Söhnen Gisklahad und Gundobad in eine Cisterne gestürzt. Das burgundische Reich hatte zu existieren aufgehört, nicht aber die angestammte Treue des Volkes. Auf Veranlassung des frommen Abts von Agaunum und auf die Fürsprache eines dem gestürzten Königshause einst treu ergebenen Großen Ansemundus hin ward Sigismunds Leiche ausgeliefert und zu Agaunum feierlich bestattet. Die Kirche hat den königlichen Märtyrer heilig gesprochen, und man erzählte von zahlreichen Heilungen, welche an seinem Grabe in der Johanneskapelle zu St. Maurice geschahen. Das VI. Jahrhundert war eine wilde Zeit, und auch die psallierenden Mönche von Agaunum waren Söhne ihres Zeitalters. Agricola, der Bischof des Wallis, welcher mit seinem Klerus häufig sich im Kloster einquartierte und auf dessen Kosten lebte, hatte sie dermaßen erbittert, daß sie 565 in einer Nacht einen Tumult machten und ihn mit dem Tode bedrohten. Es kam zu einer förmlichen Schlacht mit vielen Toten und Verwundeten.

Die fränkischen Merovinger bedachten die königliche Abtei nicht minder freigebig mit kostbaren Geschenken und Privilegien, wie die alten Burgunderkönige. Das Kloster ward eines der hl. Zentren der damaligen Christenheit. Es erhielt erlauchten Besuch. Im Jahre 755 weilte Papst Stephan III., 803 Papst Leo III. in seinen Mauern.

Eine neue, wenn auch bescheidnere Glanzperiode für das Gotteshaus beginnt mit den Karolingern. Abt Alteus um 800 war Karl dem Großen verwandt und sein Kaplan. Mehrere Tage weilte der große Kaiser in St. Maurice; er erhob seinen Günstling

zum Bischof von Sitten. Abtsinful und Bischofsstab blieben unter ihm, wie unter seinen vier Nachfolgern vereint. Karl machte sehr kostbare Schenkungen, unter anderem eine goldene, mit Edelsteinen reich besetzte, 66 Mark schwere Tafel. Längst war in den wüsten Zeiten der spätern Merovinger der königliche Glanz und fast märchenhafte Reichtum des Klosters geschwunden. 824 verwandelte Ludwig der Fromme das Kloster in ein weltliches Stift mit 30 Chorherren, ein bescheidener Überrest der ehemaligen 500 Psalmensänger.

In den folgenden Jahrhunderten steigen überall die unermeßlich reichen und dem Kaiserhause treu ergebenen Bischöfe und Äbte zur Reichsfürstenwürde empor. Man hätte erwarten können, daß von der alten Reichsabtei der burgundischen Könige, dem Heiligtum des Märtyrers Mauricius die zum Freistaat Wallis führende staatsbildende Tätigkeit ausgegangen wäre. Aber über Unterwallis und St. Maurice geboten unumschränkt die mächtigen Grafen von Savoyen. Mit größter Andacht verehrten und beschenkten sie das Grab der thebäischen Märtyrer, aber die weltliche Oberhoheit über ihren Klerus haben sie mit ebenso eiserner Konsequenz aufrecht erhalten, wie die katholischen Majestäten in Spanien und dem neuen Kontinent. Schon die Ahnen hatten das Herrscherbewußtsein und jene Energie, welche ihre glückbegünstigteren Nachkommen auf den Herrscherthron des geeinten Italiens gehoben haben. St. Maurice wurde eine Kommendaturabtei, eine Versorgungsanstalt jüngerer Söhne des savoyischen Hauses während des ganzen XI. Jahrhunderts. Graf Amadeus III. von Savoyen nahm, um die Kosten

seines Kreuzzuges zu decken, 1150 die goldene Tafel Karls des Großen fort und schenkte dafür dem Kloster das Val de Bagnes mit allen Leuten und Untertanen, allen Rechten und Regalien. Bis zur französischen Revolution blieben die Mönche hier weltliche Feudalherren. Noch 1795 fuhr der damalige Abt Joseph II. de Coeatrix nach Bagnes, um als Herr des Ländchens die Huldigung der Talleute entgegenzunehmen. Aber im Engpaß von Monnayaz stürzte die Staatskarosse in die tiefe Dranse; der Abt und der begleitende Chorherr Bussel ertranken. Nur der Diener rettete sein Leben. 1551 und 1693 brannten Kloster und Kirche nieder. Die heutigen Gebäulichkeiten sind daher fast völlig modern, 1707—1713 von Abt Nicolas II. in den schwächlichen Formen eines reduzierten Barockstils aufgeführt. Nur der baugeschichtlich höchst bedeutende Glockenturm, unten aus großen römischen Bauquadern, oben in romanischen Formen hergestellt mit achteckiger Steinspitze, gehört dem XIII. Jahrhundert an. Seit 1728 sind alle Äbte Grandcordon des sardinischen, heute italienischen Ordens vom hl. Mauricius und Lazarus. 1840 endlich hat Gregor XVI. durch die Bulle: In amplissimo den damaligen Abt Etienne Bagnond (1834—1888) für sich und seine Nachfolger zum Bischof von Bethlehem i. p. und zum päpstlichen Hausprälaten ernannt; gleichzeitig wurden die Chorherren zu Domherren erhoben und ihnen die Fakultät erteilt, 12 Ehrenkanoniker zu ernennen.

In den religiösen Bürgerkrieg der Schweiz wurde auch die Abtei verwickelt. Die radikalen Walliser, die sogen. Jung-Schweiz, eine ziemlich wüste Rotte, drang 1844 vor das Kloster und drohte dasselbe zu

vernichten. Nur die Geistesgegenwart des Gemeindepräsidenten von St. Maurice rettete das Kloster vor Brand und Plünderung. Nach dem Sonderbundskrieg 1847 wurde dasselbe mit einer Kontribution von 300000 Francs belegt; aber obschon das Kloster momentan zur Kaserne der siegreichen Truppen diente, fanden keine Unordnungen statt. Um die schwere Kriegssteuer aufzubringen, mußte das Kloster seine schönste und einträglichste Domäne la Sallaz verkaufen. So ist heute der Glanz der ehemaligen Reichsabtei ein äußerst bescheidener.

Gegenwärtig steht an der Spitze der königlichen exempten, dem hl. Stuhl unmittelbar unterworfenen Abtei nullius dioeceseos St. Maurice d'Agaune Msgr. Joseph Paccolat, Titular-Bischof von Bethlehem, Abt von St. Maurice, Graf und päpstlicher Hausprälat. Neben ihm besteht das Personal aus einem Prior, 38 residierenden Domherren, die die Priesterweihe empfangen haben, und vier Diakonen. Unter den Ehrenkanonikern sind zwei Erzbischöfe und Msgr. Joseph Deruaz, gegenwärtiger Bischof von Genf-Lausanne. Mit der Abtei ist ein Collège verbunden, an dem 14 Domherren den Unterricht erteilen. Für Musik und Turnen sind zwei Laien angestellt. Im vergangenen Schuljahre zählte das Collège 147 Schüler, meist aus der katholischen Schweiz, dazu drei Süddeutsche und einen Italiener. In der obersten Klasse, dem cours de philosophie, lesen sie Tacitus, Cicero pro Milone und pro Marcello, Horaz' Oden, Demosthenes, Platons Apologie und Sophokles' Oedipus Koloneus; im Deutschen: Jungfrau von Orléans und Maria Stuart. Dabei ist angemerkt: le cours est donné en allemand et les élèves doivent répondre

en cette langue. Neben dem Collège leiten die Chorherren auch die dreiklassige Mittelschule des Ortes. Der Pensionspreis für das Schuljahr ist sehr bescheiden: 400 Francs nebst 40 für Wäsche, Beleuchtung, Heizung usw. Jeder Pensionär hat sein eigenes Zimmer. Das Schuljahr beginnt den 28. September und schließt den 3. Sonntag im Juli.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, diese historisch so bedeutsame Stätte zu besuchen, deren Schatzkammer die meisten und schönsten Reliquiarien der Schweiz vereinigt. Vor allem wünschte ich das Hauptkleinod, den weltberühmten Sardonyx zu sehen. Allein die Erlebnisse meiner Vorgänger waren nicht eben ermutigend. Geheimrat Adler in Berlin, dem wir die erste wissenschaftliche Beschreibung des Kleinods verdanken, fand nur sehr wenig Entgegenkommen. Der Prior des Klosters, Msgr. Richon, ließ sich verleugnen, und der Sakristan de Werra schlug Adlers Bitte, das Gefäß aus dem Schranke herausnehmen zu dürfen, wegen der großen Heiligkeit desselben, rundweg ab. Professor A. Heusler in Basel, der die Rechtsdenkmäler des Wallis gesammelt hat, wurde, obgleich er von dem hochkonservativen Gemeindepräsidenten von Stockalper begleitet war, weder vom Bischof Paccolat, noch vom Großsakristan empfangen. Dies alles berichtete ich unter beweglichen Klagen über die wallisische Finsternis brieflich den Jesuiten am Gymnasium von Feldkirch, mit denen ich wissenschaftliche Beziehungen unterhalte. Namentlich machte ich geltend, welch übeln Eindruck es gemacht habe, daß ein grundkonservativer Mann, wie Professor Heusler, der Sohn des wegen seines Eintretens für die Klöster

und den Sonderbund gestürzten Basler Ratsherrn Andreas Heusler in ein Kloster nicht eingelassen wurde, das er nur aus wissenschaftlichen Gründen zu besuchen beabsichtigte. Meine Bemühungen waren nicht erfolglos. Durch Vermittlung der Jesuiten schickte mir Dr. Eberle, Pfarrer in Flums, Ehrenkanonikus von St. Maurice, eine lateinische offene sg. charta commendatoria, französisch adressiert à Sa Grandeur Monseigneur Paccolat, évêque de Bethléhem, worin derselbe gebeten wurde, dem Professor 'Dominus Henricus Gelzer Ienensis, consiliarius ab aulicis, religione protestans', zu erlauben die Kostbarkeiten der Klosterbücherei und des Kirchenschatzes auf das gründlichste zu besichtigen. Seine bischöfl. Gnaden solle mir jede Unterstützung gewähren; denn ich sei ein 'vir fide dignus, animo sincero, moribus integris, artibus bonis et rebus historicis maxime eruditus'. Mit diesem glanzvollen Empfehlungsschreiben ausgerüstet, unternahm ich die Reise. Außerdem war ich noch speziell an Kanonikus Wolf empfohlen, mit dem Dr. Eberle näher bekannt ist, da er ihm gelegentlich seiner Ernennung zum Ehrendomherren die Mozetta überbracht hatte.

So fuhr ich denn mit meiner Tochter getrosten Mutes nach St. Maurice und wandte mich, dort angekommen, sofort an den Bahnhofswirt M. Grisogono, einen Dalmatiner aus Spalato, der mit seiner reizenden, gleich gut französisch und italienisch und für den, der antworten kann, auch slavonisch sprechenden Tochter die Fremden empfängt und im Kloster einführt. Allein Herr Grisogono schüttelte zu meinem Vorhaben bedenklich den Kopf. Ich komme zu spät. Jetzt dinierten die Chorherren und dann begännen

die Vespern. „Gut, dann warte ich.“ „Eh bien! versuchen Sie’s, melden Sie sich an.“ In zwei Minuten stand ich vor dem Kloster. Ein Laienbruder führte mich ins Sprechzimmer und überbrachte, von mir beauftragt, mein Empfehlungsschreiben an den Bischof, eine Karte an den Großsakristan de Werra, eine zweite an Kanonikus Wolf. Nach 5 Minuten kehrte er zurück und bestellte mich auf ein Uhr. Bei meiner Rückkehr ins Bahnhofsrestaurant fragte Grisogono skeptisch lächelnd, was ich denn ausgerichtet. Meine Mitteilung erhöhte entschieden seine Achtung vor mir, und er übergab mir noch eine Karte an Herrn Bourban, den gelehrtesten Kanoniker, den Bibliothekar und Archivdirektor des Klosters. Zur angesagten Stunde standen wir an der Klosterpforte. Nach kurzem Warten im Sprechzimmer erschien ein junger feiner Kleriker, der sich als Chorherr und Untersakristan Wolf vorstellte, ein Schwabe aus Ellwangen gebürtig. Er führte uns sofort in die Kirche und die Sakristei, wo uns der alte und ziemlich gebrechliche Großsakristan de Werra empfing. Die beiden schön geschnitzten Schreine, welche die Reliquiarien enthalten, waren bereits geöffnet. Stück für Stück nahmen die beiden Chorherren mit der größten Beflissenheit die Kleinodien heraus und erklärten die Einzelheiten. Mich verlangte vor allem, endlich den Onyx zu sehen. Von der Farbenpracht des Originals gibt freilich Auberts sonst vorzügliche Reproduktion nur ein schwaches Abbild.

Das Gefäß ist ohne Frage eines der kostbarsten Denkmäler des Altertums, welches sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Es ist fast acht Zoll hoch und hat an der stärksten Stelle einen Durchmesser von vier

Zoll. Den Fuß bildet in auffallender roher Weise ein kegelförmig gestelltes Goldblech, auf welchem granatfarbiges Schmelzwerk zwischen Stäbchen eingelassen ist, während zweimal zwei Reihen von Perlen und Edelsteinen, geschiebeförmige Saphire und Smaragde die etwas barbarische Pracht erhöhen. Ganz ähnlich ist der Hals aus einem schmäleren Goldblechringe gestaltet worden. Der ursrüngliche obere Abschluß ist durch die dicke, roh und unförmlich darüber geschmolzene Wachsmasse, auf welcher man ein absolut unleserliches Bischofssiegel erkennt, unsichtbar geworden. Der antike Henkel ist leider ebenfalls zerbrochen und nur noch in seiner oberen Hälfte erhalten. Er war ursprünglich mit dem Kerne aus einem Stücke geschnitten. Das Ganze war ein einhenkliges, auf rundem Fuße stehendes Gefäß, dessen unter dem Wachssiegel vergrabene Lippe es als Gießgefäß oder Kanne charakterisiert. Aus der Zahl der recht seltenen aus dem Altertum erhaltenen Kunstwerke dieser Gattung kann am ehesten der schon im XVII. Jahrhundert auf 20000 Dukaten geschätzte Sardonyx vom Herzogl. Museum zu Braunschweig, das sog. mantuanische Gefäß, zum Vergleich herangezogen werden. Ein gleichfalls antikes, aber römisches Werk, wie der Onyx von St. Maurice, ist endlich der Schaffhauser-Onyx, angeblich, aber gewiß fälschlich als ein Stück aus der Burgunder Beute bezeichnet. Der Onyx ist von der größten Schönheit des Materials und der Färbung — aus olivenbraunen, hellgelblichen und milchbläulichen Achatlagen bestehend. Der Reliefstreifen zerfällt in zwei lose verbundene Gruppen. Links befinden sich zwei weibliche Figuren, eine lang bekleidete

und rückwärts sich umwendende Frau mit verschleiertem Hinterkopfe, welche auf einem durch Löwenköpfe charakterisierten Steinthrone sitzt und mit erhobener Linken den Zeigefinger an die Lippen führt, während die Rechte mit dem Gestus des Gebens oder Ausstreuens sich der zweiten Frauengestalt zuwendet. Diese überreicht in dienender Haltung und mit innig demütiger Geberde eine Hydria, deren Form wir wohl als eine Kopie der ursprünglichen Onyxkanne betrachten dürfen. Die zweite Gruppe bilden drei Figuren. Mittelpunkt ist eine auf die Erde gelagerte, tief ins Obergewand eingehüllte Gestalt, welche die Linke flach auf die Erde aufstützt und mit der Rechten das leise geneigte Haupt wie in tief nachdenklichem Sinnen berührt. Links von dieser Figur sitzt auf schlichtem Steinwürfel ein bärtiger Mann, rückwärts gewendet mit hoch hinaufgezogener Toga, deutlich mit der Linken, die das Kinn berührt, Überraschung ausdrückend; die Rechte führt einen Stab. Die letzte weibliche Figur ist in der Grundebene tiefer gestellt als die übrigen Figuren. Sie allein steht aufrecht; ihr Schleier ist über die Arme tief herabgesunken; mit beiden Händen hält sie ein kurzes in der Scheide steckendes Schwert und wendet sich halb fragend, halb zeigend an den sitzenden, stabtragenden Mann. Den Abschluß der Gruppe bildet nach rechts hin ein Tropaeon in Gestalt eines oblongen Pfeilers, an dem Helm und Panzer, Rundschild und Schwert aufgehängt sind. Neben dem Tropaeon erscheinen zwei nur in den Vorderhälften dargestellte Rosse mit flatternden Mähnen und unruhig den Boden stampfenden Füßen.

Die ganze Komposition bezeugt einerseits durch

ihre hohe Einfachheit und Klarheit, andrerseits durch die feierlich ernste Stimmung, welche wie ein zarter Hauch der Schwermut über alle Figuren ausgebreitet ist, daß wir es mit einem sehr hervorragenden Kunstwerke des Altertums, wie J. Burckhardt annimmt, noch aus hellenistischer Zeit zu tun haben. Auch die Technik muß rühmend hervorgehoben werden. Das ganze Relief ist aus dem Steinkerne fast überall sehr flach herausgeschnitten. Gut verstandene Gewandmotive zeichnen das Bildwerk aus, doch sind einzelne Extremitäten etwas übertrieben oder gar verzeichnet. Die Rosse zeigen endlich die in antiken Reliefs nicht selten wiederkehrenden unrichtigen Proportionen.

Eine Deutung lassen wir besser beiseite. Man hat an Odysseus' Rückkehr nach Ithaka, an das Opfer der Iphigenia, an Achill auf Skyros, Stark an Iphigenia in Tauris, andere an die Geburt des Hephaestus gedacht. Alles hat nahezu keine Wahrscheinlichkeit für sich.

Der nachträglich hinzugefügte Metallschmuck an Hals und Fuß mit emailliertem Goldblech gehört unzweifelhaft dem VI. Jahrhundert an und stimmt wie de Lasteygrie, Laborte, Adler und Aubert gesehen, mit ähnlichen merovingischen Kunstarbeiten sehr gut überein. Nach der kirchlichen, noch von Adler verwerteten Legende, hat der hl. Martin um 380 von Rom kommend die Märtyrerstätte besucht und das daselbst aufquellende Blut in zwei durch einen Engel überbrachten Schalen aufgefangen. Eine soll in Angers aufbewahrt werden. Die zweite ist unser Gefäß. Indessen Herr Sakristan de Werra teilte mir mit, daß diese Legende erst dem XII. Jahrhundert

angehöre. Nichts hindert, in der Onyxkanne ein Geschenk des Gründers König Sigismund an seine Reichsabtei zu erkennen.

Ganz kurz fasse ich mich über einige sonstige erlesene und hochalte Stücke. Hier ist vor allem ein kästchenartiges mit Glasschmuck beschlagenes Reliquiarium aus der Merovingerzeit zu nennen. Inmitten der Glasfassungen befinden sich Edelsteine und Perlen; die Rückseite und die Unterseite sind vom reinsten Gold und mit Filigrandessins bedeckt. In der Mitte der Vorderseite ist eine große antike Gemme, das behelmte Brustbild eines Jünglings im Panzer, angebracht. Die Rückseite hat im Merovingerlatein die Inschrift: „Der Priester Theuderigus hat zu Ehren des hl. Mauricius dies geschehen heißen. Amen. Nordoalaus und Richlindis befahlen es anzufertigen. Die Künstler sind Undiho und Ello“. Diese beiden sind die Goldschmiede, Nordoalaus und Richlindis die Donatoren; der Priester gab die Vorlage her. Die Goldschmiedearbeit weist nach Aubert eine viel höhere Kunstfertigkeit, als alle ähnlichen Stücke dieser Epoche. Die Überlieferung nennt es ein Geschenk Papst Eugens III., welcher 1147 St. Maurice besuchte. Es stammt fragelos aus viel älterer Zeit. Solcher Reliquienkästchen besitzt die Abtei aus späteren Zeiten, dem XI., XII. und den folgenden Jahrhunderten, noch mindestens ein Dutzend.

Die Wasserkanne Karls des Großen ist eine goldene Kanne, bedeckt mit ziselierten oder in Filigran ausgeführten Ornamenten. Ihren Hauptschmuck bilden die großen Platten mit Emailverkleidung von außerordentlicher Zartheit. Sie besteht aus einem zylindrischen Fuß, einem runden abgeplatteten Bauche,

einem achtseitigen Hals, einem ausgebauchten Schnabel und einer Handhabe. Die emaillierte Bauchfläche hat eine Einfassung von Perlen und Goldfiligran; innerhalb derselben kommt ein Streifen sehr schön gezeichneter Blattornamente besten Stils, unterbrochen von acht haselnußförmigen Saphiren vom reinsten Wasser. Die Emailplatten der Vorderseite haben als Zeichnung zwei Greifen, welche durch kreisförmige Ornamente getrennt sind. Nach der Tradition ist die Goldkanne das Geschenk eines arabischen Chalifen an Kaiser Karl. Die Emails zeigen in der Tat den Charakter der orientalischen Kunst.

Das Haupt des hl. Candidus stellt seine Büste bis an die Schultern dar auf einem viereckigen Aufsatze. Das Kunstwerk ist aus getriebenem Silber, an einigen Stellen vergoldet und geschmückt mit Goldzierraten und Edelsteineinlagen auf Filigrangrund. Der Ausdruck des Gesichts ist fremdartig, hart und brutal, etwa dem XI. Jahrhundert angehörend.

Zum Schlusse erwähne ich den Arm des hl. Bernhard von Menthon, des Gründers des weltberühmten St. Bernhardhospizes; eine Arbeit aus getriebenem Silber und ähnlich verziert wie die vorhergehende. Die segnend ausgestreckte Hand steckt in einem engen Ärmel, dieser in einer weiten Dalmatika, und ruht auf einem viereckigen Untersatze. Mitte des XII. Jahrhunderts.

Der Geist einer längst verschollenen uralten Vorzeit weht geheimnisvoll durch die Hallen dieses Heiligtums. Verschwunden ist der burgundischen Könige und der Herzöge von Savoyen Glanz, die einst andachtsvoll vor den silbernen Schreinen des hl. Mauricius und des Königs-Märtyrer gekniet

haben. Auch die ehemals so stolz hier gebietende freie Republik Wallis ist heute ein Trümmerfeld des Mittelalters. Nur das ehrwürdige Gotteshaus steht noch heute aufrecht da. Die Geschlechter der Menschen rauschen an ihm vorüber, wie welke Blätter, die der Herbstwind zerstreut. Alle Herrlichkeit der Menschen ist wie des Grases Blume; aber die Kirche Gottes bleibet in Ewigkeit. Doch ich breche ab. Über zwei Stunden hatte ich in der hochinteressanten Schatzkammer verweilt und begab mich nun in die Bibliothek und das Archiv, wo der gelehrte Kanonikus Bourban die Führung übernahm. Auf meine Frage, ob nicht jetzt die Vesper begännen, erklärten die Herren Canonici Bourban und Wolf, daß sie für heute dispensiert seien. Man sieht, in jeder Hinsicht kam man mir voll Liebenswürdigkeit entgegen. Sie gaben mir auch Aufschluß über die neusten Ausgrabungen. Im Hofe der alten Abtei, in dem nicht sehr breiten Raume zwischen der Hausmauer und der Felswand, sind die Fundamente der ältesten, an den nackten Fels sich anlehnenden Basilika aufgedeckt worden. Eine römische Inschrift noch in situ dient als Base einer Säule. Sie besagt, daß der kaiserliche Zolleinnehmer Amaranthus, ehem. kaiserl. Sklave, und seine Gattin Chelidon ihrer Tochter Agaunensia dies Denkmal gesetzt haben. Diese Basilika ist von Süd nach Nord orientiert. Nach ihrer Zerstörung wurde eine neue größere quer darüber gebaut, welche in üblicher Weise nach Osten orientiert ist. Momentan sind die Ausgrabungen aus Geldmangel sistiert.

Dankend wollten wir uns von den liebenswürdigen Chorherren verabschieden; allein wir mußten noch einmal ins Sprechzimmer, wo uns als Erfrischung vom

Domherrn Wolf feuriger Walliser vorgesetzt ward, und wo wir uns noch eine halbe Stunde in angenehmster und anregendster Weise unterhielten. Doch die Stunde des Abschieds nahte. Vorher hatte uns Chorherr Wolf noch eine Empfehlung an Domherrn Grenat, den Generaldirektor der walliser Archive in Sitten und besten Kenner der kantonalen Altertümer, mitgegeben. Der löbliche Stand Wallis ist noch eine merkwürdige Reliquie der alten Schweiz der XIII Orte vor 1798. Der Klerus ist daselbst wie im Mittelalter noch der einzige Träger der Wissenschaft und der geistigen Interessen; und wer wollte es leugnen, er erfüllt diese Aufgabe mit Ehren. Wer aber die Naturherrlichkeiten des Kantons Wallis besucht, Gornergrat und Matterhorn bewundert, der versäume doch nicht, ein paar Stunden der Hauptstadt Sitten und dem uralten Kapitelschloß Valeria und vor allem der historisch so denkwürdigen Stätte der alten burgundischen Reichsabtei St. Maurice d'Agaune zu widmen. Sicherlich wird er die darauf verwandte Zeit nicht bereuen.

## VII.

## WANDERUNGEN UND GESPRÄCHE MIT ERNST CURTIUS.[1])

Als Sonnabend, 11. Juli 1896, der elektrische Draht nach allen Himmelsrichtungen verkündete: „Ernst Curtius ist heimgegangen“, da wußten wir alle, daß unser geistiges Leben dunkler und ärmer geworden war. Der stille anspruchslose Gelehrte weilt nicht mehr in unsrer Mitte, dessen trauliches Heim gegenüber der Matthäikirche von zahlreichen Angehörigen der verschiedensten Nationen jahraus, jahrein als ein geweihtes Sanktuarium selbstloser Hingabe an die Wissenschaft und edelster Menschlichkeit mit Liebe und Ehrfurcht aufgesucht wurde. Mit Ernst Curtius ist gleichsam einer der letzten Stammhalter eines großen und vornehmen Geschlechts aus unsrer Mitte abgetreten. Die französische Julirevolution und Goethes Tod markieren den zeitlichen Endpunkt der Adelsherrschaft und der mit ihr verbundenen Gesittung, der goldnen Epoche des Klassizismus. Es folgt das silberne Zeitalter des liberalen Bürgertums und des gelehrten Alexandrinismus; die Generation der führenden Geister und Gelehrten

1) Aus der Deutschen Revue 1897 Juni S. 329ff.; Juli S. 87ff., August S. 234ff.

großen Stils tritt auf den Schauplatz, welche für die klassische Philologie und die verwandten Disziplinen bahnbrechend gewirkt hat und durch die Namen: G. Hermann, O. Müller, A. Boeckh, F. Ritschl und H. Ewald charakterisiert wird. Th. Mommsen und E. Curtius sind die letzten, welche diese glanzvolle Reihe schließen. Ein neues Geschlecht ist unterdessen herangewachsen. Heute leben wir in der „aetas ferrea“, dem Zeitalter des mit bienenmäßigem Fleiße sammelnden und mit kritischer Akribie sichtenden, dabei freilich nicht immer geistangehauchten Byzantinismus. Einer der gefeiertsten Staatsmänner der liberalen Aera sagte einmal: „Wir leben in einem diokletianischen Zeitalter.“ Und ein großer Historiker erwiderte: „Diokletianisch ist noch viel zu gut.“ [1]) Ganz entsprechend dem einst in der Kaiserstadt am Bosporus herrschenden literarisch wissenschaftlichen Treiben betrachten auch wir als die eigentlichen wissenschaftlichen Großtaten die Anlegung von Enzyklopädien für die einzelnen Disziplinen oder von sprachlichen Thesauren oder die Herstellung von Handbüchern für alle möglichen Zweige des Wissens. Gewiß ist das eine sehr nützliche und in mancher Hinsicht gewinnbringende Tätigkeit. Von dem großen, kühnen Zuge dagegen, welcher bei der Forschungsarbeit der zwei verflossenen Menschenalter zu verspüren war, von den gewaltigen Geistestaten, welche damals der gelehrten Arbeit ganz neue Bahnen erschlossen, ist heute nur noch wenig zu verspüren. Unsre Wege sind eben von denen unsrer Väter und Großväter himmelweit verschieden. Es

1) Ich habe diese Äußerung aus Curtius' eigenem Munde.

ist ganz unverkennbar, daß wir im politischen, wie im geistigen Niedergange begriffen sind. Das silberne Zeitalter des herrschenden Bürgertums und des gelehrten Alexandrinismus geht zur Rüste. Unsre Wissenschaft neigt mehr und mehr zu einem großartig sammelnden und sichtenden Byzantinismus. So sehen wir vor unsern Augen die Gesittung unsrer Väter und die aus ihr herausgeborene ideale, wahrhaft adlige Gesinnung dahinschwinden. Aber dürfen wir deshalb den Mut sinken lassen? Gerade das wäre das allerverderblichste. Das Gegenteil von solcher Schwachmütigkeit hat uns auch der große Heros gelehrt, dem diese Zeilen gewidmet sind. Mit seinem unverwüstlichen, tiefsittlichen Optimismus hat er stets an die heilige, unvergängliche Mission des von ihm so heiß geliebten deutschen Volkes geglaubt, und in diesem felsenfesten Glauben konnten ihn schwere und trübe Erfahrungen nicht irre oder wankend machen. Wie ein getreuer Eckart stand er auf einsamer Warte und wurde nicht müde, seine Warnungsrufe dem jüngern Geschlechte zuzurufen, das immer weniger Verständnis für die von dem greisen Gelehrten hochgehaltenen Überzeugungen und Anschauungen zeigte. Ein solcher Mann, der so heroisch der herrschenden Tagesmeinung entgegenkämpft, wird weiterleben, mag die dominierende politische oder wissenschaftliche Richtung noch so feindlich der seinigen entgegenstehen. „Numine afflatur", die in so unvergänglicher Weise durch den großen Urbinaten verherrlichte Devise der Poesie, ist das zutreffende Wort, mit dem wir den dahingeschiedenen Propheten, Forscher und Menschen charakterisieren können.

Es liegt natürlich nicht in meiner Absicht, ein irgend erschöpfendes Bild weder von dem Lebensgang, noch von den Leistungen des großen Gelehrten zu geben. Ich beschränke mich auf das, was ich weiß, das heißt, auf die persönlichen Beziehungen, welche zwischen meinem allzeit hochverehrten Lehrer und mir bestanden haben. Darum habe ich dieses Erinnerungsblatt „Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius" betitelt, weil, was ich Eigenes bieten kann, sich auf die gemeinsame kleinasiatische Reise und auf unsre wissenschaftlichen Privatgespräche beschränkt, und so möge denn der Leser diese anspruchslosen Erinnerungen eines alten Schülers und Freundes hinnehmen.

Für meine persönliche Entwicklung ist das Jahr 1867/68 epochemachend gewesen, wo ich in Göttingen zu den Füßen von Ernst Curtius gesessen habe. Seine Vorlesungen, wie sein historisches Seminar erschlossen mir eine neue Welt. Ich hatte durch ihn das: δός μοι ποῦ στῶ gefunden, und von da an gehörte während eines Jahrzehnts meine ganze Tätigkeit der Erforschung der griechischen Geschichte im Sinne von E. Curtius. Als dieser 1868 nach Berlin berufen wurde, forderte er mich sehr energisch auf, ihn dahin zu begleiten. Von welch unermeßlichem Vorteil wäre die Befolgung dieses Ratschlages für mich gewesen! Allein die Jugend versteht bekanntlich alles am besten. Ich war ordentliches Mitglied des Göttinger philologischen Seminars geworden; diese methodische Schulung durch zerstreuende Berliner Semester zu unterbrechen, schien mir frevelhaft und unverantwortlich. Curtius hat mir diesen einmaligen Ungehorsam nicht nach-

getragen; aber vergessen hat er ihn eigentlich nie ganz und oft bedauert.

Um so wertvoller für mich war es, als ich, junger Gymnasiallehrer in Basel, August 1871 plötzlich durch einen Brief mit den charakteristischen steilen, stets von links unten nach rechts oben steigenden Schriftzügen aufgefordert wurde, ihn auf einer Ferienreise nach Kleinasien zu begleiten. Natürlich nahm ich mit jubelnder Freude an und hatte das Glück, nicht nur drei Monate mit dem geliebten Lehrer gemeinsam zu reisen und zu forschen, συνοδοιπορεῖν καὶ συμφιλολογεῖν, sondern auch durch ihn mit Bernhard Stark und Gustav Hirschfeld bekannt zu werden und mit den beiden nun gleichfalls Heimgegangenen eine Freundschaft fürs Leben zu schließen.

Sonderbarerweise hat man von unserm wissenschaftlich nicht ganz unergiebigen Aufenthalte auf kleinasiatischem Boden als von einer „Expedition" gesprochen und auch in Tagesblättern geschrieben. Es war lediglich eine Ferienreise einiger selbstverständlich auf eigne Kosten reisender Meister und Altgesellen der Philologenzunft. Die Mitwirkung der preußischen Regierung beschränkte sich auf die sehr wertvolle Mitgabe des trefflichen Majors Regely vom preußischen Generalstabe, dem wir die bleibenden Resultate unsrer Reise, die Terrainskizzen von Ephesos, Alt-Smyrna und Sardes verdanken. Daneben war allerdings für unsre Forschungsreise von seiten des Marineministeriums E. Curtius S. M. Kanonenboot Delphin zur Verfügung gestellt worden. Curtius setzte darauf die größten Hoffnungen. Seine eigentliche Absicht war, die Stadtpläne der schwer zugänglichen, weil von den Dampferlinien abliegenden

Ruinenstätten Assos und Erythrä aufzunehmen. Beiläufig heute nach einem Vierteljahrhundert ist dieser Plan bezüglich Erythräs noch immer nicht verwirklicht. Allein dieser stets mit gespannter Erwartung erwartete Delphin war eine altersschwache, todmüde Maschine. In Smyrna, wo Curtius voll Assospläne ungeduldig wartete, brachte ihm der Kanzler des Konsulats zur Beruhigung ein Kommuniqué der Kreuzzeitung, daß der Delphin auf der Fahrt durch den Golf von Biskaya Havarien erlitten habe und auf den Lissaboner Docks repariert werde. Das Schiff kam denn auch glücklich in Athen an, als Curtius sich zur Heimreise anschickte. Die englische Marine hätte einem Gelehrten ihrer Nation vielleicht mehr Wohlwollen bewiesen, und ich kann mich noch immer nicht der (möglicherweise ungenügend fundierten) Vermutung entschlagen, daß bei etwas mehr Entgegenkommen der Verwaltung auch ein deutsches Schiff bereits im September in den kleinasiatischen Gewässern hätte eintreffen können. Charakteristisch für E. Curtius ist, daß nie ein hartes und herbes Wort des Tadels wegen dieses Mißlingens eines mit Liebe gepflegten Hauptplanes über seine Lippen kam; nur wehmütigem Bedauern gab er Ausdruck, und mit der ihm eigentümlichen Rastlosigkeit und unter den übelsten Umständen nie verzagenden Schaffensfreudigkeit machte er sofort eine ganz neue ordre de bataille; an die Stelle von Assos und Erythrä traten Sardes und Ephesos als neue Mittelpunkte unsrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Von besonderem Werte war auch Curtius' ausnehmendes Geschick, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Aller Herzen gewann er im Sturm. Den Diplomaten des Bosporus,

den Griechen und sonstigen Repräsentanten ethnographisch interessanter Völkerschaften hatte er es förmlich angetan; alle schwärmten für den schönen und geistvollen Mann, der vorzüglich neugriechisch sprach und noch vorzüglicher ritt und so gar nicht den Typus des gelehrten deutschen Pedanten aufgeprägt hatte. Auch in den deutschen Kolonien von Konstantinopel, Smyrna und Athen war Curtius gleich nach den ersten Tagen seines Aufenthaltes eine außerordentlich beliebte Persönlichkeit. So knüpfte er auch die folgenschwere Bekanntschaft mit dem nun gleichfalls dahingeschiedenen Ingenieur Humann. Die ersten Pourparlers und die erste vorläufige Besichtigung der für Deutschland so ergebnisreichen Ruinenstätte von Pergamon gehen auf Curtius' Privatinitiative zurück. Die Ergebnisse dieser Reise hat E. Curtius in den Schriften der Berliner Akademie niedergelegt; ein lebendiges Bild aber seiner damaligen Gedanken und Bestrebungen gewähren die Briefe, welche er von der Reise aus an seine in Kiel weilende Gattin schrieb, und welche mir mit gütiger Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellt worden sind. Einige Bruchstücke daraus werde ich mitteilen. Sie geben in anspruchslosester Form die persönlichen Eindrücke des alles mit offenen Augen betrachtenden Reisenden wieder, und ich bin gewiß, daß mancher Freund und Verehrer von Curtius sie mit Genuß durchfliegen wird.

Als Rendezvous für die aus Berlin, Heidelberg und der Schweiz zusammentreffenden Freunde war Wien bestimmt. Nach einem äußerst angestrengten Semester kam Curtius abgehetzt und ermüdet in Wien an; der Aufenthalt behagte ihm aber von

Anfang an außerordentlich, und ebenso gefielen ihm die Menschen. Statt der ursprünglich geplanten zwei Tage blieben wir beinahe sechs. Curtius erlangte hier schnell seine nie versagende Spannkraft wieder, wovon die Briefe beredtes Zeugnis ablegen. Sie sind zugleich ein interessanter Beleg für die zu jener Zeit allgemein herrschende hohe Siegesstimmung der Deutschen, wie sie das natürliche Ergebnis der Erfolge von 1866 und 1870 gewesen ist. Deutschland stand ja damals tatsächlich an der Spitze der europäischen Staaten. Nirgends empfand man das deutlicher als im Ausland, zumal im Orient. Wir sahen zugleich Wien im Glanz seiner Opulenz, das Wien vor dem Krach. Noch interessanter sind die Briefe aus Konstantinopel. So bekannt die Hauptstadt der Türkei jetzt durch die erleichterten und verbesserten Verkehrswege den meisten Gebildeten geworden ist, es hat doch einen eigentümlichen Reiz, den Schilderungen jenes längst entschwundenen Konstantinopels von 1871 zu lauschen. Alle Kenner des Orients sind darin einig, daß 1878 einen gewaltigen Wendepunkt bildet. Um so interessanter sind die Skizzen, welche uns das alte glänzende, noch nicht von den Russen schwer getroffene Stambul vorführen. Damals war dasselbe noch die Hauptstadt eines relativ nicht unbedeutenden Reiches, und gerade der Kontrast mit der heutigen Wirklichkeit wirkt anregend und belehrend. Ich lasse daher einige Bruchstücke aus den Konstantinopeler Briefen folgen:

Bujukdere, den 25. Aug. (Freitag).

. . . Montag abend gingen wir mit dem Eilzuge durch die ungeheuren Flächen des Banats an die

Donau; der Dampfzug hielt am Ufer bei Bazias, und die ganze Bevölkerung stieg über in das große Dampfschiff, das unsrer harrte. Um 4 Uhr nachmittags wurden wir in ein andres, noch größeres umgeladen bei Turnu-Severinu, wo wir Zeit hatten, den Boden der Rumänen zu betreten. Der „Orient", auf dem wir fuhren, ist ein Prachtschiff von enormer Größe, wo man vollständig und luxuriös beköstigt wird und in den schönsten Hängebetten schläft. Stark hat sich uns angeschlossen und ein höchst liebenswürdiger Florentiner, Professor Marchi. Die Gesellschaft bestand meistens aus rumänischen Familien, die aus den Bädern nach Bukarest heimkehrten. Wir machten einige interessante Bekanntschaften und fanden bei Österreichern und Rumänen einen feurigen Enthusiasmus für Deutschland. Rechts und links die breitesten, fruchtbarsten Landstrecken ohne Menschen! Was sind hier noch für Kulturaufgaben zu lösen! Um 11 Uhr Mittwochs kamen wir nach Rustschuk, wo die Donau nach Norden umbiegt. Wir landeten am Rustschuk-Bahnhofe und wurden nun auf die türkische Eisenbahn gesetzt, auf der wir bei Schumla vorüber durch großenteils unbebautes Terrain nach Varna fuhren. Hier kamen wir nach eingebrochener Dunkelheit am Strande des Schwarzen Meeres an, stiegen unter Angstgeschrei der Frauen in ein schaukelndes Boot hinunter und wurden durch die trotz aller Windstille wogende See zu dem Dampfschiffe „Trebizonde" hinausgefahren, das uns gleich mit einem opulenten Abendessen bewillkommnete . . . Um 7 Uhr des andern Morgens begrüßte ich beim schönsten Wetter die Küsten; um 8 Uhr fuhren wir durch die Symplegaden, und nun war auf einmal alles ver-

ändert. Keine Welle, sondern glattes Fahrwasser, eine Masse von Segel- und Dampfschiffen, beide Küsten mit Villen besät; endlich tauchte die Hagia Sophia und das Serail auf, und wir fuhren in das Goldene Horn ein. Ich hatte schon mit dem Kommissionär des Hôtel de Byzance akkordiert, als der Kawaß der Deutschen Gesandtschaft, mit breitem Goldgürtel geschmückt, mir einen Brief reichte, in welchem der Geschäftsträger, Graf Limburg-Stirum, mich bittet, mit Gelzer bei ihm in Bujukdere unsern Aufenthalt zu nehmen. Wir stiegen im Hotel ab ... Wir ließen einen Teil unsers Gepäcks zurück und fuhren dann, überall von dem Gesandtschaftstürken begleitet, der uns alle Kosten abnahm, auf einem der zahllosen Dampfschiffe in dreiviertel Stunden nach Bujukdere, wo der Geschäftsträger uns am Strande bewillkommnete. Wir haben zwei reizende Stuben, die trefflichste Bedienung, angenehmste Unterhaltung. Der Graf ist ein echter Edelmann, voll Liebe zur Kunst, natürlich und ungezwungen im Verkehr. Herr Testa, der zweite Dragoman, lebt auch hier und ein Schlesier Dr. Müller, der jüngste (4.) Dragoman. Heute bleiben wir ganz stille hier. Um 12 wird gefrühstückt, um $\frac{1}{2}$ 8 gegessen, vorher Seefahrt und Seebad. Morgen fahren wir in die Stadt, um die Besichtigung derselben zu beginnen ... Eine himmlischere Ferienmuße kann man nicht genießen, als an diesem gottgesegneten Strande des Bosporus ... Du kannst uns nicht besser aufgehoben wünschen. Gott segne Dich und unsre geliebten Kinder. Wenn ihr mich liebt, so seid recht in Gott vergnügt und genießt See und Seeluft in vollen Zügen! ...

Bujukdere, Sonntag, 27. August.

Um halb 5 Uhr wurden wir an den Quai gerufen. Zwei Kaïks (Gondeln) lagen dort, die eine des Gesandten, die andere des ersten Dragomans, jede mit drei Türken bemannt, welche die deutschen Farben tragen. Ich saß mit dem Grafen und Gelzer in der ersten; Testa und Graf Bray, der Gesandtschaftssekretär, folgten uns.

Wir fuhren mit schnellem Ruderschlage dem Schwarzen Meere zu, bogen dann links ab zu einer kleinen Bucht, wo die Fischer im Wasser Holztürme erbaut haben, um die Züge der Fische zu beobachten. So muß man sich die von Strabo geschilderten Thunfischwarten (θυννοσκοπεῖα) denken. Dort legten wir unsre Kleider auf den Felsen ab und stiegen in die Flut hinein. Es war ein entzückendes Bad, das mich ganz an die Piräusbäder meiner Jugend erinnerte. Wir fuhren in der Abenddämmerung heim. Nach Tisch wurden G. und ich noch einmal gefahren, um den Bosporus in Mondscheinbeleuchtung kennen zu lernen. Gestern (Sonnabend) machten wir uns früh auf, bestiegen das Dampfschiff, das dicht bei unsrer Wohnung seinen Landungsplatz hat, und landeten um 7 Uhr bei der Brücke von Pera. Dort traf uns verabredetermaßen der Dolmetscher der Gesandtschaft, ein sehr geschickter Armenier, Michran Lazarian, und mit ihm Stark und Hirschfeld, welcher unter der Sonne des Orients neu aufgeblüht ist. Wir nahmen Pferde und ritten nun über die große Schiffbrücke nach dem eigentlichen Konstantinopel (dem alten Byzanz) hinein. Auf der Höhe der Halbinsel liegt über dem Meere der Serail, daher „die Hohe Pforte" genannt, von mehrfachen Mauerringen umgeben. Wir

ritten durch kleine Waldungen, welche die Abhänge bedecken, um den Serail herum auf die Höhe des alten Hippodroms, welches aus der Zeit des Septimius Severus her immer ein freier Platz geblieben ist, einst der Schauplatz der Zirkusspiele und der blutigen Bürgerkämpfe, welche sich aus den Zirkusparteien entwickelten, und noch durch das Monument des Theodosius ausgezeichnet ist, sowie durch das bronzene Schlangengewinde, das man als einen Überrest des Siegesdenkmals von Plataiai ansieht. Du weißt, daß ich gegen diese Annahme protestiert habe, aber bis jetzt noch sehr allein stehe. Der Anblick des Originals war mir sehr interessant, weil die Technik des Erzgusses viel besser ist, als man nach dem Gipsabdrucke anzunehmen geneigt ist; indessen ist das Erz dunkler, als man es bei hellenischen Werken findet, und dann schienen mir auch die Inschriften nicht von klassischem Stile zu zeugen. Die vielgerühmte Gleichartigkeit der Schriftzüge bewährte sich nicht, und G. machte die sehr richtige Bemerkung, daß die oberen Linien schlechter geschrieben seien, die unteren besser. Es wurde eine zweite Besichtigung in der Morgenfrühe verabredet. In der Nähe ist das merkwürdigste aller antiken Monumente, das große Wasserreservoir, ein ungeheures unterirdisches Gewölbe, von Hunderten von Pfeilern getragen, in welchem jetzt Seidenarbeiter ihr Gewerbe betreiben. Die Hallen sind von verschiedener Breite und machen den Eindruck eines verschütteten Riesendomes. Auf der Höhe der ganzen Halbinsel breitet sich der Platz aus, auf welchem sich jetzt vor dem großen, ganz modernen Ministerialgebäude der Seraskierturm erhebt. Von ihm hat man die großartigste

Rundschau. Man sieht über das Marmarameer den Schnee des mysischen Olympos und zu den Füßen das ganze Gewimmel der bunten Weltstadt, welche sich an den beiden Meeren ausbreitet und auf zwei Kontinenten. Wir ließen unsre Pferde beim Turm und gingen in die engen Straßen hinein, wo uns Lazarian in eine armenische Restauration führte und uns mit gebratenen Hühnern und Pilav traktierte.

Dann setzten wir unsern Ritt fort nach der Küste des Marmarameers, wo die Mauern des alten Byzanz die Küste erreichen, und wo noch sieben Türme von der Befestigung des Konstantinos in mächtigen Überresten erhalten sind, welche ein besonderes Fort bildeten und auch als Staatsgefängnis dienten. Wir ritten an der ganzen Außenseite der Mauern entlang, die zum Teil dreifach sind; die alten Tore sind mit den Brücken noch erhalten.

Am innern Rande der Mauern liegen dorfartige Ansiedlungen der Türken, welche Vorstädte von Stambul bilden; außen vor den Mauern breiten sich unabsehliche Friedhöfe aus mit zum Teil umgestürzten Grabsäulen. Es wird wenig Sorgfalt auf dieselben verwendet, und nur der Schmuck von Bäumen und Gartenanlagen ist es, der das Auge erfreut. In den horizontalen Grabsteinen läßt der Türke ein ovales Loch, woraus Pflanzen aufsprießen. Man zeigt das Grab eines gelehrten Mufti, aus dessen Brust ein Lorbeer aufgewachsen ist. Wir machten einen Abstecher in die Stadt hinein, um eine griechische Kapelle[1]) zu betrachten, in deren Narthex (Vorhalle) zwei Mosaikkuppeln vollkommen gut erhalten sind;

---

1) Ehemalige Kirche, jetzt Moschee Kahrjeh-Dschamisi.

in der Mitte der einen das Brustbild der Mutter Gottes von Bildern der Könige Judas umgeben, in der andern das Brustbild Christi, darum herum die Bilder der Apostel. Über der Eingangstür überreicht der Stifter knieend das Modell der Kirche der Jungfrau. Die Türken haben alles unberührt gelassen. Rings umher die kümmerlichsten, aus Brettern zusammengenagelten Buden, welche das willkommenste Brennmaterial bilden. Auch reitet man überall über ausgebreitete Brandstätten, die noch wüste liegen, und wo nur schmutzige, herrenlose Hunde sich herumtreiben. Dann aber auch wieder anmutige Stadt- oder Gartenhäuser und in den neuen Quartieren moderne Steinbauten, in aller Pracht ausgeführt. Man kann sich keine Stadt denken, welche ein so buntes Gemisch von Barbarei und raffiniertem Luxus darbietet. Türken, Armenier, Juden, Griechen, Zigeuner, Franken — alles wogt durcheinander; man hört in jedem Augenblick die verschiedensten Sprachen sprechen, und die auffallendsten Trachten erregen kein Befremden. Der Familiensinn und der Sinn für Natur ist bei den Türken sehr groß, und überall begegnet man den bis an die Nase verbundenen Frauen, die, in lange bunte Tücher bis an die Füße verhüllt, mit ihren Kindern an der Hand zu Wagen und zu Schiff hinauspilgern und sich am Bosporus ganz hart am Wasser reihenweise hinsetzen.

Nachdem wir die ganze Länge der Mauern abgeritten und auch noch das schreckliche Geheul einer Anzahl von Derwischen angehört hatten, ritten wir zu den süßen Wassern von Europa, wo der Sultan ein Lustschloß hat. Wir ritten an dem Fluß entlang, der in die Seebucht des Goldnen Horns einmündet,

und kamen endlich in Pera an, nachdem wir von 7 Uhr morgens bis halb 6 Uhr fortwährend im Gange gewesen waren. Wir kamen eben noch zur rechten Zeit, um das letzte Dampfschiff zu erreichen, welches nach Bujukdere führt . . .

*

Konstantinopel, den 29. August.
(Dienstag mittag.)

. . . Die Freude am Meere verbindet uns, so weit entlegen auch die Meere sind . . .

Gestern, am Montag, umfuhren wir die alte Stadt zu Wasser, um die Lage derselben vom Marmarameer aus genau kennen zu lernen. Die Byzantiner haben ihre Mauern auf die der Griechen, die Türken wieder auf die der Byzantiner gebaut; jetzt werden sie zum Teil niedergerissen, um Platz zu machen für die Eisenbahn, welche von Adrianopel direkt an das Meer führen soll. Wir sahen, wie die alten Marmorlöwen, welche die Balkone der byzantinischen Kaiser schmückten, auf den Sand gesetzt wurden. Wir fuhren bis zu den „Sieben Türmen", die unmittelbar aus dem Meere aufsteigen, das alte Staatsgefängnis der Osmanen, wo die Gesandten Venedigs zuzeiten eingesperrt wurden und ihre Langeweile durch Kritzeleien an der Wand milderten, wie die Studenten im Karzer. Wir besahen die sogenannte kleine Hagia Sophia, auch eine übertünchte griechische Kirche, wie der Dom von Aachen gebaut, den wir zusammen besehen haben. Man muß die Stiefeln vor dem Eingange ausziehen und läuft auf Socken herum. Die Muselmänner behandeln ihre Satzungen mit großer Pietät.

Gestern nachmittag fuhren wir nach Bujukdere

zurück; das Wetter hatte sich ganz verändert; es stürmte und regnete. Deshalb wurde auch der Ritt, den der Graf heute früh vorgeschlagen hatte, abgesagt, und ich fuhr wieder gegen 6 Uhr mit G. zur Stadt, besonders um den Ingenieur Humann aufzusuchen, welcher in Bergama wohnt und uns für den Anfang unsrer Reise mit Logis, Pferden und anderm versehen will. Er baut Straßen in der alten Landschaft Aeolis und soll dort wie ein Pascha gebieten. Er wird uns geleiten und mit den neu entdeckten Altertümern bekannt machen ...

*

Bujukdere, Donnerstag, 31. August.

Dienstag schrieb ich von Stambul aus. In „Stadt Pest“ ist das deutsche Hauptquartier. Dort findet man eine seltsame Menschenvereinigung. So stellte sich mir plötzlich als ehemaliger Zuhörer ein Göttinger, Himly, vor, der eben aus Shanghai kam, wo er sechs Jahre chinesisch studiert hatte im Dienste des preußischen Konsulats. Um 4 Uhr fuhren wir nach dem Marmarameer, um die Prinzeninseln kennen zu lernen, welche einen kleinen Archipelagus vor der asiatischen Küste bilden. Diese Inseln sind gleichsam Vorstädte von Konstantinopel und erscheinen mit anmutigen Villen angefüllt, deren Terrassen vom Meere aufsteigen. Es wohnen hier lauter Griechen. Wir brachten die Nacht in einem Wohnhause zu, dessen Garten zum Meere hinabreicht. Wir badeten und schliefen dann in einem sehr luftigen Zimmer, das der Wind durchpfiff; denn es hatte sich plötzlich das Wetter verändert; Wolken, Sturm und Regen tobten die ganze Nacht. Bei besserem Wetter fuhren

wir um 8 Uhr ab und waren schon um halb 10 Uhr an der Brücke von Pera. Dort erwarteten uns der Graf und Testa, die uns einen Erlaubnisschein für die Sehenswürdigkeiten verschafft hatten. Wir gingen nun in die Hagia Sophia, den Prachtbau Justinians, dessen ungeheures Kuppelgewölbe einen mächtigen Eindruck macht, wenn es auch durch die sieben Kalifenschilder verunziert ist. Die Mosaike sind übermalt, nur hie und da schaut ein Muttergottesbild hindurch. Die Kreuze sind sämtlich ausgemeißelt; aber die prachtvollen Marmortafeln sind alle noch an der alten Stelle. Wir besahen dann das schöne Brunnengebäude, ferner das Museum von Altertümern, welches jetzt in der alten Irenenkirche eingerichtet ist; darunter ein Fragment vom Friese des Mausoleum; ein sehr merkwürdiger Sarkophag mit der Geschichte der Phaedra und ein Relief mit Hygieia und Asklepios, der einen Baum in der Linken hält. Ich hoffe Abgüsse und Photographien zu erhalten. Dann durchwanderten wir die großen Höfe des Serail, das der Sultan lange verlassen hat, nachdem sein Palast abgebrannt ist, obgleich hier der schönste Raum und die köstlichste Luft ist.

Wir sahen den sogenannten Thronsessel Justinians, die Bibliothek, den von Edelsteinen überfüllten Kronschatz und endlich die Moschee des Achmet, wo wir eine türkische Predigt anhörten, die vor einem Halbkreis niederkauernder Frauen von einer Kanzel gehalten wurde. Vom vielen Sehen müde, fuhren wir um 5 Uhr nach Bujukdere hinaus...

Der folgende Brief berichtet über unsern Ausflug nach Troja.

*

Chanak Kalessi, den 5. September (Dienstag).

Donnerstag nahmen wir Abschied von unserm liebenswürdigen Wirte und dem schönen Bujukdere und stiegen in Pera im Hôtel de Byzance ab, machten mit dem Dampfschiffe noch eine Fahrt durch das Goldene Horn, hin und zurück, aßen in unserm Hotel und kamen nach Tisch mit den Deutschen in „Stadt Pest" zusammen. Freitag mittag machten G., H. und ich mit unserm jungen Armenier Lazarian, dem Dragoman der Gesandtschaft, der uns beigegeben ist, eine herrliche Fahrt nach Skutari hinüber; dort nahmen wir Pferde und ritten die Höhen hinauf zu einer prächtigen Aussichtsstelle, wo man Stambul mit allen seinen Seevorstädten und Seestraßen überschaut; dann hinunter nach Chalkedon. Freitag nachmittag bestiegen wir vier mit Lazarian das französische Schiff der Messagerie Impériale, jetzt maritime (!), das nach Salonichi geht. Wir waren dort sehr gut aufgehoben; aber der Kapitän zog sich von der Mittagstafel zurück, als er merkte, daß wir Deutsche waren. Wir kreuzten das Marmarameer und fuhren mit der Frühe in die Dardanellen ein und legten um 10 Uhr an dem Hauptorte derselben, Chanak Kalessi, an, wo die Dardanellenkonsuln residieren. Wir besuchten den Amerikaner Calvert, der hier mit mehreren Brüdern lebt, Haus, Landbesitz und eine sehr merkwürdige Sammlung hat. Nachmittags nahmen wir uns ein Boot und segelten aus den Dardanellen heraus, wo sich der herrlichste Blick auf Samothrake und Imbros öffnete, nach dem Vorgebirge Sigeion, dem heutigen Kumkale. Dort nahmen wir einen Esel für unser Gepäck und wanderten in der Abendstunde an den „Grab-

hügeln des Achilleus und Patroklos“ vorüber, nach Jenischehr, das dicht bei der alten Stadt Sigeion liegt, um welche sich die Athener und Lesbier vor Zeiten stritten. Wir schliefen auf dem Boden eines Khans, auf engem Raum nebeneinander auf der Erde; der Wind pfiff durch alle Wände, wir aber standen munter und frisch auf und wanderten mit unserm Packesel durch das Skamandrostal aufwärts nach dem Türkendorf Bunarbaschi, ruhten dann die Mittagsstunden und wanderten nachmittags mit gespannten Erwartungen auf die Höhen oberhalb des Dorfes, um die Burg des Priamos aufzusuchen. Der Burghügel zeichnet sich aus der Entfernung gar nicht aus; aber wir erstaunten, als wir die mächtigen Mauern fanden, die Herr von Hahn ausgegraben hat; darunter auch die von ihm sogenannte Curtiusstufenmauer. Die Umwanderung der Burg machte uns die höchste Freude. Die Aussicht ist unvergleichlich. Nach hinten das obere Skamandrostal, von grünen Matten umgeben, zwischen den Vorhöhen des Ida, eine Tiroler Tallandschaft, nach dem Meer zu der herrlichste Blick auf die Inseln. Man sieht, wie das Hirtenvolk der Dardaner diesen Berg besetzte und seitdem in die unruhige und blutige Geschichte der Küstenvölker hereingezogen wurde. Die Mauern sind zum Teil gewaltig, aber so verschiedener Art, daß hier viel mehr Geschichte vorauszusetzen ist, als die Überlieferung sagt. Mit einbrechender Dunkelheit gingen wir hochbefriedigt heim, aßen eine Hühnersuppe, welche uns Lazarian gekocht hatte, Wein, Früchte, Milch, Trauben — nichts ist in diesen schmutzigen Löchern, wo einige Griechen zwischen Türken wohnen. Wir wohnten bei einer Frau aus

Mytilene, deren Haus in einer Nacht durch Erdbeben zerstört ist. Deshalb ist sie mit Mann und Kind hieher geflüchtet. Sie bat mich, für ihr Söhnchen zu sorgen, das hier zwischen den Ungläubigen alles Gelernte wieder verlerne. Wir schliefen in einem Khane neben rauchenden Türken, welche mit dummer Neugier die Fremden beim Niederlegen und Schlafen anstarrten. Montag früh gingen wir zu den Quellen, wo die Troerinnen ihre Kleider wuschen. Man sieht noch die in Form eines Waschtroges ausgearbeiteten Felsen. Rings umher sprudeln die Quellen aus dem Boden wie in der Göttinger Papiermühle; grüner Rasenteppich und eine Menge von Bäumen umher — ein entzückender Platz und ein Hauptbeweis, daß hier auch die bedeutendste Niederlassung in alter Zeit gewesen ist. Dann gingen wir wieder zu Fuß neben unserm Esel in das Skamandrostal hinunter, um nun die andere Talseite, die östliche zu besuchen. Hier lag auf einem vorspringenden breiten Erdhügel das neue Ilion, das unter den Makedoniern und Römern blühte. Massen von Ruinen bedecken die Höhen. Man sieht ein Stadium und ein riesiges Amphitheater. Hier hat Schliemann Mauern aufdecken lassen, in denen er die Grundfesten vom Palaste des Priamos erkennen will. Auch die ganze Familie Calvert ficht für diese Ansicht, welche uns unglaublich erscheint. Wir nahmen hier Pferde und ritten auf die Höhen, welche nach den Dardanellen die Ebene begrenzen. Es sind zwei Ketten, zwischen ihnen das Thymbriostal, in welchem der Apollotempel lag, wo Kassandra Priesterin war und Achilleus fiel. Über die zweite steigend, hatten wir wieder den ganzen Hellespont vor uns, an den wir hinabstiegen.

Ein Malteser ship chandler unterhält am Strande ein Magazin, aus dem man die Schiffe versorgt, in der Nähe ein englisches Hospital. Der Malteser, eine urkomische Figur, würdig von Dickens beschrieben zu werden, lud uns in sein Haus und hielt uns so lange zurück, daß wir erst in tiefem Dunkel durch unüberbrückte Gewässer nach Chanak Kalessi gelangten. Hier konnten wir wieder einmal auf Stühlen sitzen, an Tischen essen und in Betten schlafen. Heute halten wir hier Ruhetag. Ich erwarte sehnlich ein Telegramm aus Konstantinopel; denn ich habe Adler und Regely gebeten, mich hier abzuholen, um nicht noch einmal unnötigerweise nach Pera zurückzukehren; folgen sie meinem Wunsche, so gehen wir Donnerstag nach Mytilene und von da auf das Festland. Das Wetter ist herrlich und niemals heiß. Von Pergamon bis Sardes hat uns der Architekt Humann seine Pferde und seine Quartiere angeboten. Treffen wir ihn, fahren wir direkt nach Smyrna, sonst kommen wir wohl erst den 11. oder 12. dahin. Das Weitere hängt dann von dem Eintreffen des Delphins ab. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie liebenswürdig die beiden jungen Leute sind; es kann kein Sohn aufmerksamer sein, als sie es sind, sie sehen mir jeden Wunsch von den Augen ab. H. ist ein ganz andrer Mensch geworden. Er ist voll Geistesgegenwart, immer fröhlich, voll Interesse. Stark fühlt sich sehr glücklich in unsrer Gesellschaft. Nun muß sich zeigen, wie es mit Adler und Regely geht. Wir wohnen hier sehr behaglich am Meer; unablässig rauschen die Wellen des Hellesponts. Darüber sehen wir die Berge von Abydos, wo man vor einigen Jahren einen Marmorsessel gefunden hat, den

Herr Calvert für den des Xerxes hält. Er ist in Konstantinopel spurlos verschwunden . . .

Unterdessen waren Adler und Regely in Konstantinopel angekommen. Curtius mußte auf deren dringenden Wunsch sie daselbst abholen, so daß Stark, Hirschfeld und ich allein nach Mytilene gingen.

Endlich betrat auch E. Curtius kleinasiatischen Boden, und damit erst begann die von ihm in Aussicht genommene wissenschaftliche Arbeit. Die folgenden Briefe zeigen, wie energisch er in Sardes, Ephesos und Pergamon tätig war. Am fröhlichsten war er, wenn er zu Pferd durch die barbarische Wildnis reiten konnte. Wenn wir andern nach mehrstündigem Ritt ermüdet uns auf Matratzen oder Stühle warfen, setzte er sich bei schlechter Beleuchtung an den Tisch und kritzelte Notizen oft sehr ausführlicher Art in sein Tagebuch, um die frischen Eindrücke festzuhalten.

Doch wir lassen ihn am besten selbst sprechen:

Smyrna, 15. September.

— — Wir waren an Bord eines sehr schönen türkischen Schiffes sehr gut logiert und hatten das herrlichste Wetter. Der erste Platz ist immer nur schwach besetzt, und man hat viel Raum. Das Verdeck ist mit Menschen aller Nationen überladen. Ein Teil desselben wird mit Vorhängen abgesondert, wo die Frauen ihre Lagerstätte aufschlagen. Auf dem übrigen Terrain hausen die Männer, bunt durcheinander auf Teppichen gelagert, halten dort ihre Mahlzeiten, machen ihre Toiletten, singen, spielen, und mittendazwischen hat ein frommer Muselmann seinen in bestimmte Falten eingeteilten Gebets-

teppich ausgebreitet und macht dort seine tiefen Kniebeugungen gen Mekka. Noch einmal weidete ich meine Augen an der Stadt, welche, so wie man aus ihren schmutzigen Gassen heraus ist, ein Gesamtbild von überwältigender Schönheit bietet mit ihren Kuppeln und Cypressenhainen, ihren Meerbuchten und Meerstraßen, ihrem Wald von Schiffen, zwischen denen unzählige Gondeln, alle mit bunten Menschen gefüllt, kreuzen. Jede Abfahrt erfolgt unter unermeßlichem Toben und Schreien; man glaubt immer, daß ein Dutzend Menschenleben zugrunde gehen; es handelt sich aber nur um zu kurz bemessene Trinkgelder, und am Ende gleitet das Schiff still und ruhig hinaus in die dunkelblaue See, welche mit göttlicher Herrlichkeit nach wie vor das Land und seine verkommenen Bewohner umfaßt. Das Marmarameer, das ich zum drittenmal befuhr, war spiegelglatt. Wir sahen den mysischen Olymp mit seinem vulkantragenden Gipfel und die hohe Marmorinsel Prokonnesos und schliefen friedlich in unsern Betten, bis die Sonne über dem Idagebirge aufging. Wir lenkten nun in den Kanal von Mytilene, sahen die Stadt des Arion, dessen Delphine unser Schiff begleiteten, solange es ihre Lungen gestatteten, legten vor dem Hafen von Mytilene an und fuhren um drei Uhr in den tiefen Golf von Smyrna ein. Nun begann wieder ein Höllenlärm. Die Barkenführer kletterten einer über den andern weg, um sich die zu prellenden Fremden abzujagen; wir wären beinahe in ihre Hände gefallen — da zeigte sich eine Gondel mit der deutschen Trikolore und nahm uns in ihrem Schoße auf. Im Wirtshause bei einem Schweizer, Peter Müller, fanden wir auch unsre drei Gefährten,

welche eben von der Niobe heimkehrten; wir besuchten dann abends noch den Konsul, der sich kürzlich mit einer Wienerin verheiratet hat, Dr. Lührsen aus Hamburg, welcher ein reizendes Haus hat, und ruhten dann von unsrer Reise aus, so gut es die Mücken erlaubten. Donnerstag früh besuchten wir die Sammlung des Konsuls Gonzenbach.

Um zwölf Uhr holte uns der Konsul in seinem Wagen ab, und wir hatten Audienz beim Pascha. Die Wache trat ins Gewehr, als wir eintraten, der Konsul stellte uns, das heißt Regely, Adler und mich, vor; ich hielt eine kurze französische Anrede, welche sich um die Begriffe hommage — haute protection — recherches scientifiques bewegte — der mitgenommene Dragoman erwies sich als überflüssig; denn Said Pascha, ein Mann von kaum fünfzig Jahren, einst ein gewöhnlicher Schreiber, der schon mehrmals Minister gewesen ist und jetzt im Vorschlag zur Großvezierwürde stand, sprach (besser als wir) französisch und unterhielt sich lebhaft über den Eindruck, welchen Pompeji auf ihn gemacht habe. Es wurden Pfeifen und Mokka gereicht und alle Erleichterungen versprochen. Nach Tisch (hier wird um 1 Uhr gegessen) machten wir — von Herrn Gonzenbach geleitet — einen Spaziergang auf den Festungsberg oberhalb Smyrna, den Pagos, wo Alexander schlummernd die Weisung erhielt, das neue Smyrna zu gründen; wir untersuchten die alten Ringmauern, das Stadium usw.; bald aber war alles vergessen über der unglaublichen Schönheit eines Sonnenuntergangs, welcher den Golf, die Berge und Inseln verklärte.

Um halb acht Uhr war Diner beim Konsul, sehr fein und behaglich. Den Abend kam noch, vom Pascha

gesendet, der vortragende Rat desselben, Aristarchi, der Neffe des Gesandten in Berlin, und brachte uns ein Empfehlungsschreiben. Er blieb den Abend und schickte nach Hause, um ein Kästchen holen zu lassen, in welchem sich geschnittene Steine von auserlesener Schönheit fanden. Auch der Konsul hatte eine Reihe von kleinen Antiquitäten, und so kamen wir erst gegen zwölf Uhr nach Hause.

Heute (Freitag) nahmen wir eine Barke und fuhren über den Golf nach der gegenüberliegenden Seite, wo das alte Smyrna gelegen hat. Hier münden zwei Bäche, welche beide auf den Ruhm Anspruch machen, der Meles zu sein, der des Homeros Vater genannt wurde. Wir fuhren in den einen hinein und zwischen seinen Schilfrohren aufwärts bis nahe zu seinem Ursprunge, wo er aus dem Fuße des Berges auftaucht und einen großen Mühlteich bildet. Hier sind neuerdings Skulpturen gefunden, die wir besahen; dann gingen wir zu Fuß nach dem andern Flusse und rasteten bei der sogenannten Karawanenbrücke, über welche ohne Unterlaß lange Züge von Kamelen wandeln, jeder von einem kleinen Esel geführt; denn das Kamel geht nie von selbst vorwärts. Den Hintergrund dieses bunten Treibens bilden die dichten Zypressengruppen des anliegenden Kirchhofs. Aber das hiesige geschäftige Leben bildet nur noch einen schwachen Abglanz der Handelsblüte vor dreißig Jahren, ehe die Dampferlinien Beirut zum Emporium Syriens und des Ostens erhoben und den größten Teil des Handels der Smyrnioten lahm legten.

Damals lagerten ebenso viele Tausende, als jetzt Hunderte von Kamelen an der Brücke; die Konsuln

der Großmächte wie der Kleinstaaten, meist aus den levantinischen oder griechischen Großkaufleuten genommen, bildeten eine vielbeneidete Macht. „Du mögest Konsul werden," war der Wunsch, welchen man bei der Taufe den neugeborenen Söhnchen der griechischen Handelsherren zurief. „Konsul" war für diese Leute der Inbegriff irdischer Glückseligkeit. Doch von diesem alten Glanze der Handelsmetropole ist Smyrna längst hinabgestiegen ...

Für das Museum hoffe ich gute Geschäfte zu machen. Der Wunsch, sich in Berlin beliebt zu machen, ist bei den Leuten sehr lebhaft; mir sind ganz ansehnliche Sachen als Geschenk angeboten. Ich suche die Besitzer von Kunstgegenständen, welche durch Olferssche Schroffheit abgestoßen worden waren, wieder heranzuziehen. Smyrna ist doch ein Hauptplatz für die Altertümer der kleinasiatischen Länder.

Die Leute sind unendlich viel gefälliger und zutraulicher als in Konstantinopel ...

19. September.

... Sonnabend mittag fuhren wir zusammen per Eisenbahn nach Ephesos.

Ein Engländer, Mr. Siney, hält dort ein refreshment room mit accomodation for the night, ein höchst origineller Kerl. Nachher beritten wir das große Ruinenfeld und sahen vor Sonnenuntergang noch die Stätte, wo Mr. Wood nach mehr als sechsjährigem Graben endlich die erste Säule des Artemistempels an ihrer Stelle gefunden hat; ja wir sahen auch die ersten Skulpturen des Tempels, die Mr. Wood selbst noch nicht gesehen hatte, der erst in diesen Tagen zurückgekehrt ist, um seine Ausgrabungen fortzusetzen.

Am Sonntag sammelten wir uns auf dem Berge, wo die Sage von den sieben Schläfern zu Hause ist. Der Major stellte seine Instrumente auf, um die neu gefundenen Altertümer zu fixieren. Dann zerstreuten wir uns nach den verschiedenen Seiten, um die alle Erwartung übersteigende Fülle von Altertümern auszubeuten. Den Nachmittag wollten wir nach Smyrna zurück; da kam erst die Kunde von den neu gefundenen Reliefs zu unsern Ohren. Adler, Stark und ich blieben also noch eine Nacht, stiegen am andern Morgen noch auf die Höhe des heiligen Lukas und machten uns nun dort die ganze Geschichte der Stadt Ephesos möglichst klar und fuhren um elf Uhr nach Smyrna zurück.

Heute um zwei Uhr sind wir nun auf der andern Eisenbahn, die in das Hermostal hinüberführt. Die Eisenbahnen sind beide vorzüglich dazu gebaut, um die Fruchternten des westlichen Asiens nach Smyrna zu bringen, namentlich Feigen und Baumwolle. Wir fuhren ganz um den Meerbusen von Smyrna herum, bogen um den Fuß des Gebirges Sipylos und erreichten an der Nordseite desselben das schön gelegene Magnesia, das heutige Manissa. Senkrecht über demselben erhebt sich der Sipylos mit seinen ausgezackten Felsgipfeln, wie etwa der Jura sie hat. Weiterhin sehen wir rechts am Felsen die geebnete Felsnische, in welcher die Dir wohlbekannte Mutter Niobe thront, über deren eigentliche Haltung auch etwas Bestimmteres ermittelt werden konnte.

Der Sipylos bildet die Grenze zwischen Aeolien und Lydien, zwischen Griechenland und Barbarenland. Die Ebene wird breiter und breiter. Man begreift, daß die lydische Waffenmacht vorzugsweise

eine Reitermacht war. Die Ebene ist baumreich und sehr wasserreich. An den Fontänen sieht man, daß hier seit Jahrtausenden derselbe Weg in das Binnenland führt. Darauf deuten auch die zahlreichen Hügelgräber am Wege, denen man zum Teil noch die alte kreisförmige Ummauerung ansieht.

Wir waren an den Chef der Eisenbahnstation empfohlen, einen Dalmatier Fiorewitsch, der uns in den Kaffeegarten von Kassaba führte, uns in glänzender Weise bewirtete und keinerlei Entschädigung annehmen wollte. Er schwärmt so sehr für Deutschland, daß er selbst dem österreichischen Admiral, der neulich hier war, ein Fähnchen mit unsern Farben auf die Torte steckte.

In Kassaba ist die Bahn fürs erste zu Ende. Heute, Mittwoch, früh nach sechs Uhr stiegen wir zu Pferde. Zwei bewaffnete Schutzmänner (Kawassen) sprengten voran, dann der Tatarenwagen mit dem Gepäck, dann unsre Gesellschaft, ein Dragoman und Diener und endlich ein Bursche für die Pferde.

So zogen wir das Hermostal weiter hinauf und kamen um halb zwölf Uhr an den Paß der berühmten Felsburg von Sardes, wo jetzt ein so elendes Dorf Namens Sard liegt, daß es unmöglich schien, dort zu bleiben. Wir ritten also noch ein Stück weiter nach Tschiflik, wo ein Kaufmannshaus in Smyrna ein Haus hat, in welchem ein Kommissionär[1]) wohnt, der für

1) Ganz so verhielt sich die Sache eigentlich nicht. Vielmehr war das Tschiflik Mittelpunkt eines großen Vakfgutes, welches der bekannte Konstantinopeler Bankier B. von der Verwaltung der geistlichen Güter gepachtet hatte. B. hatte für die österreichische Schule in Pera 10000 £ gespendet und war dafür von der Apostolischen Majestät baronisiert worden. Der „Kommissionär" war ein mauvais sujet von

die Baumwollernten in der Umgegend sorgt. Hier sind wir freundlich aufgenommen und haben eine saubere Stube. Aber das Unglück ist, daß der Ort so weit von den Ruinen liegt, daß damit viel Zeit verloren geht. Wir müssen sehen, was wir zu stande bringen. Der Major hat wenigstens den ernsten Willen, und wir andern sind bereit, ihn zu unterstützen. Gestern und heute haben wir Regengüsse gehabt; aber es wird immer wieder heiter und ist heute nicht heiß.

Sonnabend.

Ich wollte unterwegs weiter schreiben, aber wir hatten die zwei Tage eine abscheuliche Existenz und waren immerfort in Bewegung. Unser Quartier war äußerlich erträglich, aber wir hatten von Ungeziefer und anderm zu leiden. Freitag ritten wir in aller Frühe zu den Ruinen, besuchten die Trümmer des Kybeletempels in dem platanenreichen Paktolostale und erklommen dann im Schweiß unsers Angesichtes die Burg. Wir hatten lydische Hitze. Man merkt, daß man von der See entfernt ist. Ein schneidenderer Gegensatz von einst und jetzt ist nicht zu denken. Denn hier ist auch der Berg selbst, welcher einst die Wohnstätte der größten menschlichen Herrlichkeit war, von Erdbeben zerrissen und von Regengüssen abgespült, und der Rest bröckelt alle Tage weiter nach. Dagegen das einzige, was sich erhalten hat, sind die zahllosen Hügelgräber, und wie das Wahrzeichen des Landes ragt in der Mitte der ganzen

---

einem Bruder oder Neffen des Barons, der durch dieses Strafasyl auf dem Lande dem ehrbaren Leben zurückgewonnen werden sollte. Der arme Mensch litt übrigens entsetzlich am Sumpffieber.

Ebene das Riesengrab des Königs Alyattes, ein großartiges memento mori. Der Major machte eben die ersten genauen Bestimmungen, da die ganze Stadtlage noch niemals aufgenommen worden ist. Wir kamen erst gegen zwei Uhr herunter, wo neben dem Khan unser Diener unter einer großen Esche ein Mahl bereitet hatte, das aus einem gebratenen Huhn, Früchten und dergleichen bestand. Neugierige Türken umlagerten uns. Nach dem Essen besuchten wir noch einige Ruinenplätze und ritten im Mondschein durch die versumpfte Ebene nach unserm von Morästen umringten Quartier zurück. Die ganze Ebene ist reich an Quellen, und überall sieht man die Überreste der alten Berieselungskanäle; aber sie sind zerfallen, das Wasser stockt und verpestet die Luft. Die gesegnetste Ebene der Welt ist größtenteils wüst, und nur wo ein fließendes Wasser ist, da sproßt eine üppige Vegetation; schon von ferne erkennt man diese Oasen, wo die Reisenden rasten. Man glaubt in Afrika zu sein.

Freitag war in aller Frühe unsre Karawane schon beritten. Der Major stellte diesmal seine Instrumente unten auf und trug die wichtigsten Punkte ein; Hirschfeld ist unschätzbar in seiner geschickten Dienstfertigkeit. Adler und ich maßen und zeichneten zusammen. Stark und Gelzer beteiligten sich in sehr wirksamer Weise, und so gelang es denn in der kurzen Zeit von 1½ Tagen, die wichtigsten Punkte des alten Sardes festzustellen. Der Major ist sehr liebenswürdig, und die ganze Gesellschaft ist vortrefflich komponiert. Nachdem wir bis Mittag gearbeitet hatten, frühstückten wir wieder an unserm alten Platze und stiegen dann zu Pferde.

Nach sechsstündigem, scharfem Ritt kamen wir todmüde in Kassaba an. Hier empfing uns unser alter Gastfreund. Wir wurden wieder — auf Kosten der Eisenbahngesellschaft — glänzend bewirtet und schliefen in den schönsten Betten. Von solchen Kontrasten des Luxus und der völligsten Barbarei hat man keinen Begriff! Heute (Sonnabend) früh um sechs Uhr ging der Zug ab, und wir fuhren aus der heißen lydischen Ebene, in der es seit dem Frühjahr noch nicht geregnet hat, in die Küstenlandschaft zurück. Am hiesigen Bahnhof hatte der schwedische Konsul Spiegelthal schon für einen Wagen gesorgt, und wir sind jetzt wieder im Hotel Müller einquartiert.

Stark geht heute nach Athen ... Das Schlimmste aber ist, daß die Athener Quarantäne, elftägige gegen Konstantinopel, dreitägige gegen Smyrna eingerichtet haben. Dummheit der neuen Hellenen! Das Kanonenboot ist von neuem signalisiert ...

Smyrna bleibt nur noch für das erste unser Hauptquartier. Wir haben noch eine Landexpedition vor — Pergamon — und eine Seeexpedition — Erythrai — Assos. —

Smyrna, 26. September 1871.

... Vorgestern erlebte ich den ersten echten Sonntag auf unsrer Reise. Um halb neun Uhr gingen wir, das heißt Adler und ich, zur Kirche, einer Kapelle, die den Holländern gehört. Wir waren beinahe die einzigen Männer, die dem Gottesdienste beiwohnten, den unser Freund Reineck hielt ...

Nachher gingen wir in das Diakonissenheim, und dieser Besuch war der erbaulichste Teil der Sonntagsfeier. Die Direktorin Minna Grasse zeigte uns alles;

es ist ein großes Quadrat von Wohnungen und Hofräumen mit Garten, alles sauber gehalten, zweckmäßig angelegt, in bestem Stande, luftig, wo vierhundert Kinder unterrichtet werden und zweihundert Pensionäre wohnen. Mit sechzehn Talern kam die Vorsteherin hier an, Friedrich Wilhelm IV. schenkte zehntausend Taler zum Ankauf des Grundstücks. Jetzt erhält sich die ganze Anstalt vollständig, wird von allen Seiten anerkannt, leistet sehr viel und steht nur nominell unter Kaiserswert. Aus dem Reinertrag der Anstalt wird noch ein Waisenhaus erhalten, wo ungefähr zwanzig Kinder aller Nationen, darunter zwei getaufte türkische Geschwister (die besten von allen), als eine kleine evangelische Gemeinde erzogen werden. Nach Tisch holten Reinecks uns ab, wir bestiegen Esel und machten einen herrlichen Ritt rechts von der Karawanenbrücke, das Melestal hinauf zu den großen Wasserleitungen, welche in zwei- und dreifacher Bogenstellung das tief eingeschnittene Tal überschreiten. Wir aßen bei Reinecks mit drei Schwestern zu Abend.

Gestern, am Montag, fuhren wir früh um halb sieben Uhr mit einer Barke über den Golf von Alt-Smyrna, wo auf jetzt öden Trümmerhügeln sehr merkwürdige Überreste einer alten Niederlassung vorhanden sind. Da wir sahen, daß die bisherigen Darstellungen ganz ungenügend sind, so beschlossen wir eine neue Aufnahme zu machen. Zu diesem Zwecke blieben dann der Major und Hirschfeld hier. Wir rekognoszierten das ganze Terrain bis zwei Uhr, ohne Schatten, über steile Höhen, die mit stechendem Dorngestrüpp bedeckt waren und mit Steingerölle, auf und nieder, bis wir endlich die Küste

wieder erreichten und heimfuhren, wo das Mittagessen unser wartete. Um vier Uhr waren Adler und ich zum Kaffee bei Schwester Minna; dann wurde bei Gonzenbach um Altertümer vergeblich gehandelt. Um sieben Uhr holte ich Reineck zu Xanthopulos, welcher uns ein sehr üppiges Abendessen vorsetzte, zu welchem auch der Redakteur der hiesigen Zeitung Samiotakis und ein Gymnasiallehrer Protodikos, zwei recht liebenswürdige Männer, eingeladen waren. Frau Xanthopulos ist aus Trapezunt; er hat zwei Knaben, Timotheos und Homeros, und ein kleines Mädchen. Die gebildeten Griechen sind alle für die deutsche Sache begeistert, besonders deshalb, weil sie die Franzosen als Katholiken und Vertreter der römischen Kirche in der Levante hassen.

Heute wurde uns ein schöner Marmorkopf zum Kauf in das Haus gebracht, der Kopf einer vornehmen Römerin aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., ein wohlerhaltener und interessanter Porträtkopf, von dem ich mir eine Photographie ausbat. Dann nahm ich mit Reineck hinter seinem Hause ein Seebad. Er ist von außerordentlicher Dienstfertigkeit und Freundlichkeit. — —

Endlich soll hier Curtius' Bericht über unsern Ausflug nach Pergamon gebracht werden:

6. Oktober 1871.

Eben sind wir aus Ephesos heimgekehrt, denn da der Delphin immer vergeblich erwartet wurde und also andre Pläne vereitelt wurden, so beschlossen wir, Ephesos gründlicher vorzunehmen. Am Abend des 26. gingen Adler, Gelzer und ich mit einem kleinen Dampfer nach Dikeliköi in der Bucht von

Mytilene; der Major, der mit Hirschfeld wunderbar sympathisiert, blieb hier zur Vollendung einer Aufnahme zurück. Am Mittwoch holte uns der Architekt Humann mit seinen Pferden ab, und wir kamen spät abends durch die langen Straßen, unsre Pferde bergauf hinter uns herziehend, vor seinem Hause an, wo uns eine echte deutsche Lampe über einem gastlichen Abendtische entgegenleuchtete. Sein Gehilfe Huck, ein Mechaniker, ist verheiratet, und die Frau hält Haus. Der Sohn geht in eine türkische und in eine griechische Schule. Humann baut Landstraßen und ist ein sehr geachteter Mann. Der Gouverneur ritt uns entgegen zur Bewillkommnung.

Wir erklommen am Donnerstag die steile Burg der pergamenischen Könige, die so überreich an Marmorwerken ist, daß lange Zeit vier bis fünf Öfen fortwährend in Arbeit waren, um die Statuenreste in Kalk zu verwandeln. Wir holten verschiedene Skulpturen aus der Mauer heraus; denn Humann ist wie ein Pascha, der immer über ein Dutzend Menschen und Pferde kommandiert. In Pergamon ist die reinste Bergluft und keine Spur von Mücken. Wir waren wie im Himmel und alle Wunden heilten. Die Stadt ist überfüllt mit Altertümern, fast kein Haus ohne Antiken. Unterirdische Bogengänge, viel stattlicher als die Cloaca maxima von Rom, ziehen sich unter der Stadt hin. Das Überraschendste aber war, daß wir Überreste uralter Ansiedlungen, deren Felsspuren ich in Athen besonders nachgewiesen habe, an verschiedenen Stellen auffanden. Adlers Adlerauge kommt mir immer trefflich zu statten und macht mir die Reise unendlich ergiebig. Am Freitag untersuchten wir die Unterstadt. Vor der Stadt liegt ein ungeheurer

Tumulus, ein Grabhügel, dessen Umfang 486 Fuß beträgt. Zu demselben führt ein gemauerter Gang. Wahrscheinlich gab es deren vier. Humann hat den einen aufgraben lassen und wollte, wir sollten bleiben, bis das Zentrum, das eigentliche Grab, gefunden sei. Der Bau ist wahrscheinlich ein Bau der Attaliden, ein stolzer Königsbau, in dem Stile, den wir hier erst recht kennen gelernt haben. Mir sind mancherlei Altertümer für das Museum geschenkt, andre für Gegengeschenke versprochen. Die Griechen sind alle für unsern Kaiser enthusiasmiert. Sonnabend Vormittag schlossen wir unsre pergamenischen Studien, aßen noch einmal an dem reichbesetzten Tisch der Frau Huck und stiegen auf die trefflichen Pferde von Humann, der uns selbst begleitete, sein bewaffneter Kawaß voran. Wir ritten durch die untere Kaïkosebene nach einem türkischen Dorf am Meerbusen von Elaia und rückten daselbst noch am Abend in die Wohnung eines türkischen Bauern, um eine daselbst befindliche Inschrift abzuklatschen. Es zeigte sich aber am andern Morgen, daß der Abdruck mißlungen war, weil der Stein ganz abgetreten ist. Also beschlossen Gelzer und ich zu bleiben, und den ganzen Sonntag, von halb sieben Uhr morgens bis halb fünf Uhr abends, lagen wir beide auf dem Bauche, über der im Hofe eingemauerten Platte. Ich merkte, daß meine Nerven sich gestärkt hatten; sonst hätte ich das nicht ausgehalten. Um sechs Uhr aßen wir bei einem Griechen, schliefen dann bis zwölf Uhr; um ein Uhr waren wir zu Pferde, wir ritten in einem Zuge bis neun Uhr, zum Teil in scharfem Trab, um eine Station der Kassaba-Eisenbahn zu erreichen. Wir mußten durch den Hermos

waten. Mein Pferd trat in ein Loch — ich wurde bis über die Kniee naß — aber diese Sonne trocknet in fünf Minuten. Wir kamen um halb zehn Uhr auf den Bahnhof gesprengt und waren um elf Uhr in Smyrna. Vom Delphin keine Spur. Auf ihn war die letzte Woche berechnet.

Am Dienstag ließ der Konsul Spiegelthal uns zu Ehren zwei Gräber in Alt-Smyrna öffnen, wo Regely und Hirschfeld schöne Arbeiten ausgeführt und sehr hübsche Entdeckungen gemacht haben. Um acht Uhr aßen wir beim Konsul Lührsen, dessen Mutter und Bruder angekommen sind. Um unsre Zeit möglichst auszubeuten, beschlossen wir eine zweitägige Tour nach Ephesos, weil ein zuverlässiger Situationsplan noch fehlt. Humann begleitete uns, und so gelang es, in dem unermeßlichen Ruinenfelde etwas zu stande zu bringen, was zu Hause um so mehr willkommen sein wird, da wir zum ersten Male die Stelle des Artemistempels eintragen können. Mr. Wood hat neuerdings auch die mit Skulpturen umgebenen Tempelsäulen aufgefunden. Wir haben gestern den ganzen Tag und heute fünf Stunden tüchtig gearbeitet, und der Schweiß der Edlen ist nicht vergeblich geflossen. Wir haben die Nächte auf dem Fußboden brüderlich zusammengelegen. Die Verpflegung ist bei einem Engländer sehr gut, wir aßen des Abends in einer freien Halle. Heute Mittag sind wir nun wieder hier, haben unsre Briefe gelesen und rüsten zur Abfahrt. Wenn der Delphin bis morgen Mittag nicht kommt, so gehen wir mit dem Lloyddampfer um vier Uhr nach Syra; treffen wir den Delphin dort, so fahren wir noch ein paar Tage mit ihm, sonst machen wir in Syra vier bis fünf Tage

Quarantäne und kommen Freitag, so Gott will, in Athen an. Heute ist noch Abschiedsfest beim Konsul. Adler trennt sich von uns und wandert allein nach Syrien. Wir sind Stubenburschen und haben uns sehr gut vertragen; ich verdanke ihm sehr viel Unterstützung und Belehrung. Von morgen an bin ich auf der Heimreise. Auf Athen rechne ich höchstens vierzehn Tage ...

Hiermit schließe ich die Auszüge aus Curtius' Reisebriefen, da seine späteren Berichte vom Athener Aufenthalte und der Heimkehr weniger allgemeines Interesse bieten.

Seit unsrer gemeinsamen Ferienreise blieb ich mit dem großen Forscher aufs engste verbunden und verdanke unserm gemeinsamen Gedankenaustausch die größte Anregung. Selten verging ein Jahr, wo wir nicht während der Sommerferien gewöhnlich auf schweizerischem Boden uns trafen und in herrlicher Wald- und Gebirgsnatur unvergeßliche Stunden zusammen verlebten, oder wo ich nicht während der Frühjahrsferien nach der Matthäikirchstraße für Tage oder Wochen pilgerte. Das letzte Mal wurde mir dieses seltene Glück im August 1895 zu teil, wo mein Lehrer und ich gemeinsam mit unsern Familien eine köstliche Woche in Friedrichroda verlebten. Das tückische Leiden, mit dem seine starke Seele und sein durch turnerische Askese gestählter Leib so kraftvoll gerungen haben, war damals dem menschlichen Auge noch verborgen. In voller Geistesfrische schrieb er an seiner Geschichte von Olympia. Damit er, der mit geschwächter Sehkraft arbeitete, den Eindruck im Zusammenhang erhalte, pflegte ich ihm täg-

lich seine zuweilen nur schwer zu entziffernden Blätter vorzulesen. Unaufhörlich beschäftigten ihn auch damals, wie das Jahr zuvor während der Augenoperation, die Probleme der älteren griechischen Geschichte. Nach der glücklich vollendeten Staroperation, März 1894, war ich der erste, der in der Klinik ihn sprechen durfte. Nach zwei Minuten begann er: „Diese Charitinnen von Orchomenos sind offenbar chthonische Gottheiten; an ihr Priestertum müssen sich die Incunabeln des minyeischen Königtums knüpfen.“ Ich erlaubte mir zu bemerken, daß der Arzt jede wissenschaftliche Unterhaltung wegen der damit verbundenen geistigen Aufregung aufs strengste verboten habe. „Ach, das ist ja dummes Zeug. Ein solches Gespräch über historische Probleme, die mein Innerstes erfüllen, erfrischt mich und ist mir Lebensbedürfnis“; und fröhlich ging es weiter nach Mykene und Tiryns, so daß ich aus Angst, ihm zu schaden, mich schleunigst empfahl. Für seine unverwüstliche Geistesfrische ist das bezeichnend.

Fast immer bewegten sich unsre Gespräche auf dem Gebiete der älteren griechischen Geschichte. Ein langjähriger Schmerz war es für ihn, daß ich dieses Arbeitsreich verlassen und mich in Byzanz heimisch gemacht hatte. Er ließ es nicht gelten, wenn ich behauptete, daß in Byzanz und den angrenzenden Gebieten noch so viel jungfräulicher Boden vorhanden sei, der des methodisch arbeitenden Pfluges nur harre, oder wenn ich sagte, auf griechischem Boden habe die Jahrzehnte andauernde historische Forschungsarbeit einen gewissen Abschluß erzielt; höchstens seien noch Resultate auf wirtschaftlichem Gebiete zu gewinnen, wofür mir die nationalökono-

mischen Kenntnisse abgingen. Er vertrat immer den Satz, daß das Gebiet der älteren griechischen Geschichte noch überreich an den wichtigsten Problemen sei, an die man nur heranzutreten brauche. Später hat er sich wesentlich freundlicher gegenüber meinen byzantinischen Studien gestellt. So schrieb er mir am 5. Mai 1892: „... Ebenso folge ich mit großem Interesse Ihren Arbeiten mit Krumbacher, der mich in Berlin besucht hat. Da kommen Entwicklungsstufen zum Vorschein, welche für allgemeine Griechengeschichte hoffentlich reiche Ausbeute gewähren." Ohne ironische Seitenhiebe ging es bei dem klassischen Gräcisten natürlich nicht ab; so sprach er in einem außerordentlich humorvollen Briefe die Befürchtung aus, meine byzantinischen Kühe würden, entsprechend der dürren Weide, auf der sie grasten, nur spärliche und magere Milch geben.

Immer betonte er mir gegenüber, daß der Satz, wonach die beglaubigte Geschichte erst mit dem Auftreten gleichzeitiger authentischer Denkmäler beginne, doch erheblicher Einschränkungen bedürfe. Er hielt die Tradition für wertvoller, als jetzt gemeinhin geurteilt wird, und vermochte nicht, wie er einmal sagte, es als Quintessenz aller historischen Weisheit und Abschluß der kritischen Forschung anzusehen, wenn so ziemlich alle Überlieferungen vor dem Jahre 500 v. Chr. leichten Herzens als unnützer Ballast über Bord geworfen oder für Annalistenerfindungen und Horographenphantasien erklärt werden.

Gleich nach dem Erscheinen von de Rougés berühmtem und epochemachendem Aufsatze „Mémoire sur les attaques dirigées contre l'Égypte par les peuples de la Méditerranée" verwertete Curtius mit großer

Freude die von jenem geistvollen Forscher gewonnenen Resultate für die älteste griechische Geschichte, und jetzt ist man so ziemlich darüber einig, daß wir es tatsächlich mit Angriffen griechischer und italischer Völker auf das Reich der XIX. und XX. Dynastie zu tun haben, obschon man mit vieler Beharrlichkeit diese laut den Urkunden ausdrücklich „von den Inseln des Mittelmeeres“ hereinbrechenden Fremdlinge zu Libyern hat machen wollen. Curtius war sich wohl bewußt, daß er mit seinen Ausführungen im ersten Bande der Geschichte über das trojanische Reich von Ilion und das achäische von Mykene wenig Anklang gefunden hatte. Man sprach von „seiner naiven Gläubigkeit“, weil er die Angaben Homers, die doch höchstens für die Epoche nach der griechischen Völkerwanderung maßgebend sein können, mit bedeutend jüngeren Traditionselementen verbunden und dann zur Rekonstruktion der vorgeschichtlichen Urzeit verwandt habe, während hier das entsagungsvolle Bekenntnis des Nichtwissens am Platze gewesen wäre. Und nun kommen die Ausgrabungen von Schliemann und Flinders Petrie und bestätigen Homers Aussagen über weit hinter dem Dichter zurückliegende Epochen; sie erweisen die Güte der griechischen Tradition in ungeahnter Weise, und die Versuche, die mykenäischen Funde dem neunten oder achten Jahrhundert zuzuweisen, sind jetzt aufgegeben. Mit besonderer Freude konnte er sich über die eminente Bedeutung dieser neuen Funde aussprechen.

Eins muß übrigens bei aller Anerkennung von Curtius' großen und bleibenden Verdiensten um die griechische Geschichtsforschung gesagt werden, und dies ist mir auch mehrfach von ihm nahestehenden

Gelehrten bestätigt worden. Es war nicht ganz leicht, mit ihm eine wissenschaftliche Debatte unter sorgfältiger Abwägung der Gründe und Gegengründe zu führen. Er pflegte oft und gern zu sagen: „Man mache mir doch einmal stichhaltige Einwürfe gegen meine Positionen. Ich bin Gründen durchaus zugänglich. Aber entweder wird meine Darstellung mit vornehmem Stillschweigen als nicht existierend betrachtet oder mit einigen hochmütigen Worten abgetan, die den Kern der Sache nicht treffen.“ Dies kann doch nur mit Einschränkungen gelten. Trat man ihm, wo es sich um eine seiner Lieblingsanschauungen handelte, mit einer gegenteiligen Ansicht scharf entgegen, so war er entweder den Gründen nicht zugänglich, oder es erfaßte ihn über den „Abfall“ eine so tiefe Bekümmernis, daß man bereute, nicht geschwiegen zu haben. Ich will nur ein Beispiel anführen: Er hatte mich einmal provoziert, ihm denn nur einen bestimmten Fall anzuführen, wo er, meiner Meinung nach, andern Forschern gegenüber entschieden im Unrecht sei; ich nannte die Inschrift von der Schlangensäule auf dem Atmeidan und sagte ihm offen, daß ich Frick, Kirchhoff und den andern Forschern durchaus recht geben müsse, welche die Inschrift für echt und mithin das Denkmal für althellenisch erklärten. „Aber es ist vollkommen gegen den Geist griechischer Kunst, ineinander gewundene Schlangenleiber als Stütze und Träger, als Säule sich zu denken.“ Von dieser Anschauung ließ er sich nicht abbringen. Einen Widerspruch gegen die mit ihm verwachsenen Anschauungen empfand er fast wie einen physischen Schmerz; so bemerkte er mir gleich nach dem Erscheinen von E. Meyers zweitem

Bande, daß auch dieser sich gegen Bunarbaschi und für Hissarlik erkläre. Ich erwiderte, daß auch mir jetzt die Sache durch Schliemann entschieden scheine; wir hätten uns ja durch den Augenschein 1871 überzeugt, daß das Mauerwerk auf dem Bali Dagh etwas kümmerlich sei. Die Vermutung, welche damals Calvert ausgesprochen, daß die dortigen Ruinen vielleicht das alte Gergis seien, scheine mir recht annehmbar. Doch mit der größten Lebhaftigkeit erwiderte er: „Aber ich bitte Sie! die πλυνοί (Waschgruben)! Und Sie schlagen sich selbst ins Gesicht, der Sie damals unter dem frischen Eindruck des mit eignen Augen Geschauten in Ihrem Vortrage so energisch für den Bali Dagh eingetreten sind.“ Ich erwiderte, daß ich damals noch sehr jung gewesen und eigentlich nur nachgesprochen habe, was Welcker behauptet und er mich gelehrt habe. Da wurde er tief bekümmert und klagte, daß auch auf mich die von Schliemann beeinflußte öffentliche Meinung so stark einwirke. Natürlich hörte damit die Debatte auf.

War Curtius aber einmal von der Irrigkeit einer bisherigen Anschauung überzeugt, gab er sie auch rückhaltlos preis. Beweis dafür ist seine entschiedene Zustimmung zu Kirchhoffs Ausführungen über die perikleische Politik gegen Theben. Bekanntlich war die berühmte Stelle der aristotelischen Politik von der Katastrophe der thebanischen Demokraten nach der Schlacht bei Oinophyta immer dahin verstanden worden, daß auch in Theben, wie im übrigen Böotien, eine demokratische Partei sich an Athen angeschlossen habe, welche dann später durch eine lakonisierende Oligarchie gestürzt worden sei. Lediglich durch scharfsinnige philologische Interpretation hat Kirch-

hoff evident dargetan, daß gerade die zentralistischen Demokraten von Theben zugleich lakonistisch gesinnt waren, während die föderalistischen Landjunker der andern Städte zu Athen hielten. Perikles hat also, den momentanen Umständen Rechnung tragend, sich als kühlen Realpolitiker bewährt und mit Faktoren ein Bündnis geschlossen, die ihrem innersten Wesen nach seiner und Athens Politik entgegentreten mußten. Die neuen Auflagen von E. Curtius' Geschichte beweisen, wie unbedingt er Kirchhoffs Ausführungen akzeptiert hat.

Man hört nicht selten die Bemerkung, daß seiner geschichtlichen Darstellung das eigentliche politische Verständnis fehle; hier hat er sich jedenfalls frei von allem systematisierenden Doktrinarismus gehalten und mit der Politik der Tatsachen zu rechnen verstanden.

E. Curtius, den man sich gern als eine mehr poetische Natur vorstellt, welche der prosaischen Wirklichkeit politischer Institutionen und Kämpfe fremd gegenüber gestanden habe, hat für die politischen Zustände meiner engeren schweizerischen Heimat ein sehr feines Verständnis gezeigt, ein feineres, als sonst vielfach Gelehrte bewiesen haben. Er hat seine Aufenthalte in Zürich, Winterthur und namentlich in Basel bei W. Vischer und andern Freunden benutzt, um sich aufs liebevollste in die mit jedem Jahrzehnt mehr schwindenden Überreste des alten schweizerischen Föderalismus zu versenken; den sogenannten „Kantönligeist" hat er nicht in der hergebrachten Weise verspottet, sondern zu verstehen gesucht. Wie Niebuhr für das Rom der älteren republikanischen Epoche, so fand er für den Mikrokosmos der hellenischen Polisstaaten in der Schweiz

die wichtigsten und belehrendsten Parallelen und zeigte dadurch für griechische Eigenart oft mehr fruchtbringendes Verständnis als etwas schablonenhaft urteilende Gegner. Mit Energie benutzte er seine Schweizeraufenthalte, um sich aufs gründlichste über die Beamtenorganisation, die Gewalt der gesetzgebenden Räte und der Landgemeinden, über das Wirtschaftsleben der Kleinbürger, Bauern und Alpensennen der innerschweizerischen Bergkantone zu unterrichten. Diese Studien, welche nur eine Vertiefung seines Verständnisses griechischer Staatsorganismen und Wirtschaftszustände bezweckten, brachten mich oft zur Verzweiflung durch die Exaktheit und Gründlichkeit seiner Fragen, so daß wir dann gemeinsam Gemeindepräsidenten, Ammänner, Bannwarte oder ähnliche wohlunterrichtete und ortskundige Leute konsultieren mußten, weil es mir, obschon ich einen großen Teil meiner Jugend im Gebirge zugebracht hatte, einfach unmöglich war, seinen bis ins kleinste Detail eindringenden Wissensdurst zu befriedigen.

Tief bekümmert war Curtius über den Niedergang der philologischen Studien infolge der neuen altertumsfeindlichen Zeitströmung. Er war fest überzeugt, daß die Wurzeln unsrer Kraft und Gesittung auf hellenischem Boden zu suchen seien, und zu den Altmeistern der Philologie aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts sah er mit unbegrenzter Hochachtung empor. Lachmann und M. Haupt bewunderte er in ihrer einseitigen Größe und trat abweichenden Anschauungen mit großer Entschiedenheit entgegen. Gelegentlich nahm er übrigens Haupts kräftiges Urdeutsch auch humoristisch. Kurz nach Vollendung des dritten Bandes seiner Geschichte besuchte Curtius

denselben in Berlin. Haupt fragte, ob er bald den vierten Band herausgebe. „Nein", meinte Curtius, „ich habe vorläufig genug Bücher geschrieben." „Das ist schade", sagte Haupt, „Ihre Geschichte wird mit jedem Bande besser", und Curtius: „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Ich hätte sie dann gleich auf zwölf Bände berechnet."

Man meine auch nicht, daß Curtius bei seinem Enthusiasmus für Hellas' Kunstwerke an den Denkmälern der deutschen Vergangenheit achtlos vorübergegangen sei. Ich äußerte einst, die heutigen Deutschen hielten es wie die Römer und Griechen der Kaiserzeit; tadelnd sagt nämlich Pausanias der Perieget, daß die Griechen alles Fremdländische ganz anders bewunderten als das Einheimische. Hervorragende Männer lieferten die genauesten Beschreibungen der Pyramiden, und die nicht minder staunenswerten Mauern von Tiryns und das Schatzhaus des Minyas hielten sie nicht einmal einer kurzen Erwähnung wert. Gerade so ist es heute. Jeder halbgebildete Deutsche ist in Venedig, Florenz, Rom und in Neapel, Syrakus oder Palermo gewesen. Wer kennt sie nicht, die Scharen der deutschen Kolonie zu Rom, welche an den Gratistagen vollzählig auf dem Palatin oder im kapitolinischen Museum erscheinen, oder wen haben nicht schon in Venedig jene alleinstehenden ältlichen Damen erheitert, welche in einem bieder nach Toussaint-Langenscheidt eingelernten Italienisch mit dem Gondoliere viertelstundenlang um ein paar Soldi kämpfen? Aber wie viele von diesen Italien-Enthusiasten sind in Rothenburg ob der Tauber oder in Schwäbisch-Hall, in Wimpfen oder Überlingen gewesen? Die Gräber der della Scala von Verona

kennt jeder; die so bequem zu erreichende Hohenzollerngruft von Heilbronn besucht außer Künstlern und Architekten kaum ein Mensch. Curtius, der meine Vorliebe für die alten kunsthistorisch wichtigen Städte Süddeutschlands und der Schweiz teilte, machte mich noch besonders auf Aschaffenburg aufmerksam, nicht nur wegen des Pompeianums, sondern besonders wegen der Anlage der kurfürstlichen Residenz. „Diese geistlichen Herrscher,“ sagte er, „haben in seltener Weise Sinn und Verständnis für wahrhaft fürstliches Auftreten besessen. Für den Herrscherpalast ist nun vor allem charakteristisch die Terrasse. Schon die Babylonier und Assyrer haben den Fürstensitz mit terrassierten Gartenanlagen geschmückt, (die hängenden Gärten der Semiramis), wie sie uns Fergussons und Chipiez' Restaurationen wieder vor Augen geführt haben. Gerade so hielten es die deutschen geistlichen Fürsten. Aschaffenburg, die Sommerresidenz der Mainzer Kurfürsten, ist rings von terrassierten Gartenanlagen umgeben; ebenso steigen hinter dem glanzvollen und wahrhaft fürstlichen Schlosse der „Herzöge zu Franken“, der Würzburger Fürstbischöfe, die prachtvollsten Gartenterrassen empor, und oberhalb der fürstbischöflichen Residenz in Bamberg erhebt sich der Michaelsberg mit seiner weithin die Lande überschauenden und beherrschenden Terrasse. Diese Priester haben eben erkannt, daß zum Fürstenpalast die Terrasse gehört.“ Jeder sieht, wie fein hier die charakteristische Eigentümlichkeit und Übereinstimmung in der Bautätigkeit der altorientalischen Priesterkönige und der fürstlichen Priester der Neuzeit hervorgehoben wird.

Eine der Fragen, die wir am häufigsten gemein-

sam erörterten, war die über den Ursprung des hellenischen Pantheons und den Einfluß der orientalischen Kultur auf die griechische Götterlehre. E. Curtius hatte in einem Aufsatze der preußischen Jahrbücher die Grundlinien für eine historische Auffassung der griechischen Mythologie gezogen. Die griechischen Götter sind nicht geheimnisvoll mystisch geworden, sondern wie die aller Völker zusammengesetzt aus nationalen und fremden Bestandteilen, die oft sehr äußerlich und zufällig eine Verbindung eingehen. Als fremde Eindringlinge suchte er namentlich die weiblichen Gottheiten neben Aphrodite auch Artemis und Athena nachzuweisen. Aber dieser Aufsatz fand fast durchweg eine sehr unfreundliche Aufnahme. Unter den Hellenomanen machte sich eine förmliche Entrüstung geltend.

In erster Linie trat Alfred von Gutschmid auf. Zwischen ihm und E. Curtius, die sich persönlich nicht kannten, bestand eine tiefgehende Divergenz der Anschauungen und auf beiden Seiten eine entschiedene Abneigung gegen die wissenschaftliche Richtung des andern. So sind beide Gelehrte einander nicht gerecht geworden.

Mit Bezug auf Curtius' Aufsatz schrieb A. von Gutschmid 1876 in seinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte des alten Orients“ (S. 159): „E. Curtius hat an die Wissenschaft der griechischen Mythologie die Aufforderung gerichtet, angesichts der assyrischen Entdeckungen umzukehren und das Ihre zu tun, um das hellenische Pantheon in ein assyrisches Pamporneion zu verwandeln.“ Selten hat ein polemischer Ausfall Curtius so gekränkt wie der etwas grobkörnige Scherz mit dem assyrischen Pamporneion.

In den Gesprächen mit mir kam er immer wieder darauf zurück und konnte die Sache durchaus nicht von der heiteren Seite nehmen.

Ebenso scharf sind einige Äußerungen, welche U. von Wilamowitz-Möllendorf in seinem Kydathen und in seinen homerischen Untersuchungen getan hat. „Wilamowitz,“ sagte mir einmal E. Curtius, „hat einen förmlichen Bannstrahl gegen mich geschleudert.“ Er sagte das mit Bezug auf Kydathen S. 160: „Wer die Jungfrau von der Burg in das Pamporneion von Ninive verweist, μηδέ μοι ξυνέστιος γένοιτο μηδ' ἴσον φρονῶν. Wachsmuth aber, und so die Mehrzahl der besonnenen Forscher haben mit Transigieren und mit partiellen Konzessionen nach beiden Seiten durchzukommen versucht: es sollte mich freuen, wenn wenigstens die Erkenntnis Platz griffe, daß sich zween Herren nicht dienen läßt, Athena und dem Mammonas.“

Im Anschluß an diese und ähnliche Äußerungen, die wir unsern Unterredungen zu Grunde legten, pflegte Curtius zu behaupten, daß entsprechend einer heutigen starken Zeitströmung auch in der Wissenschaft ein förmlicher Antisemitismus sich geltend mache. So bemerkt er auch treffend im Vorwort zu den gesammelten Abhandlungen B. II., S. VII: „Ein andrer wesentlicher Zug des historischen Sinns ist die Unbefangenheit, die Freiheit des Geistes von vorgefaßten Meinungen und Stimmungen. Man ist befremdet, davon auf dem Gebiete alter Völkergeschichte sprechen zu hören. Und doch kann ich mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß namentlich in der Abweisung morgenländischer Kultur sich noch immer eine gewisse Antipathie hie und da zu erkennen

gibt, welche die Unbefangenheit des Urteils trübt... Semitisch ist die älteste Kultur am Mittelmeer, und doch sträubt man sich noch immer, in Religion und Kultur anregende Einflüsse der Semiten anzuerkennen. Man läßt nicht einfach die Tatsachen auf sich wirken: man begegnet noch immer der Vorstellung, es gereiche den Hellenen zur Ehre, wenn man ohne Anerkennung irgend welcher Abhängigkeit von auswärtigen Faktoren auskommen könne, und man weist das, was von mir und andern in dieser Beziehung geltend gemacht worden ist, mit Mißbehagen zurück, ohne die Tatsachen zu widerlegen." Namentlich konnte Curtius sich durchaus nicht mit der Anschauung befreunden, welche sogar Aphrodite für echt indogermanisch erklären will. Um so mehr freute er sich, als ich ihn auf die Art aufmerksam machte, wie E. Meyer, (Gesch. d. Altert. II, § 91) diese Frage behandelt. „Nach Herodot waren die phönikischen Goldbergwerke auf Thasos weit großartiger als die späteren griechischen; die Tempel des Herakles auf Thasos und der Aphrodite auf Kythera bezeichnet er als phönikische Gründungen. Manche dieser Daten mögen unzuverlässig oder aus Kombination hervorgegangen sein; sie sämtlich für unhistorisch zu erklären, ist unmöglich ... Auf Cypern und Kythera ist Aphrodite zweifellos an Stelle einer phönikischen Astarte getreten; ob aber deshalb in Korinth und Sparta, ist nicht erweisbar." „Nun", meinte E. Curtius, als ich ihm diese Stelle vorlas, „das korinthische Gnadenbild ist doch genau dasselbe stahlumhüllte Schnitzwerk wie das Bild des phönikischen Tempels von Kythera (vergl. Pausan. II, 5, 1 und III, 23, 1), und die mit dem dortigen

Kulte verbundenen ‚gastfreien Mädchen' werden sonst bereitwillig den ‚unsittlichen' Semiten zugeschoben."

Gelegentlich machte ich E. Curtius auf eine Stelle der homerischen Untersuchungen (S. 215ff.) aufmerksam:

„Die seit Jahrhunderten faulenden Völker und Staaten der Semiten und Ägypter, die den Hellenen trotz ihrer alten Kultur nichts hatten abgeben können als ein paar Handfertigkeiten und Techniken, abgeschmackte Trachten und Geräte, zopfige Ornamente, widerliche Fetische für noch widerlichere Götzen, die sich an Prostitution und Kastration delektierten, mit einem Wort wohl ὕλη für die Betätigung des hellenischen λόγος, aber kein Fünkchen λόγος ..." Da rief Curtius: „Aber da bin ich ja mit Wilamowitz vollkommen einverstanden. Also die an das Schmücken und Herausputzen der Götteridole sich anknüpfenden Inkunabeln der alten hieratischen Kunst stehen auch nach seinem Eingeständnis vollkommen unter semitischem oder ägyptischem Einflusse. Das ist ja, was ich immer gelehrt habe. Die Menschen- und Tierformen verbindenden Darstellungen der Gottheit sind für Religions- und Kunstgeschichte wichtige Proben einer Übergangsperiode, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmählich herausgestaltet hat. Ich habe durch Sammlung von Typen und Gesten, welche aus einer älteren Kunstwelt in die griechische herübergenommen sind, eine Vorstellung zu erlangen gesucht, wie die Hellenen das Vorgefundene aufgenommen und bei sich umgestaltet haben. Daß erst der hellenische Geist das aus dem Orient entlehnte Material zu einem Besitz umgeschaffen habe, wert, auch den folgenden Jahrhunderten überliefert zu werden, ist ja auch meine Grund-

anschauung. Freilich habe ich diesen Gedanken in etwas abweichender Form zum Ausdruck gebracht.“ Sehr fein machte er mich darauf aufmerksam, daß ein ähnlicher Kulturprozeß, wie hier zwischen Orient und Hellas, sich auch im Mittelalter zwischen Byzanz und Rußland vollzogen habe. Auch dort hat die russische Kirche von der byzantinischen in analoger Weise ein Erbgut empfangen wie die griechische Religion und Kunst von dem Orient. Auch dort hat bei der energisch nationalen Entwicklung vielfach eine Umbildung der hellenischen Materie in russischen Logos stattgefunden, und doch wird niemand den kulturellen Zusammenhang zwischen Griechenland und Rußland leugnen.

Noch im August 1895 in Friedrichroda, als er tief in seiner Geschichte von Olympia steckte, konnte ich bemerken, wie sehr ihn diese religionsgeschichtlichen Probleme beschäftigten. Auf unsern gemeinsamen Spaziergängen teilte ich ihm mit, daß meine Studien über die armenische Götterlehre mich zu verwandten Resultaten geführt hätten, wie er aus der griechischen Götterwelt gewonnen habe. Ich führte des weitern aus, wie die Armenier noch in der Tigraneszeit ein im höheren Sinne kulturloses Volk, d. h. Analphabeten und literaturlos gewesen seien. Ein solches Volk, wenn es auch Ackerbau treibt, Weinbau und Ölzucht pflegt, Goldschmuck und zahlreiche andre Importartikel von den Händlern der benachbarten Nationen eintauscht, ist noch ein geistiges Kind, ein weißes Blatt, welches widerstandslos jeden fremden Eindruck von außen in sich aufnimmt. Auf Armenien übte das Partherreich einen überaus mächtigen Einfluß, und der größte Teil des dortigen

Götterhimmels ist darum iranischen Ursprungs. Daneben stand das Land unter der starken Einwirkung der hochkultivierten Syrer; auch ihnen verdanken die Armenier eine Reihe Gottheiten und Göttersagen. Dem gegenüber ist das original Armenische geradezu verschwindend gering. Man sollte meinen, diese mächtigen Wogen des Fremdentums hätten über dem kleinen und unbedeutenden Volke mit seinem noch schwach entwickelten Nationalbewußtsein einfach zusammengeschlagen. Allein gerade im Kampfe der ethnischen Gegensätze hat sich das nationale Leben des Volkes kräftig entwickelt, und im Widerstreit mit den nationalfremden Kulturelementen ist das patriotische, echt armenische Empfinden zur schönsten Blüte gelangt. Auch hier gilt Wilamowitz' Wort: Iranisch und syrisch ist die ὕλη; der λόγος ist echt national.

Es ist nun gar keine Frage, daß die Hellenen von Mykene und Orchomenos auf keiner höheren Kulturstufe standen als die Armenier der Partherzeit. Werden nun die Söhne Hayks von fremden Kulturelementen völlig durchtränkt, woher sollten die primitiven Hellenen die Kraft genommen haben, den mächtig eindringenden orientalischen Kulturstrom, der aus Babylon, der Urmutter aller Kultur, auf dem Landwege durch Kleinasien und auf dem Seewege aus Phönizien und Cypern sich zu ihnen ergoß, von sich abzulenken? Aus Phönizien und Kleinasien hat die urhellenische Kultur offenbar recht nachhaltige Eindrücke empfangen.

Welch rührendes Interesse E. Curtius meinen Studien schenkte, zeigt ein Brief vom 1. Januar 1896, zugleich ein Beleg für das rastlose Fortarbeiten des

Geistes auch in der Leidenszeit; er schreibt: „Ich sehne mich nach geistiger Speise von Ihnen und nach elektrischer Verbindung mit Ihnen um so mehr, da ich mich doch aus dem großen Verkehr zurückziehe und meiner Augenschwäche wegen so wenig lese. Meine Vorlesungen halte ich täglich, oft auch noch Sonnabend im Museum und arbeite täglich an der Vollendung meiner Geschichte von Olympia, die eine Art Kultusgeschichte von Hellas gibt, von einem Standpunkte aus gesehen. Dabei habe ich vieles neu gelernt, namentlich welche Burg monotheistischer Gottesanschauung Olympia und welche sittliche Weltmacht der Zeus des Pheidias gewesen ist.

„Religionsgeschichte fesselt mich immer am tiefsten, und ich harre immer auf das, was Sie mir schon im November in Aussicht stellten, eine Arbeit, in der Sie nach Analogie armenischer Vorgänge die Entwicklung des hellenischen Polytheismus darstellen wollten. Was könnte mir Lieberes geboten werden!"

Zur Lösung religionsgeschichtlicher Probleme befähigte E. Curtius vor allem der tief religiöse Grundzug seines Wesens. Dadurch besaß er fragelos ein feineres Verständnis für diese Fragen als andre und für ihre Erörterung von vornherein eine große Überlegenheit. Es ist charakteristisch für unsre Zeit, daß ich oft von durchaus nicht religionsfeindlicher Seite gefragt wurde, ob Curtius nicht stark pietistisch sei. Für pietistisch gilt eben heute in vielen Kreisen jeder, dem sein religiöser Glaube Bedürfnis und Herzenssache ist. Und doch war Curtius von jeder engherzigen Frömmigkeit weit entfernt. Sein Christentum war etwas durchaus Ursprüngliches, mit seinem ganzen Wesen aufs innigste Verwachsenes.

Charakteristisch für E. Curtius war seine rastlose Arbeitsenergie. Sie wurde ein Sporn für alle ihm näher Stehenden. Denn man schämte sich, neben ihm in Untätigkeit zu verharren. Darum kannte er auch die behagliche Muße eigentlich nicht. Die Unterhaltung mit ihm betraf fast ausschließlich die Wissenschaft oder die höchsten geistigen Probleme und wurde daher, wenigstens mir, auf die Dauer manchmal etwas anstrengend. Er dagegen schien immer dieselbe Elastizität des Geistes zu bewahren. In Krankheitsperioden konnte dieser Feuergeist nur durch Vorlesung ihm sympathischer Bücher einigermaßen in Ruhe gehalten werden. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Biographien, und unter diesen sprachen ihn am meisten die von self mademen an, von ursprünglichen, aus der Tiefe sich empor arbeitenden Persönlichkeiten, welche mit wuchtiger Tatkraft die schwersten äußeren Hindernisse besiegten. An Schilderungen solcher persönlichen Kämpfe hatte er seine helle Freude und nahm daran so lebhaften Anteil, wie ein begeisterter Zuschauer an den Peripetien des Dramas.[1]) Während der Augenoperation 1894 las ich ihm die Erinnerungen eines alten Mechanikers vor, diese ebenso kernhafte wie humor-

1) Hierfür ist auch folgendes Erlebnis bezeichnend: Bei einem Sommeraufenthalt in Chateau d'Oex las er zufällig zum ersten Male den Dorfnotär. Ganz ergriffen von den lebenswahren Schilderungen des ungarischen Komitatslebens schrieb er an seine Tochter auf einer Postkarte: „Luft und Natur sind ganz herrlich. Die liebliche Schweizergegend genieße ich in vollen Zügen. Nur das Schicksal des armen Tengely verfolgt mich Tag und Nacht.“ Natürlich fragte diese, die Eötvös' Buch nicht kannte, mit wendender Post, wer denn dieser gänzlich unbekannte Freund oder Verwandte sei, dessen Schicksal dem Vater so zu Herzen gehe.

volle Biographie, welche der Bremer Verein zur Verbreitung guter Schriften mit überaus glücklichem Griff seinem eisernen Bestande einverleibt hat. Die Persönlichkeit des Verfassers (des bekannten Ingenieurs Riggenbach vom Zahnradsystem) hatte bald Curtius lebhaftestes Interesse abgewonnen; wurden wir durch Besuche oder sonstige Abhaltungen unterbrochen, verlangte er nachher mit ordentlicher Ungeduld die Wiederaufnahme der Lektüre. Besondere Freude machte ihm die plastische und anschauliche Schilderung der Reise nach Algier, der Physiognomie von Stadt und Umgebung, der üppigen Vegetation usf. Er fühlte sich wieder im Geiste an sein geliebtes Mittelmeer versetzt.

Während der Leiden des Winters und Frühjahrs 1896 bat er einen befreundeten Geistlichen um eine ihm zusagende Lektüre. Dieser brachte Livingstones Leben, das C. noch nicht kannte. Auch das war ein überaus glücklicher Griff. So sehr fesselten ihn die Schilderungen von den Kämpfen und Wanderungen des großen Glaubensboten und Entdeckers, daß er darüber die furchtbaren Schmerzen des über ihn verhängten Leidens vergessen konnte. Ich habe auch in dieser Zeit noch mehrfach mit ihm Briefe gewechselt; nie klagte er, immer handelte es sich nur um wissenschaftliche Gegenstände, in erster Linie um die Geschichte von Olympia. Ein einziges Mal hat er in kurzen erschütternden Worten seiner Leiden gedacht. Er schrieb mir am 5. Mai 1896: „. . . ich höre mit Freuden, daß Sie Religionsgeschichtliches fortarbeiten. Den kleinen Aufsatz ‚Topographie und Mythologie‘ kennen Sie. Ich wüßte so gern, was Sie dazu sagten! Deutlicher kann man sich doch

gegen die Gegner nicht aussprechen? Sie lesen ja jetzt wohl griechische Geschichte? Ich habe viel zu lernen an Geduld und Ergebung. Ich habe zu lernen, wie man dem Abschluß entgegengehen soll, ohne das Gefühl eines Verurteilten zu haben.

Die Trauer um Treitschke hat etwas Herzerhebendes.

Ihr

E. C.

Ich finde keinen passenderen Schluß, als diese Worte für meine Aufzeichnungen. Sie sind für Ernst Curtius charakteristisch. Gefoltert vom ärgsten physischen Schmerz, der ihm allein die tieftraurigen und doch so ergebungsvollen Worte auspressen kann, gedenkt er des eben dahingeschiedenen, in idealem Hochfluge ihm so ähnlichen, von ihm so wertgehaltenen und mit ihm so eng verbundenen Kollegen und Freundes.

---

## VIII.

## JAKOB BURCKHARDT.[1])

Während fünf Semestern habe ich als angehender Student das unvergleichliche Glück genossen, bei Jakob Burckhardt zu hören, einem Geschichtslehrer von ganz erstaunlichem Geistesreichtum und einer nie versiegenden Originalität, einem Manne ersten Ranges in jeglicher Beziehung, wie sie heute in unserem schwächlichen Epigonenzeitalter immer seltener werden.

Er sprach ganz frei mit einer wunderbaren Beherrschung der Sprache; denn alles, was er sagte, trug er in einer alle Zuhörer fesselnden und höchst anmutigen Weise vor. Unaufhörlich zuckten die Geistesblitze durch den Strom seiner Rede. Er schüttelte seine Weisheit gleichsam aus dem Ärmel. Dabei war er aber auf das allergenauste vorbereitet: er hatte sich ungeheure, namentlich kulturgeschichtliche Exzerptensammlungen angelegt, welche, wie sein kolossales Wissen, den Gesamtumfang der Historie gleichmäßig umspannten. Er besaß sehr sorgfältig ausgearbeitete Hefte. Zu dieser Art Arbeit munterte er auch seine Zuhörer auf. Gelegentlich pflegte er

---

1) Zeitschrift für Kulturgeschichte VII (1900) S. 1ff.

in der Vorlesung zu sagen: „Man muß stets alte Autoren lesen; dabei muß man sich ihren Abstand von uns klar machen, und dann notiere man sich, was auffällt.“ — Das Wohltuende an seinen Vorträgen war, daß jeder Hörer sogleich den Eindruck empfing, man habe es mit keinem banausischen Durchschnittsprofessor zu tun; nie trug er Triviales oder oft Gehörtes mit Salbung als neues Orakel vor. Immer verstand er es, auch die bekanntesten Dinge in neuer, geistreicher und origineller Weise zu sagen. Vieles, was Burckhardt vorbrachte, ist weder neu noch durchweg richtig; er hatte einen außerordentlich starken subjektiven Zug. Seine Sympathien wie seine oft ungerechten Antipathien wurden mit der ungeniertesten Offenheit ausgesprochen. Dennoch fesselten seine Ausführungen allemal durch eine ganz eigentümliche Mischung von hoher Anmut und unverwüstlichem Humor. Seine historischen Vorlesungen an der Universität habe ich alle gehört, leider gerade mit einer für mich als Philologen besonders schmerzlichen Ausnahme — der griechischen Kulturgeschichte. Indessen, einen gewissen Ersatz bot mir ein überaus fleißig und gewissenhaft nachgeschriebenes Kollegienheft. Wer Burckhardt gehört hat, weiß, wie hoch eine solche Leistung anzuerkennen ist. Denn Nachschreiben bei J. Burckhardt war sehr schwierig; man tat es nur ungern, weil diese philiströse Arbeit der nie ruhenden Feder den ästhetischen Genuß in hohem Grade störte. Jeder Hörer stand wie gefesselt unter dem Einfluß dieses os mellifluum. So ist es mir selbst ergangen. Während ich von andern Lehrern sehr gut geschriebene Kollegienhefte besitze oder besaß, habe ich von J. Burckhardt meist nur sehr magere

Hefte, die wenig Ausbeute gewähren. Um so wertvoller war mir das von mir nahezu zwanzig Jahre als kostbarster Schatz behütete δῶρον; für meine Vorlesungen gewährte es mir unendlich reiche Anregungen. Nach Burckhardts Tode habe ich vor einem erlesenen Kreise von jenaischen Kollegen und Gymnasiallehrern in unsrer historisch-philologischen Gesellschaft mehrfach über J. Burckhardts Kulturgeschichte vorgetragen. Auch in den geistig so hochstehenden literarischen Kreisen Leipzigs, wohin das Heft einmal eine Woche wanderte, machte sein Inhalt geradezu Furore. Burckhardt hatte mir jedoch stets, wenn ich ihn bat, er möge doch seine griechische Kulturgeschichte publizieren, lächelnd abgewinkt. „Nein, mein Herr, solch ein armer Fremdling, der außerhalb des Zunftkreises steht, darf so etwas nicht wagen; ich bin ein Ketzer und ein Ignorant und würde mit meinen bedenklichen Ansichten von den viri eruditissimi arg zerzaust werden. Ja! ja! glauben Sie mir. Je connais ces gens! Auf meine alten Tage bedarf ich der Ruhe." Ich schrieb diese Äußerungen seinem sensitiven, mimosenhaft vor aller direkten Berührung mit der rauhen Außenwelt sich zurückziehenden Naturell zu. Allein Burckhardt kannte Menschen und Verhältnisse besser und beurteilte sie richtiger als ich. Als sein Neffe, der bekannte Philologe Dr. J. Oeri, mit nicht genug anzuerkennender, dankbarer Pietät die erste Hälfte von Burckhardts nachgelassener Griechischen Kulturgeschichte[1]) herausgegeben

1) Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Erster und zweiter Band. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. So angesehene Buchhandlungen wie die Spemannsche, sollten doch die moderne einfältige Unart lassen, die

hat, da hat sich dieses Wort J. Burckhardts tatsächlich erfüllt. Ein Vergleich mit dem Hefte zeigte mir bald, wie stark, einschneidend und sorgfältig J. Burckhardts Umarbeitung für die Veröffentlichung gewesen ist. Allerdings hat Burckhardt dabei auch seinen Subjektivismus stark gezügelt. Eine Menge kühner, ja überkühner und humoristischer Äußerungen sind im Drucke ausgemerzt worden. Ich bedaure das fast: denn sie sind für Burckhardts Individualität so charakteristisch und gehören durchaus zu seinem Wesen.

Aber Burckhardt war, sobald er in die Öffentlichkeit trat, ein überaus vorsichtiger Mann, der jedes Wort beinahe ängstlich abmaß. Indessen das hat ihm nichts geholfen. Die Kritik erkannte bald, daß hier ein halb und halb Unzünftiger ihre geweihten Hallen betreten hatte. Es ist mir persönlich eigent lich nahezu unbegreiflich, daß die Vertreter einer heute so stark im allgemeinen Kredit gesunkenen Wissenschaft, wie es unsre klassische Philologie nun einmal ist, noch immer den alten hohen Ton gegen einen im Grunde ihr sehr nahe stehenden, seine Zuhörer mit flammender Begeisterung für Hellas' und Roms Kultur erfüllenden Gelehrten anschlagen und ihm förmlich abweisend gegenüberstehen. Das erinnert noch ganz an die glücklicherweise vergangenen Tage eines C. Lachmann oder M. Haupt mit ihrer wenig urbanen Polemik und ihren souveränen Verachtungsphrasen für alle Nichteingeweihten. In ähnlichen Fällen sind die Kinder des Lichts, die Theo-

---

Jahrzahl auf dem Titelblatt zu unterdrücken. Reiselektüre für Commisvoyageurs und ähnliche Literatur für Gebildete vierter Garnitur mögen ohne Jahrzahl erscheinen; für ein Werk wie Burckhardts griechische Kulturgeschichte ist eine solche Behandlung einfach empörend.

logen, entschieden klüger gewesen. Welch harte Angriffe erleiden ihre Positionen oft von unzünftlerischer Seite! Und mit welcher Geduld und welcher Sachkenntnis verstehen sie aus einer oft äußerst ungenießbaren und bitter schmeckenden Schale ohne alle Gereiztheit einen berechtigten Kern herauszuschälen. Gleich Günstiges kann man den Urteilen, welche Zunftgenossen der klassisch-philologischen Wissensdisziplin über Burckhardts Werk gefällt haben, nicht nachrühmen. Vielmehr zeigen sich hier noch vielfach die Unarten der althergebrachten nörgelnden Zunftkritik. Epigonen haben mit ihrem oft recht kleinen Maßstab das Werk des Titanen zu beurteilen und zu schulmeistern versucht. Ein Rezensent läßt sich im Literar. Zentralblatt[1]) folgendermaßen aus: „Wie von selbst fügen sich verwandte Bausteine unter Burckhardts Händen allmählich zu architektonischer Schönheit im ganzen, wie im einzelnen. Aber man kann bauen auch mit schlechten Steinen, und ein solcher Bau wird auch Eindruck machen, doch nur so lange er hält. Der Künstler, der die Steine fügt, soll wissen, ob sie halten: sonst stürzt das Ganze, also muß er vom Steinarbeiter doch so viel an sich haben, daß er beurteilt, ob die Steine taugen. Und das hat B. nicht gekonnt: die Zeugnisse versteht er gar nicht zu benutzen. Ohne es selbst zu wissen und zu ahnen (das ist das allerschlimmste), ist er ihnen gegenüber einfach hilflos. Er zitiert freilich, aber das Zitieren, d. h. die Quellenbenutzung, will gelernt sein.[2]) Es nutzt nichts, die Quellen bloß zu lesen

---

1) 1899 Nr. 6; Sp. 197, 198.

2) Wie sagt der indische Dichter? Bravo, Minister Sarasa, Du weiser Kranich; Du machst Deine Sache sehr gut!

(und gelesen hat Burckhardt nach eigenem Geständnis ununterbrochen), verstehen sollen wir sie! Du sollst die Zeiten und die Geister unterscheiden, lautet immer noch das vornehmste der philologischen Gebote, die Lehrs gegeben. Man sieht recht deutlich an dieser Unfähigkeit den Zeugen gegenüber, wie sie in Burckhardts Leistung so grell auf Schritt und Tritt entgegentritt, daß die antike Kulturgeschichte (auch die der neueren Zeiten) von einem Kulturhistoriker nicht geschrieben werden kann und darf. Die Quellenwertung bestimmt die Darstellung, und diese ist die Sache des Philologen." Wenn wir von dieser zum Schluß hervortretenden echt philologischen Überhebung absehen, so ist nicht zu leugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in dem langen und bissigen Ergusse steckt. Burckhardt hat bisweilen notorisch unechte Quellen als echte benutzt und daraus natürlich unhaltbare, weil auf morschem Untergrund ruhende Folgerungen gezogen. Indessen ist es arge Übertreibung, wenn gesagt wird, daß dies dem Leser auf Schritt und Tritt begegne. Ich bin doch auch nicht völlig ἀμύητος auf diesen Gebieten; aber den schlimmen Eindruck des gelehrten Rezensenten habe ich doch nur sehr sporadisch empfunden, und so ist es nach mündlicher Versicherung auch einigen anderen philologisch geschulten Männern gegangen, die trotzdem noch nicht bekennen müssen, daß sie, um mit Synesios zu reden, wie Halbesel unter Halbgöttern wandern. „Et surtout pas trop de zèle", hat schon der alte welterfahrene Exbischof von Autun mit vollem Recht gesagt. Daß Burckhardts geistvolles Buch oft veralteten Autoritäten folgt, ist richtig; er ignorierte tatsächlich zu stark die neueren Erscheinungen auf

philologischem Gebiete. Eine wichtige Unterlassung hat der Herausgeber in der Einleitung bereits namhaft gemacht. Hat sein Werk dadurch viel geistige Einbuße erlitten? Diese Frage wage ich nicht unbedingt zu bejahen. Dem Rezensenten mißfällt ganz besonders, daß er in der Religionsgeschichte so stark Nägelsbach und Preller ausgenutzt hat. Namentlich die Benutzung des letztern erscheint ihm als geradezu unverzeihlich; denn Preller ist „stoischer Mythologe“. Weiter nichts! Die Stoiker und ihre Theorien waren, wenn auch vielleicht nicht richtig, doch jedenfalls verständiger, als manche grundverkehrte Theorien der Neuern, wie man sie jetzt als die angeblich wahre Wissenschaft im Roscherschen Lexikon aufgespeichert findet. Es gibt noch ketzerisch gesinnte Leute, die ohne Furcht vor den moralischen Scheiterhaufen, die ihrer harren, es auszusprechen wagen, daß es als Glück zu betrachten ist, wenn Burckhardt diese in der Hauptsache minderwertige mythologische Literatur nicht kannte oder nicht kennen wollte.

P. Wendlands Kritik in der Theologischen Literaturzeitung, welche hauptsächlich die religionsgeschichtlichen Partien ins Auge faßt, wird dem bedeutenden Buche auch nicht gerecht. W. beurteilt B. vom Standpunkte des Protagoras aus. „Der Maßstab der Dinge ist der Mensch.“ Für Wendland heißt der Mensch U. von Wilamowitz-Möllendorff. B. hat dessen teilweise genialen, teilweise höchst fragwürdigen religionsgeschichtlichen Erörterungen nicht gekannt oder nicht kennen wollen, folglich wird der Stab über ihm gebrochen. Es ist schade, daß ein so bedeutender Mann, wie Wendland, sich einem so reichen

Geiste, wie Burckhardt, gegenüber so absolut spröde und zurückweisend verhalten hat.

Am freundlichsten und verständnisvollsten hat sich B. gegenüber Holm, der Geschichtschreiber Siziliens geäußert[1]). Mit Recht tadelt Holm, daß B. den wirtschaftlichen Seiten des Lebens nicht gerecht werde. Im mündlichen Gespräch betonte Burckhardt mir gegenüber mit großer Schärfe, daß die jüngere Generation der Historiker den Geschichtsstoff ganz anders als bisher beleben und beleuchten könne, wenn sie ihre Studien mit Energie, wie das Lamprecht getan, der wirtschaftlichen Seite des Volkslebens zuwende. „Ich bin zu alt und zu müde, um mich noch in diese Gebiete einzuarbeiten. Aber es ist hohe Zeit, daß das endlich geschieht.“ Das gereicht Burckhardt bis zu einem gewissen Grad zur Entschuldigung. Freue man sich doch an den andern reichen Seiten, die er entfaltet, und zeige Nachsicht gegenüber einem Fehler nicht des Menschen, sondern seiner Zeit, die der Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens nicht jenes Interesse und jenes Verständnis entgegenbrachte, wie unsre Zeit. Treffend sagt Hase: „Man kann Trauben nicht vom Dornstrauch lesen; Rosen bringt er vielleicht hervor.“ Wenn Holm dann weiter meint, Oeri hätte besser getan, Burckhardts ursprünglichen Titel „Zur griechischen Kulturgeschichte“ stehen zu lassen, so wollen wir mit ihm nicht rechten. Aber etwas mehr Anerkennung und weniger tadelnde Zurechtweisung hätte Burckhardts herrliches Werk auch so verdient. Genug, ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Zunft dem großartigen Werke nicht gerecht

---

1) Berliner Philologische Wochenschrift 1899; Nr. 22, 23.

geworden ist und viel Verständnislosigkeit bewiesen hat. Man kann ihr Schlußurteil über B.'s Buch in die Worte zusammenfassen: „Keine Kritik; aber viel Esprit", während es hätte lauten sollen: „Ein glänzendes, teilweise geradezu geniales Werk mit vielfach völlig neuen und überraschenden Gesichtspunkten; freilich merkt man ihm stellenweise die Spuren des Alters an." Aber dies Hervorheben und Betonen des Tadels neben magerem, mit sauersüßer Miene gespendetem Lob ist ein unerquickliches, die Unbefangenheit unserer Kritik nicht eben hoch ehrendes Schauspiel. Wir stecken eben noch tiefer im Zunftgeiste, als manche heute glauben.

Doch ich wende mich von dieser durch die Notwendigkeit mir abgedrungenen Auseinandersetzung wieder zu Burckhardt zurück. Um dem Leser ein unbefangenes Urteil über diese spontan geniale Persönlichkeit zu verschaffen, lasse ich ihn am besten selbst reden. Ich wähle dazu einige Stücke aus dem noch ungedruckten Teile seiner Kulturgeschichte. Man vergesse dabei nicht, daß meine Quelle die Nachschrift eines allerdings sehr intelligenten, aber noch jugendlichen Studenten ist. Das Heft ist nicht stenographiert, sondern in gewöhnlicher Schrift mit großem Fleiße nachgeschrieben. Immerhin gibt es mehr ein Exzerpt, weil die Fülle Burckhardtscher Rede ohne Kurzschrift zu fixieren ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dies erklärt den oft notizenhaften Charakter dieser Exzerpte, die, wenn auch kein vollkommenes, doch immerhin ein leidlich getreues Bild von Burckhardt, dem akademischen Lehrer, geben. Jeder seiner Zuhörer wird mir diese These bestätigen. Ich wähle einige Stücke aus dem

Abschnitt „Der griechische Mensch in seiner historischen Entwicklung“ aus, von dem Holm mit Recht große Erwartung hegte[1]).

Burckhardt erzählte mir einst selbst, als ich ihn besuchte, wie er dazu gekommen sei, diesen Abschnitt abzufassen. Er hatte ihn damals gerade fertig ausgearbeitet und sagte zu mir: „Sehen Sie! ich habe das ganz roh gemacht. Ich teilte den griechischen homo sapiens nach den einzelnen Zeitaltern in den heroischen Menschen, den agonalen und den kolonialen, den politischen Menschen, den Kosmopoliten und tugendhaften Panhellenen u. s. f. Der heroische Mensch ist das hellenische Kind; der agonale Sportsman der turnende Jüngling, der politische Hellene der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges der reife Mann, während der Hellene des 4. Jahrhunderts bereits bedenklich greisenhafte Züge zeigt. Vollends im Zeitalter des achäisch-ätolischen Bundes ist er dem marasmus senilis verfallen. Als ζῷον πολιτικόν hat der Grieche jetzt ausgelebt. Sehen Sie! das mache ich mir so für meine Studenten zurecht. Anderen Leuten dürfte ich so etwas nicht zeigen.“ Nun, ich glaube, auch andere werden an den Geistesblitzen einiger ausgewählter Stücke aus diesem Abschnitte sich erfreuen und streng geschulte Philologen etwaige Irrtümer mit ein bischen Nachsicht beurteilen. Burckhardt zieht hier gleichsam das Fazit aus den acht vorhergehenden Abschnitten und faßt das farbenreiche Bild der verschiedenen Epochen in einzelnen Typen zusammen.

Bei der Schilderung des heroischen Menschen

---

1) a. a. O. Sp. 729.

des homerischen Zeitalters sagt er: „Der Charakter des Menschen ist jugendlich und kräftig. Der homerische Mensch hat keine Würde, keinen Edelsinn. Er ist durch und durch egoistisch, beseelt von jener Selbstsucht, wie sie jugendliche Menschen haben. Von dieser ungesuchten Naivetät zeigt sich in der neuern Poesie nichts mehr. Man muß einen Diomed kennen, der die Götter verwundet, und einen Ajax, der ohne Götter groß sein will. Unerreicht ist vor allem die Zeichnung Achills. Er haßt alle Griechen, zeigt unauslöschliche Rachsucht; aber am Ende schlägt er um. Dann steigt seine Gestalt unerhört und legt sich dem Hörer gewaltig ans Herz, wie er dem Vater die Leiche zurückgibt. Da geht der wunderbare Adel der achilleischen Natur in Erfüllung. Es ist seine irdische Verklärung. Bei Homer gibt es sowohl achilleische als odysseische Helden. Der Rasseglaube geht durch alles durch. Fortes gignuntur fortibus et bonis. Wir finden eine Inkomptibilität des Charakters des Guten und eine Inkorrigibilität des Charakters des Schlechten. Das wird erhöht durch die παίδευσις. Wir sehen, wie die Helden im Kampfe sich gebärden. Die Ilias besteht aus dieser bunten Überfülle von Kampfesszenen, wobei viele Seitenmythen erzählt werden. Daran reihen sich Exzerpte aus andern Mythen. Vergangene Kämpfe werden von Nestor hinzugefügt. Da sagt man: das sind nur Zusätze und streichts. So wird das sogenannte Entbehrliche weggelassen. Das ist grundfalsch und geht aus von einem Mangel an Anschauung der alten Heldendichtung und der Kunst. Auf den meisten Reliefs wird gekämpft. Wolfram von Eschenbach unterbricht sein tiefsinniges Gedicht mit Turnieren;

im Bojardo und Ariosto wimmelt es von Kämpfen. Man tue nur die Augen auf, wozu es überhaupt in der Wissenschaft Zeit sein mag. „Das und das", sagt man, „ist entbehrlich!" — „Ja, für wen?" — „Für mich!" — „Wer bist Du?" — „Der Gelehrte so und so." — „Du bist an das Drama oder vielmehr zu viel an Romane gewöhnt. Laß das ein paar Jahre; dann gehen Dir vielleicht die Augen auf über alte Kunst."

Es gibt stumpfe Menschen, die Kritiken schreiben und das Herrlichste entbehrlich finden. Den Herren Philologen möchte ich zu bedenken geben, daß, wer im Homer zurecht kommen will, sich in den Urpoesien aller alten Völker umsehen soll. Zuvor rede man nicht über kritische Fragen. Ich bin keine Autorität, aber ich glaube an Homer, den Dichter der einheitlichen Ilias und der Odyssee. Homer ist weder griechisch noch troisch. Er ist beiden Heerlagern gleich günstig, wie im Mittelalter Froissart. Homer will nicht den Erfolg verherrlichen; das ist neu. Denn die Moira ist Herrin über die Lebensdauer. Es freut den Dichter, wenn es recht bunt hergeht. Der ὄλεθρος stammt von den Göttern, daß er sei der Nachwelt ein Gesang. Je nach den Umständen laufen die Helden auch davon. Wenn Zeus donnert, flieht Odysseus. Es ist naive, nicht moderne Tapferkeit. Die Helden und ihr Ansehen leiden nicht darunter. Sie schimpfen sich aus ohne Beobachtung der modernen guten Lebensart; so tobt Hektor gegen seinen Bruder, und Paris antwortet dann dem Bruder so artig. Nichts wird hinuntergewürgt oder nobel gegeben, während man im Innern den Gegner totwalken möchte; dabei weinen sie wie die Kinder, hören aber dann auch wieder auf.

Im Altertum darf man auch noch herzlich wünschen. Odysseus wünscht, nicht mit leeren Händen zu seiner Gattin heimzukehren, und sagt das ganz ungeniert den Phäaken. Und die holdselig naive Nausikaa sagt von Odysseus, solch einen Gemahl hätte sie gern. Man darf noch frei herausreden, auch vom bevorstehenden Tode. Es sollte eigentlich unter Christen noch jetzt so sein. Allein es geschieht nicht. Der unausgesprochene Grund ist: Der Tod des Besprochenen sei für die Welt ein unersetzlicher Verlust."

Man muß Burckhardt gehört haben, mit welch unnachahmlicher graziöser εἰρωνεία er solche Bemerkungen zu machen verstand. Darin zeigt er deutlich, wie er bei den Franzosen als Lehrmeistern in die Schule gegangen ist, vor allem bei seinen vielbewunderten und von ihm vielgeliebten Enzyklopädisten. Er ist darin vergleichbar dem unerreichten Großmeister anmutig heitern, geistsprühenden Prosastils, Arouet de Voltaire. Burckhardt war eben ein geradezu gottbegnadeter akademischer Redner. Cohn, der verstorbene Göttinger Historiker, sagte mir einmal: Er habe fast alle bekannten und bedeutenden deutschen Historiker auf Reisen gehört; aber nur zwei seien geradezu unvergleichliche Redner und als solche gleich groß: Röpell in Breslau und Jakob Burckhardt in Basel.

Doch ich möchte Burckhardt mit Burckhardts eigenen Worten den Lesern nahe führen. So bringe ich noch einige Gedankensplitter aus der „Griechischen Kulturgeschichte", einmal über das Symposion:

„Nun die Geselligkeit des agonalen Zeitalters"! — so bezeichnet Burckhardt die vorklassische und vorpolitische Periode, wo der Olympiasport in ähn-

licher Weise zur Epidemie ausartete, wie bei uns der Theaterenthusiasmus in der vormärzlichen Periode. „Es ist hier viel zu holen; denn eine spezifische Geistesfarbe kommt mit dieser Epoche. Das Symposion ist etwas Neues, eine städtische Geselligkeit. Das Symposion dient mehr zum Sprechen, als zum Essen oder scharfen Trinken. Die Griechen kannten das Essen aus langer Weile nicht, das sich bei uns in neuerer Zeit dem Gefühle des Schlagflusses nähert. Nach dem Essen ward gespendet, dann gingen die Weiber fort, und die Männer blieben zur Konversation zusammen. Wir besitzen charmante symposische Elegien. Das Symposion ist freie, nicht knechtische Geselligkeit. So der Eranos, das Pique-nique, das Symbol der Freiheit war. Diese herrschte aber auch bei den geladenen Symposien. Der Eingeladene durfte Epikleten mitbringen. Dabei muß nun die Konsummation das Geringste, die Konversation die Hauptsache sein. Diese Symposien wirkten geradezu magisch auf die Griechen. Sie konnten ohne sie nicht existieren. Auch das Symposion ging aus vom Götterfeste. Die Kränze, welche die Sympotai trugen, waren ein Symbol der höchsten Weihe, kein Mittel zur Verhütung des Haarwehs, wie der törichte Athenäus meint. Das agonale Zeitalter ist zugleich das Zeitalter der Novelle, von der uns Herodot eine Reihe Kabinettstücke und lieblicher Zeichnungen aufbewahrt hat. Ein wahres Kleinod dieser Gattung ist die Erzählung von der Hochzeit der Agariste, der Fürstentochter von Sikyon. Ganz Hellas fordert Kleisthenes zur Brautwerbung auf. Dreizehn Freier bleiben ein volles Jahr da. Am Entscheidungstage findet eine Konversation über Musik statt. Der

Athener Hippokleides spricht am besten davon, tanzt attisch und jonisch; endlich tanzt er auch lakonisch und mit dem Kopfe auf dem Tische. Kleisthenes ruft ihm zu, er habe seine Braut vertanzt. Οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ, was schert das den Hippokleides! antwortet dieser schlagfertig mit einem von da an geflügelten Worte. Das ist der echte Athener; er ist über die sonstige Adelsgravität hinaus; er denkt, er bekomme auch eine andere. Die Geschichte ist ganz allerliebst.

Im 5. Jahrhundert, dem politischen Zeitalter, wird das Symposion wunderbar schön; ein Gefäß des Geistes. Später machte man eine Literaturgattung daraus; aller gelehrte Kram wurde hineingebracht. Wir haben zwei Beispiele, die symposischen Unterhaltungen bei Plutarch und den kolossalen Mischmasch des Athenäus. Das Symposion war in Athen Sache des Geistes, solange es ging. Darin war man Sparta überlegen. Die lakedämonischen Syssitien gingen bei Nüchternheit vor sich; die Herren durften sich nicht bezechen; denn immer drohte das unheimliche blutige Gespenst der Helotenverschwörung. Das spartanische Syssition hat zwar auch seinen Witz; allein es ist ein Korporal- und Sergeantenwitz. Athen steht hier an der Spitze. Von Ephesus wissen wir nichts; nur der Schatten des Heraklit taucht auf. In Milet wurde ein besonders unsauberes Genre gepflegt, das aber — und das ist charakteristisch — in der römischen eleganten Welt Furore machte. Beim Symposion trank man viel, aber gemischten Wein. Die Südländer sind in diesem Punkte wenig leistungsfähig, und so war denn auch viele Betrunkenheit. Eine neue Sitte ist das Liegen bei Tisch. Die

Heroen saßen; nun lag man auf steinernen Schräg-pritschen; man konvergierte mit den Köpfen. Bei dieser Tischordnung war nur ein allgemeiner Diskurs möglich. Übrigens pflegten auch einige zu sitzen, so im platonischen Symposion. Durchs Liegen war man gesichert vor pathetischen Toasten. Dann der Gesang. Wir haben den allgemeinen Gesang, den Rundgesang und das Skolion; es ist das Schräge, das von einem Fähigen zum andern weitergegeben wird.

Darin bleiben noch spät Werke des Stesichoros und des Alkman am Leben. Die Kolakes mußten die Skolia des bösen Dionys singen. Die Skolia werfen einen gloriösen Schein auf die griechische Geselligkeit. Man hat ein paar ganz wundervolle Töne derart. Bei reichen Leuten gab es allerlei Zutaten. Die Flötenbläser mußten anfangs da sein. Dann kamen Spaßmacher und Tänzer, so im Xenophontischen Symposion. Ein bezeichnendes Symposion qua Ausgang ist das platonische. Zuerst kommt Alkibiades und unterbricht die feine Unterhaltung; dann erscheinen die dionysischen Schwärmer. Es bleiben zuletzt Sokrates, Aristophanes und Agathon und lassen die große Phiale herumgehen. Die Geselligkeit war nicht formlos. In den Reden finden sich zarte Höflichkeiten. Für Höflichkeit lese man den Protagoras, wo sich die angesehensten Gäste Griechenlands gegenseitig die Cour machen."

Für die Philosophen besaß J. Burckhardt nicht die landesübliche Verehrung; namentlich nicht für Aristoteles und Sokrates. Aber wie schön weiß er ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre hervorragende Stellung im griechischen Leben zu würdigen! „Was uns anzieht bei den Griechen seit dem 5. Jahr-

hundert", sagt er, „ist die freie Persönlichkeit, die sich überall zeigt. Eine Quote der Nation gibt sich frei mit geistigen Dingen ab. Das sind die Philosophen. Schon im 4. Jahrhundert wird man frei von Religion und Staat. Das geschieht auch hier durch große Agonen. Diese Leute sind auf Originalität gestellt. Bei Lebzeiten wirken sie mehr durch persönlichen Verkehr als durch ihre Schriften. Sie hassen sich gegenseitig; es ist das der einzige Fanatismus im griechischen Leben. Die Bürger in den Poleis gesellten sich als andächtige Zuhörer ihnen bei. Die Kunst der Rede vereinigt sich hier mit der Kunst des Zuhörenkönnens, was im 19. Jahrhundert verschwunden ist. Da konnte man den Sport, das Vergnügen des alten Adels, lassen. Man hatte höhere Ziele.[1]) Ein Födernis war auch die Leichtigkeit des Lebens, die den Menschen frei stellte. Im 19. Jahrhundert ist das viel schwerer. Jene Philosophen besaßen vollkommene Unabhängigkeit vom gewöhnlichen Troß des Daseins. Daneben waren andre Leute dem Luxus und dem Wohlleben ergeben. Warum konnten andre anders sein? Xenophanes sagt, seit 67 Jahren reise er im Hellenenlande umher; er habe begonnen im 25sten Jahre nach seiner Geburt und immer gehe er der Wahrheit nach. Zeno

---

1) Durch Schnelligkeit der Füße mag einer den Sieg davontragen, sagt Xenophanes, in Olympia an Pisas Strom, oder durch Ringen und Faustkampf oder in dem harten Kampf, den sie Pankration nennen, Vorsitz in den Spielen mag er als Lohn erhalten und Speisung im Rathaus und kostbare Geschenke der Gemeinde, das alles mag er davontragen und doch ist er geringeren Wertes denn ich. Denn besser als physische Kraft von Männern und Rossen ist unsre Weisheit.

von Elea versuchte seine Stadt vom Tyrannen zu befreien. Vergebens. Er erlitt furchtlos den schrecklichsten Martertod. Heraklit verläßt fürstlichen Reichtum, ißt Kräuter und sucht sich selbst; er pflegte die Menschen als καθάρματα, „Auswurf", anzuschnauzen; er hinterläßt aber ein gewaltiges Gedicht. Demokrit verreist sein bedeutendes Vermögen und wird angeklagt, was er mit dem Gelde angefangen. Da liest er sein Gedicht und wird freigesprochen. Er war der erste große Gelehrte der Griechen. Anaxagoras hatte bedeutende Landgüter und freut sich über ihren Verlust. In seiner Armut läßt er sich in Athen durch Perikles und seine Freunde ganz ungeniert unterhalten. Das sind freie, unabhängige Menschen. Mitten drin steht nun die wunderbare Erscheinung des Sokrates. Er ist ganz typisch. Wir haben einen Menschen und ein Gedankenbild. Lesen Sie die wunderschöne Schilderung bei Curtius. Sokrates will nicht eine Schule bilden; er lehrt nichts Physisches oder Meteorisches. Ihm ist das Ethische und das Dialektische die Hauptsache. Er ist auf die mündliche Rede eingerichtet, hat keinen Sessel und faßt jeden einzelnen an, um ihn zu prüfen, auszufragen und zu überführen." In seinen Vorlesungen über alte Geschichte nannte B. ihn den Totengräber der attischen Polis. „Der Sohn des Sophroniskos mit seiner zersetzenden Dialektik erzog die Söhne der Stadt, aber nicht für die Republik. Alkibiades ist halb Charlatan, halb auch Genie, aber ein barockes; er taugte nichts für den Freistaat. Auch Kritias ist in seiner Art ein Genie, aber ein satanisches. Man denke an Theramenes, an Xenophon, den ich ganz und gar nicht so geringschätzig wie

Niebuhr beurteile. Aber ein guter Athener war dieser Condottiere und Landjunker nicht. Ein solches Seminar zeugt für den Lehrer. Die Demokraten hatten von ihrem Standpunkte aus durchaus recht, wenn sie ihn verurteilten. Durch seine übermütige Apologie und seinen Eigensinn verdarb er vollends seine Sache. Groß steht er noch immer da; aber es ist nicht recht, wenn wir die Motive der attischen Demokraten, dieser teilweise grundbraven und aufrichtig frommen Leute, gar nicht berücksichtigen oder ebenso vornehm als verständnislos ablehnen. Sodann, m. H., ist es mir ganz begreiflich, daß ein so hochmütiger, ironischer und ablehnender Mensch, wie Sokrates, in einem demokratischen Gemeinwesen höchst unpopulär war. Durch seine Kreuz- und Querfragen wurden die Leute ganz perplex. Die Herren Schüler standen daneben und lächelten. Daher die Feindschaften, die ihm den Tod brachten. Er wollte die Athener βελτίους ποιεῖν. Aber er machte sie nur konfus und ließ sie stehen. Seine Anhänger hatten die größte Begeisterung für ihn. Seine Ethik lockte er nach Pädagogenmanier aus den Leuten heraus. Dabei war er fromm und ein pflichtgetreuer Bürger. Er kämpfte für eine erhöhte Gottesidee, für Fortdauer und Verantwortlichkeit der Seele, also für die einzigen Grundlagen wahrer Sittlichkeit. Aber vielen Leuten muß er zuwider gewesen sein; er sagt es selbst in seiner Apologie. Es ist dies nur zu begreiflich. Stellen Sie sich einmal vor, es träte bei uns einer auf den Markt oder in die Hallen des Rathauses und fragte den ersten, besten Zunftbruder, der vorübergeht: „Nicht wahr, Bruder, das Handwerk, das Du treibst, ist ein irgendwie beschaffenes

Handwerk"? Je mehr derselbe mit: „versteht sich", „es scheint so", „stimmt auffallend", „Du sprichst die Wahrheit" höflich und urban, wie der Athener ist, Konzessionen über Konzessionen macht, um so unerbittlicher setzt unser Philosoph seine Hetzjagd und sein Katechismusabfragen fort; er schneidet erbarmungslos alle Rückzugslinien ab; er drängt das arme wissenschaftliche Prüfungsobjekt von Position zu Position, bis dasselbe endlich todesmatt in den Netzen seiner analytischen Methode und seiner hinterhältigen Dialektik zappelt. Dabei denke man sich als Chorus die ganze übermütige Rotte der jeunesse dorée von Athen, einen Alkibiades und einen Kritias an der Spitze; die ließen natürlich eine laute Lach- und Jubelsalve zu dem dialektischen Erfolg ihres Lehrers ertönen, während der widerlegte Spießbürger beschämt davon schlich — beschämt und bittern Grimm in seinem Herzen. Die vornehmen jungen Herren unterhielten sich vormittags mit Sokrates über Philosophie und nachts verstümmelten sie die geweihten Gnadenbilder oder demolierten die Häuser der braven Astoi und töteten ihre Kampfhähne und Kampfwachteln. Ja, m. H., das Auftreten und Benehmen des Sokrates und der Sokratiker wirkte vielleicht frappierend durch seine Neuheit, aber populär hat es die Gesellschaft entschieden nicht gemacht."

Brillant ist auch die Charakteristik der Athener, aus der ich einige Glanzpunkte herausheben möchte: „Im 5. Jahrhundert färbt der Primat Athens die griechische Geschichte in Beziehung auf Kultur. Athen wird das Sensorium der griechischen Nationalität.

Wir haben genug Böses über die Athener gesagt —, darum müssen wir jetzt auch die Lichtseiten

betrachten. Attika hat vor ganz Griechenland seine zentrale Lage voraus. Die Kulturpflanzen kamen zuerst dahin. Weizen, Honig und Feigen galten als besonders fein. Aber man muß die Wunderschilderungen im Oedipus Coloneus und im Aristophaneischen Frieden nicht zu genau nehmen. Im 5. Jahrhundert war Attika ausgeholzt und verkalkt, wie heute Syrien, die Provence und viel von Italien . . . Das Land war schon im Altertum verwaschen, nur noch ein Skelett. In großen Strecken findet nur noch die Biene ihre Nahrung. Dann der große attische Mythus, wo schichtenweise uralte Traditionen übereinander liegen . . . Wir können diese Tradition weniger als wirkliche Historie denn als Gesamtausdruck der Vorstellungen der Athener über ihre Vorzeit ansehen. Im ganzen hatte man eine patriotische Anschauung von der Vorzeit, wie die epideiktischen Reden zeigen. Aber noch viel wichtigere Reden gibt es, wo man sich nur auf Vorhandenes beruft, so den Logos epitaphios des Perikles (bei Thukydides II 35) zu Ehren der im ersten Kriegsjahre Gefallenen. Perikles hat den Stolz der Wahrheit. Wer einen ernsthaften Toast zu halten hat, sollte das zuvor lesen. Er bringt alles mögliche Schöne vor; jedes Wort ist bedeutungsvoll. Aber fast zu jedem Worte ließe sich ein kleines Fragezeichen setzen. Er hat eben als kluger Mann die Sache so gegeben, daß es nicht choquiert. Es ist eine perikleische, nicht eine thukydideische Rede... Aus der spätern Zeit ertönt dann ein wehmütiges Preisen des frühern Athens, so bei Demosthenes in der dritten olynthischen Rede, wo er im 4. Jahrhundert das 5. erhebt. Plato umgekehrt klagt gerade dieses an und macht Perikles für den gesamten

Niedergang verantwortlich. Aber der Primat Athens war nicht erschlichen. Was bei andern lokal ist, ist in Athen zusammengeflossen. Die Athener haben das Verständnis von ganz Griechenland und machen alles nach. Hippokleides kann attisch und lakonisch tanzen. Alkibiades war Erzathener, Lakone, Böoter, ritt thessalisch und trank thrakisch Ungemischten. Auf die Manieren der persischen Satrapen kann er eingehen. Immer blieb Athen dieser hohe Schimmer. Als es abgewirtschaftet hatte, blieb die Kulturhöhe. Plato, der ihm gram war, sagt, was die Athener sind, das sind sie auch ganz; hervorragend, wahrhaft und ursprünglich gut. Die Athener waren in hohem Grade empfindungsfähig; es war ihnen viel gepredigt worden, um sie βελτίους ποιεῖν, besser zu machen. Sie fanden es schön, weinten und blieben wie die Fische nach der Predigt des heiligen Antonius. Sie klatschten, wenn die spartanischen Gesandten dem Greise Platz machen, tun es aber selbst nicht. Sie haben alles gekannt, wie die Florentiner der Renaissance. Ἑλλάδος Ἑλλὰς Ἀθῆναι. Man konnte in Athen aber auch zu Worte kommen, fand Teilnahme für alles. Athen war eben allezeit ein Fest nicht für die Bürger, sondern für die Fremden. Athen als Fremdenstadt, das ist schon eine neue, die nachperikleische Zeit. Die Stadt hat erstaunliche Kapricen und war politisch im Verfalle. Die Athener haben eine ungeheure Phantasie. Die kleine Griechenpolis will Ägypten, Karthago und Libyen erobern. Endlich der nervöse Hermokopidenprozeß. Man vergleiche damit Korinth und seinen absoluten Mangel an Celebritäten.

Mit dem vierten Jahrhundert kommt die Zeit, wo die ausgezeichneten Menschen den Staat mieden.

Das hatte sich die Polis zugezogen. Aber diese Draußenstehenden geben der Stadt ihr eigentümliches Gepräge. Athen wird Fremdenstadt. Anziehungskraft üben aber nicht die Kunstwerke der Vorzeit, sondern die Lehrer und Verkündiger der Weltweisheit. Das ist ein neues, das philosophische Athen. Draußen vor der Stadt in alten Ringstätten sitzen die Philosophen. Diese Gymnasien waren ihrem alten Zwecke schon entfremdet. Die Philosophen erwerben ein Grundstück. Die platonische Akademie kostete 3000 Drachmen. Zum Lehren war man nicht auf den Hörsaal angewiesen; man unterhielt sich auf- und abwandelnd. Das Promenieren geschah draußen; drinnen war man nur bei Regen und Schnee. Die Philosophen vollziehen den Bruch mit dem Staat und der Gesellschaft. Diogenes sagt, an ihm seien alle Flüche der alten Tragödie in Erfüllung gegangen: er sei vaterlandslos, ein herumirrender Bettler, der von der Hand in den Mund lebt. Der Cynismus des Diogenes ist die echte Bewahrheitung des praktisch heitern griechischen Pessimismus; man verzichtet auf die Erdengüter für Gesundheit, Mäßigkeit und Freiheit. Der Cyniker ist der reinste buddhistische Bikshu; er bedarf und will nur: 'einen Napf Wolfsbohnen und sich um nichts kümmern'. Dabei wird den Nebenmenschen ein böses Maul angehängt. Diese Männer sind ein lebendiger Protest gegen den faul gewordenen Staat und gegen das athenische Wohlleben. Das Treiben des Diogenes erscheint wieder bei Krates, aber schon um einen Grad verstiegener. Er und Hipparchia sind halb verrückt. Es drängen sich kapuzinerhafte Naturen hinzu und geben sich das Ansehen, Philosophen zu sein. In einem Fasse

leben, betteln und schmähen, ist im Süden schon eine ganz erträgliche Lebensart. Athen blieb der Tauschplatz der philosophischen Ideen. Wäre um 300 ein Fremdling hingekommen, es wäre ihm merkwürdig vorgekommen. Um die Stadt wohnen die philosophischen Sekten und hassen sich wie die Raben. Sie haben kleine Liegenschaften, die man sich nicht zu brillant vorstellen möge. Alle hatten sich vom Staate abgewandt ... Im 3. Jahrhundert sind die Philosophen neben Diadochen und Hetären die einzigen Notabilitäten. Die muß man kennen, um zu Urteilen über die Zeit zu gelangen. Viele Barbaren und Fremde werden Philosophen. Typisch ist bereits im 5. Jahrhundert die Gestalt des Skythen Anacharsis. Der Fremde durfte an der Philosophie teilnehmen. Zeno war ein Phönizier. Wir treffen Babylonier und Karthager unter den Schulhäuptern. Der Philosoph kauft intelligente Sklaven, die er dann bildet. Berühmt ist Mys, der Sklave Epikurs. Durch die Leichtigkeit des Lebens war die Möglichkeit geboten, daß viele sich anschlossen. Bei Lebzeiten wirkten die Philosophen nur durch den persönlichen Verkehr. Man verlangte nicht einmal von den Diadochen, den Schulhäuptern, unter allen Umständen wissenschaftliche Originalität. Viele trugen einfach Exzerpte aus Frühern vor. Damals existierte noch nicht die lächerliche moderne Wut gegen das Plagiat, deren Hauptursache Pauvretät des innern Gehalts ist. Reiche Leute lassen sich gern ihre Ideen stehlen. Darin war das Altertum viel liberaler als unser Zeitalter.

Vermöge seiner lichtglänzenden Vorzeit genoß Athen noch immer einer merkwürdigen Schonung

vom Schicksal, die es nicht verdiente. Denn es warf sich jämmerlich weg. Verehrte die Huren des Demetrius Poliorketes göttlich und ging bei allen Diadochen betteln. Aber hie und da war ein Aufschwung möglich. Jedoch wird die innere Geschichte stockdunkel. Allein immer noch war es voll von Kunstwerken und ein Hauptsitz der Philosophie. Staatsmänner freilich gab es in diesem Spätalter keine mehr.“ Wie zeigt sich hier die Meisterhand, die mit ein paar kühnen Pinselstrichen ein lebenswarmes, farbengesättigtes Bild der athenischen Sittengeschichte hinwirft.

Überaus treffend ist auch Burckhardts Wertschätzung der griechischen Gelehrsamkeit. „Die Philosophen haben neben ihrer Fachlehre noch großes Wissen. Bei Demokrit kann man fragen, wo sein Schwergewicht lag; er hat Studien über Naturwissenschaften, Antiquitäten und bildende Künste gemacht. Auch die Theorie des Wölbens hat er dargestellt. Ebenso vertraten die Sophisten das Wissen. Heute sucht man den griechischen Weisen ihre naturwissenschaftlichen Entdeckungen streitig zu machen. Der Orient habe mehr gewußt. Dies behaupten Peschel und sein Echo Hellwald. Die alten Jonier, sagen sie, können bei ihrer Unwissenheit noch keine Sonnenfinsternis vorausgewußt haben. Pythagoras kann in Mathematik nur wenig geleistet haben; Anaximenes kann kein großer Astronom gewesen sein. Was sie wußten, kam von Ägypten. Meinetwegen. Aber sicher waren die Pythagoreer des 4. Jahrhunderts große Gelehrte. Sie weisen die Erde aus der Mitte des Himmels weg und lassen dieselbe um ein Zentralfeuer und um sich selbst rotieren.

Das mußte wieder verschüttet werden, weil Aristoteles nicht nachgab. Aristoteles bezeichnet einen Rückschritt, und sein System mußte gelten bis auf Copernicus. Dies ist jedenfalls hochbedeutend. Wir glauben, daß die Pythagoreer die Urheber unseres Sonnensystems waren. Nach hellenischen Anschauungen gibt solches Wissen dem Menschen keinen höhern Wert. Heutzutage ist es eine große Schande, wenn man die Theorie der Dampfmaschine nicht kennt. Man kann sie kennen und daneben ein roher Mensch sein. Die griechischen Philosophen waren nicht nur Träger der Spekulation, sondern auch des Wissens ihrer Zeit. Sie bringen es unter den Leuten herum. Was sie vorbringen, ist frei errungen. Sie haben die Sache verbreitet, die Mitwelt hört zu. Alles ist agonal. Die Philosophen konkurrieren untereinander. Dadurch werden sie gezwungen, die Wissenschaft zu systematisieren; sie erzeugen die Politik und die Poetik. Danken wir dem Himmel, daß sie sich mit allem abgaben. Da muß man auch mit Lob der Sophisten gedenken. Sie besaßen ein großes Maß von Wissen, waren das wandelnde Wissen, vertraten ganze Wissenschaften mit ihrer Person. Ich würde für einiges von ihnen manchen schönen Dialog von Plato hergeben. Hätten sie nicht so viel gewußt, würden ihnen die Griechen solche Ehre erwiesen haben? Die Sophisten waren ein wichtiges Element der griechischen Gesellschaft. Athen läßt Leute aus Abdera, Elis, Keos und Leontinoi kommen, welche die Philosophie in die Ecke drücken. Plato ist keine echte Quelle über die Sophisten; er ist äußerst medisant; denn er spricht als Konkurrent. Die Sophisten bei ihm rühmen sich und werden grob.

Gorgias las noch den Dialog und sagte, er habe das nie gesagt, noch habe man ihm gesagt, was ihm dort entgegengehalten wird. Verrufen wurden sie durch ihr Verwerfen der objektiven Wahrheit. Aber andre Philosophen haben das auch getan, und das ist bis auf einen gewissen Grad ein echt moderner, gerade unserer Anschauungsweise sehr verständlicher Zug. Sie lehren das pro und contra verteidigen; sie lehren wie heute die Juristen nur die Waffengänge, nicht die Sache. Sie reden, wie Lessing sagt, nicht δογματικῶς, sondern γυμναστικῶς [1]). Wer kann so töricht sein zu glauben, daß in Athen Leute sich auftun konnten mit dem offenen Programm, das Böse gut zu machen? Das ist boshafte Konsequenzmacherei der Akademiker. Die Sophisten waren endlich auch die ersten systematischen Lehrer der Redekunst. Sie sind eher mit den Humanisten des 15. Jahrhunderts als mit den Enzyklopädisten zusammenzustellen. Wie diese sind sie Kinder ihrer Zeit und lieben die Reklame. Wer auffallen wollte, mußte unbescheiden sein. Gorgias weiht sein Bild nach Delphi. Sie sind Polyhistoren, aber die Teilung der Arbeit, die schließlich alle wahre allgemeine Bildung tötet und die Männer der Wissenschaft zu gelehrten Handwerkern degradiert, kommt noch früh genug.

Die Sophistik existierte 1000 Jahre vor Gorgias und existiert heute noch. Zur näheren Erkenntnis der damaligen geistigen Atmosphäre lese man die Wolken; schön ist das Detail, nicht die Anlage. In der Zeichnung des Sokrates finden sich bedenkliche

1) Beiläufig ist es dem exakten Philologen Lessing auch passiert, daß er falsch zitiert. Basileios der Große sagt: οὐ δογματικῶς εἴρηται, ἀλλ' ἀγωνιστικῶς.

Widersprüche. Der in sich versunkene Halbnarr kann doch den Strepsiades zum Rabulisten machen. Wir müssen gegen das schwarze Täfelchen, womit man die Sophisten behängt, nachdrücklich protestieren. Sie waren im 5. Jahrhundert ein Bedürfnis für die gebildete Welt. Zu Aristoteles' Zeit waren sie nicht mehr nötig; es gab jetzt Bibliotheken, wo man seinen Wissensdurst stillen konnte. Aristoteles, der sagt, sie seien in Mißachtung gekommen, hat selbst viele physikalische, mathematische und zoologische Schriften verfaßt. Die Polyhistorie, um derentwillen man den Sophisten Oberflächlichkeit vorwarf, ist auch für ihn charakteristisch. Dazu kommt sein enormes politisches Wissen, seine Poetik, seine Rhetorik und so vieles andere. Nach ihm hat die Philosophie keine solchen Gelehrten mehr, wie Demokrit und Aristoteles, erzeugt. Aber daneben kann sich immer wieder der Wahn breit machen. Neben Aristoteles erzählen sie solche Naturfabeln. Die Begleiter Alexanders kamen mit ungeheuren Lügen aus dem Orient. Die wissenschaftliche Tiergeschichte des Aristoteles verhinderte nicht das wundersüchtige Legendenbuch Aelians. Die Griechen haben eben eine Vorliebe für die Fabel. Es war ihnen keine Exaktitüde beizubringen, und dennoch glauben sie nicht, daß sie Esel seien, wenn sie auch unwissend waren. Der strafbare Grund war, es gab keine Examina."

Ähnlich geistvoll und amüsant spricht er über die Bedeutung der griechischen Redekunst und der Geschichtschreibung; doch ich breche ab, um nicht zu weitläufig zu werden.

Schule im gewöhnlichen Sinne hat J. Burckhardt nicht gemacht; das lag nicht in seiner genialen

Natur. Er hatte zu wenig an sich vom Schullehrer, auch vom Schullehrer im guten Sinne. Aber für jeden künftigen Geschichtschreiber boten seine Vorträge unendliche Anregungen; für alle möglichen Probleme weckte er das Nachdenken in unsrer Kunst, daß man ihm nie genug danken kann. Er machte uns frei von den Fesseln der Zunft und dem ehrbaren Philisterium des regelrechten methodischen Forschungstrotts, mit einem Worte: während der Durchschnittslehrer den Geist des Schülers in eine Schablone preßt, wirkte sein Unterricht befreiend und erlösend, und das ist, sollte ich meinen, unendlich mehr wert, als wenn man die besten Themata für Dissertationen den Schülern in die Hand drückt. Dazu hat er für die Historie in einem weiten Kreise das regste Interesse und geradezu enthusiastische Begeisterung zu erregen vermocht. Von ihm gilt das schöne Wort, welches der Komiker Eupolis von Perikles gebraucht hat: „Ihm saß Peitho auf den Lippen. So sehr hatte er unter den Rednern die Zuhörer bezaubert und einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen“, wozu man die sinnige und treffende Erklärung des jüngeren Plinius lesen muß, eines Mannes von der Technik, der sich aufs Reden und Beurteilen der Reden verstand.

Burckhardts über alles ausgestreute, aber nie verletzende Ironie und sein köstlicher Humor machten die Vorlesungen zu einem wahren Genusse. Nie sanken sie aber, wie bei manchem seiner Nachahmer, zur bloßen Causerie herunter. Es war immer ein durchaus ernsthafter, akademischer Vortrag; oft wurde man mit einer ganz erstaunlichen Fülle der erlesensten Notizen überschüttet. Altertum, Mittelalter und Neuzeit beherrschte der seltene Mann in gleicher

Weise; daher wußte er durch frappante Analogieen und überaus treffende Parallelen aus scheinbar ganz entlegenen Zeiträumen in glücklichster Weise die hellsten Schlaglichter auf Menschen und Zustände zu werfen. Es liegt mir völlig fern, in eine Charakteristik Burckhardts einzutreten; durch seinen Konstantin und seine Kultur der Renaissance gehört er der Weltliteratur an. Sein Cicerone ist in jedermanns Händen oder wäre es, wenn wir in Frankreich oder England lebten. Im Lande der Denker dagegen pflegt die Geburts-, Geld- und Bildungsaristokratie Bücher nur selten zu kaufen; lieber pränumeriert sie zehn Wochen zuvor auf interessante Novitäten und vielbegehrte Bücher in der Leihbibliothek.[1])

Die meisten Zeitgenossen kennen J. Burckhardt nur als Kunstkenner und Kunsthistoriker. Man würde sich aber sehr irren, wenn man unter dem vorwiegenden Eindruck der heiteren Ironie, die seine Darstellung durchzieht, und seines feinfühligen Kunstverständnisses ihn für eine lediglich ästhetische Natur halten würde. In seinem Innersten besaß er ein gewaltiges ethisches Element; nur akzentuierte er es

---

1) Als im Frühjahr 1897 Band XI und XII von Nietzsches Schriften erschienen, hatten 50 Reichsboten der Reihe nach auf das Exemplar der Reichstagsbibliothek pränumeriert. Kaufen konnte es natürlich keiner dieser führenden Geister auf dem Gebiete des Staatslebens. Charakteristisch ist auch ein Zettelchen des Ministers von Schoen, welches K. Lehrs (populäre Aufsätze S. 478) devot bewundernd abdruckt: „. . . Es ist länger als drei Monate, daß Herr Varnhagen von Ense mir schrieb, daß er schon den 11. Teil von Grotes history of Greece besitze. Hat unsere Bibliothek diesen Band noch nicht erhalten?" Natürlich, Varnhagen kann das Buch kaufen, S. Exz. der Herr Minister müssen es sich von der Königsberger Universitätsbibliothek entleihen!

nicht zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit, weil er eben keine feierliche und pathetische Natur war. Gelegentlich konnte er aber in seinen Vorlesungen unbeschreiblich ernst werden. Ich erinnere mich, daß einmal in einer öffentlichen akademischen Vorlesung über antike Kunst das ganze Auditorium, Herren und Frauen, aufs tiefste erschüttert wurde, als er nicht ohne Berechnung des rhetorischen Effekts mit einer ganz einzigartigen Betrachtung schloß. Er sprach von der Statue des Hermes Psychopompos und schilderte mit jener bei ihm nicht seltenen dionysischen Begeisterung, gewissermaßen als νυμφόληπτος, jene herrliche Jünglingsgestalt, welche, wie er sagte, ein unsäglicher Mißgriff als Antinoo del Vaticano bezeichnet hat. In seiner unnachahmlichen Weise beschrieb er den schmerzvoll melancholischen Ausdruck, der sich in dem leicht gebeugten Haupte und in allen einzelnen Gesichtszügen offenbart. „Ist es nicht", sagte er, „als wenn das Bild zu sprechen begönne und zu uns sagte: Ihr wundert euch, daß ich so traurig bin, ich, einer der seligen Olympier, die in ewiger Heiterkeit und unvergänglicher Lebenslust genießen und schauen. Wir hatten alles: Glanz himmlischer Götterschönheit, ewige Jugend, unzerstörbaren Frohsinn; aber wir waren nicht glücklich, denn wir waren nicht gut. Wir konnten nicht gut sein, weil wir nur ästhetische Ideale, keine ethischen Potenzen waren. Schaut Antigone, die edelste Tochter und Schwester; sie ging jämmerlich zugrunde, weil sie an uns glaubte und unsere Gebote heilig hielt. Schaut die trostlose Niobe! Wir haben ihre schuldlosen Kinder erschlagen nur, um der stolzen Mutter unsagbar wehtun zu können. So ist unser Handeln

allzeit gewesen. Wir haben nur uns selbst gelebt und allen andern Schmerz bereitet. Wir waren nicht gut und darum mußten wir untergehen.“ Unwillkürlich erinnerte ich mich, Sommer 1897, beim Anblick von Klingers großem, tiefsinnigen Gemälde der Worte J. Burckhardts, die derselbe zwanzig Jahre früher gesprochen.

Nur eine von tiefstem sittlichen Ernste getragene Persönlichkeit konnte über Demosthenes, den heute durch Droysen, Beloch und Genossen so jämmerlich mißhandelten und mißverstandenen, so urteilen, wie J. Burckhardt in seinen Vorlesungen über alte Geschichte tat.

„Wenn ich gesagt habe, daß Philipp von Makedonien der Mann seiner Zeit und seine Politik die der Zukunft war, so bin ich weit entfernt, Demosthenes auch nur den Schatten eines Vorwurfes zu machen, weil er sein politischer Gegner war. Demosthenes war noch ein echter Bürger der sterbenden Polis. Monarchie und Polisgedanke lassen sich aber so wenig vereinigen als Feuer und Wasser. Jeder dieser Faktoren kann nur siegen oder sterben. Demosthenes war Athener, mit Leib und Seele eingespannt in sein heimatliches Gemeinwesen, und als Bürger hat er seinen Mann voll gestanden. Das Altertum hatte Bürger, wie es heute keine mehr gibt. Ein solcher war Demosthenes. Darum haben in der Franzosenzeit Niebuhr und Jacobs sich in Demosthenes versenkt und diesen übersetzt; durch nichts vermochten sie besser wahre vaterländische Begeisterung dem deutschen Volke einzupflanzen. Droysen sagt: ‚Die Gesellschaft kennt wenig so traurige Gestalten als den großen Redner von Athen; er mißkannte seine Zeit,

sein Volk, seine Gegner und sich selbst. Mit dem Eigensinn der Ohnmacht und Gewohnheit ließ er selbst mit dem vollkommenen Siege Makedoniens nach dem Beginne einer neuen, die Welt umgestaltenden Ära seine alten Pläne und Hoffnungen nicht, die mit ihm sich selbst überlebt hatten.‘ Hier macht“, sagt J. Burckhardt, „niemand eine traurigere Figur als der vir eruditissimus Johann Gustav Droysen selbst. Ob Demosthenes den Philipp wissentlich oder unwissentlich falsch taxierte, ist ganz gleichgültig. Es gibt im Völkerleben ganz desperate Momente, wo die Wahrheit zu sagen ein patriotisches Verbrechen ist. Hätte sich Demosthenes hingestellt und gesagt: ‚Ihr ἄνδρες Ἀθηναῖοι! seht, ihr seid politisch und moralisch vergeldstagt. Eure Republik ist ein λῆρος; heute ist es das monarchische Prinzip, das vom Zeitgeiste getragen wird. Ordnet euch als verständige Leute ihm unter und macht dem großen König eure Reverenz, so stünde er gebrandmarkt vor der Nachwelt, wie Aeschines, Philokrates und die ganze verworfene Gesellschaft. Die Minorität, ob sie siegt oder stirbt, sie macht allezeit die Weltgeschichte. Das eben erfüllt die Menschenbrust mit Hochgefühl, wenn wir sehen, wie eine hochangelegte Persönlichkeit, ein großer Charakter gegen seine Zeit, gegen die unabänderliche Schicksalsordnung der Geschichtsentwicklung dem Titanen gleich sich stemmt und lieber untergeht als seine Überzeugungen verleugnet. Die Mehrzahl der Menschen besitzt keine Überzeugungen, sondern sucht stets so zu denken wie die Majorität und bequemt sich dieser an. Durch seinen todesmutigen Heroismus in der Vertretung der schwachen Sache steht Demosthenes so groß da wie Cato. In

Zeiten großer Umwälzungen ist niemand möglicher als der Unmögliche. Zuletzt haben diese großen Toten, die Männer des Enthusiasmus und der Ideen, auch dem alternden Athen, das seine Leibrente verzehrte, sehr praktische, rein utilitarische Dienste erwiesen. Die harten Römer, welche das üppige Korinth, die liebreizende Stadt der Eleganz und Galanterie, mit kalter Erbarmungslosigkeit vernichteten, wie haben sie Athen geehrt und geliebt! Das sagt uns der nüchterne Realpolitiker Sulla, diese geniale Kraftgestalt des blutigsten und grauenvollsten Entsetzens, der, als er die 10 000 besiegten Samniten im Zirkus zusammenhauen ließ, die erschreckten Senatoren im benachbarten Bellonatempel mit den Worten beruhigte: „er bringe die Canaille zur Raison" (νουθετῆcαι ἐνίουc τῶν πονηρῶν); eben dieser Sulla hat das empörte Athen, das er mit stürmender Hand genommen, geschont; er sagte, er wolle um der Vielen willen den Wenigen Gnade angedeihen lassen. Um seiner großen Toten willen ist Athen die Verzeihung des Imperators zuteil geworden. Die Geister der großen Freiheitshelden haben Athen vor dem fürchterlichsten Verderben bewahrt."

Ähnliche Töne erklingen auch in der Kulturgeschichte: „Zum Glück kommt die gewaltige Wahrheit in Demosthenes wieder. Man atmet förmlich auf, wenn man von den langweiligen Leierkastenmelodien des Panathenaikus zu den olynthischen Reden kommt. Er will den Athenern nicht gefällig sein; sie sollen in äußerstem Grade ergrimmen. Diese ewig große Erscheinung spricht zu allen Zeiten für Athen. Athen war ein altes Weibchen, das seine Brühe schlürft. Aber es war noch der Spannung

fähig; es konnte bei Chaeronea nicht siegen, aber ehrenvoll durchkämpfen." Die Bewunderung für Demosthenes und die sterbende Republik hinderte diesen universalen, jede historische Erscheinung in ihrer Eigenart intuitiv erfassenden Geist durchaus nicht, auch Alexander dem Großen und seiner welthistorischen Mission in einer Weise gerecht zu werden, daß die Charakteristik dieses Genius vielleicht zum Großartigsten und Erhabensten gehört, was wir überhaupt J. Burckhardt verdanken. Doch hören wir ihn selbst:

„Gehen wir nun zu Alexander und den Diadochen über. Die Welt wurde durch eine μεγάλη φύσις riesigster Art neu orientiert; es ist Alexander der Große. Persien war in physischer und geistiger Abnahme begriffen. Am Hofe sah es entsetzlich aus. Das Reich hätte auch ohne Alexander nicht mehr lange gelebt. Dann wären die Völker ihrer nationalen Barbarei wieder anheimgefallen. Dann wäre wahrscheinlich auch Palästina zum aramäischen Erdwinkel geworden; die neue Religion hätte die weltbeherrschende Sprache nicht gefunden. Es hätten sich wüste Turanier und Parther erhoben; wer weiß, vielleicht Gog und Magog! Die Griechen hätten sich untereinander aufgezehrt, und wir wüßten wenig von ihnen. Es kamen entsetzliche Leiden; aber gerettet wurde das Bewußtsein des Weltzusammenhangs. Es kam, weil Alexander den Orient hellenisierte, wodurch die Römer weiterbauen konnten. Daher kann man nur Mitleid haben mit der jämmerlichen Darstellung von Mr. Grote; er macht den Alexander zum Abenteurer und Landstreicher. Der Mann war leberkrank. Die ganze alte Tradition ist voll von Bewunderung für

Alexander. Er ist der Sohn Philipps, aber nicht possenhaft und verlogen wie dieser, sondern feierlich und pathetisch. Durch den Vater war er Heraklide, durch die Mutter Aeakide. Die Olympias, diese orgiastische Naturmacht, hat ein starkes geistiges Erbteil auf den Sohn übertragen. Nach des Vaters Tode mußte er gleich weiterkämpfen und hat alles mit Kühnheit niedergeschlagen. Nun konnte er sich seiner großen Aufgabe widmen. Er war Krieger von Jugend auf, an Schreckliches gewöhnt, aber auch Schüler des Aristoteles, φιλόλογος καὶ φιλομαθής. Er ist Entdecker mehr als Eroberer. Daher seine scheinbar so unpraktischen Züge; nicht um zu erobern will er an den Hyphasis, sondern um zu entdecken und zu schauen. Man kann ihn nicht ausrechnen. Sein Wandeln ist ein Wandeln wie in einem gottgeführten Traume. Unter Umständen ist er dann wieder löwenkühner Soldat. Es ist eine übernatürliche Kraft in ihm. So zieht er nach Asien. Ins Schmuckkästchen des Darius legt er seine Ilias. Das ist weltgeschichtliche Symbolik, hellenischer Geist in orientalischer Materie.

Dann die große Episode nach Phönizien und Ägypten. Wenn er jene Gegenden hatte, war er sicher gegen die persische Flotte. Herr Grote meint, er hätte sie vielleicht auch so genommen; vielleicht hätte es Mr. Grote gekonnt; Alexander konnte es nicht. Dann hat er Palästina in den großen Strom der hellenischen Existenz hineingezogen. Die Juden sind nun massenhaft in Ägypten. Sie hellenisieren sich so, daß die Septuaginta ihnen nötig wird. Das hellenistische Judentum wurde ein hochwichtiges Ferment zur Verbreitung des Christentums. Auf drei großen

Sachen beruht die gesamte Kontinuität der Weltkultur; es sind: die makedonisch-hellenistische Bildung, die römisch-griechische Bildung und das Christentum. Dadurch wissen wir so viel mehr und dadurch sind wir so viel mehr als all die Völker, welche den belebenden, weltgeschichtlichen Hauch des Mittelmeers nicht verspürt haben. Und all das durch Alexander, den Sohn Philipps. Er hat das Griechentum gerettet, indem er es über die Welt zerstreute. Er nahm auch Gaza und hat es ausgeräumt; er gründet Alexandria nach seinem Namen und vollzieht die Theokrasie. Er erkennt an, daß die Polytheismen sich freundlich sind. Aus makedonischer Superstition ging er nach dem Ammonium und erfuhr, daß Olympias bei der Ermordung Philipps beteiligt gewesen war. Dann seine Gottessohnschaft. Nur so konnte er die Asiaten unbedingt beherrschen. Die Griechen hätten es deshalb nicht nötig gehabt, sich aufs liberale Roß zu setzen. Dann eilt er weiter nach Mesopotamien zur Schlacht bei Arbela. Er saust mit furchtbarem Geschrei vorwärts. Das alte Aeakidenblut war zu stark; nun jagt er dem Darius nach, will ihn begnadigen; er war nicht grausam: cῶcαι τοὺc ἄνδραc war seine Maxime. Er kam an die großen Geldschätze der Perserkönige, Susa und Persepolis. Es sank der Palast von Persepolis. Warum? nicht wegen der gewöhnlichen Träume, sondern aus bestimmter politischer Absicht. Bisher hatten die Persianer geherrscht; das Anzünden des Palastes war eine Meldung in Frakturschrift an hundert barbarische Völkerschaften, daß das Perserjoch zerbrochen sei. Er macht seine Aufgabe fertig, zieht durch alle Ostsatrapien in Schnee und Elend zum Unterschiede von den Arabern, welche im 8. Jahr-

hundert die wüsten Gebirgsregionen liegen ließen. Der Entdecker führt ihn weiter und weiter; er zieht über die fünf Flüsse des Pandschab. Die Reise wird ein beständiges ἐκμαθεῖν. Den Indus befuhr er. Nun kommt die sechzigtägige Rückkehr, verbunden mit namenlosen Strapazen. Aber es gab auch in diesen Zeiten, die von den ermatteten makedonischen Soldaten und Offizieren das Unmögliche verlangten, große Verschwörungen, wie die des Philotas, den er öffentlich durch die Makedonier töten läßt. Solche verräterische Niedertracht und Vasallentücke sind notwendig begleitende Umstände feudalistischer Zustände. Ich halte alle diese Verschwörer für schuldig. Am Hofe Philipps hatte niemand reine Präcedentien. Alexander ist die mildeste Erscheinung aller Temeniden. Er suchte seine starren Makedonier den neuen Verhältnissen anzupassen. Er vermählte 10 000 Makedonier mit den schönsten Orientalinnen. Er selbst nahm die schöne Roxane. Dann arrangierte er die große Kommunion zwischen Orient und Occident bei Opis in Mesopotamien. Auf der einen Seite stehen die Griechen und die μάντεις, auf der andern die Perser und die Magier. Dann spendet er für Asien und Europa und betet dann um Eintracht und Gemeinsamkeit. Alexander war nie ein Gaukler oder Charlatan, wie Alkibiades, sondern immer großartig und ernsthaft. In Babylon empfing er die Fülle von Gesandten, wahrscheinlich auch römische. Er war Kosmokrator, der Herr der Welt, ließ das kaspische Meer ausmessen[1]) und hat die Kossäer gezüchtigt, wobei Mr. Grote Krokodilstränen vergießt; aber es

1) Vielmehr tat dies Seleucus.

war ein höchst niederträchtiges Räubervolk. Es häuften sich die Anzeichen des Todes. Er ließ sich etwas gehen, soll scharf gebechert haben; er bekommt das Fieber und stirbt — nicht von Aristoteles vergiftet —; aber nach solchen Strapazen und Verwundungen ist das nicht unerklärlich. Im Palaste des Nebukadnezar sahen ihn zuletzt die Soldaten. Er war doch ihr Ein und Alles."

Doch ich breche ab; denn unendlich ist die Fülle des Neuen, Geistreichen und Originellen auch im zweiten Teile seiner Kulturgeschichte. Es ist nur zu wünschen, daß die Herausgabe derselben aus seinem Nachlasse nicht zu lange verzögert werde; die Schwierigkeit ist hier allerdings bedeutend, da keine für den Druck vorbereitete Ausarbeitung, wie beim ersten Teil, vorliegt, und der Empfang, welchen die Zunft diesem bereitet hat, ist für den hochverdienten Herausgeber nicht eben ermunternd. Allein hier liegt eine sittliche Verpflichtung vor. Dieses κτῆμα ἐς ἀεί darf nicht im Schweißtuch vergraben bleiben.

Ich erinnere mich, wie ich einst ihn besuchte, als er eben den Abschnitt über die sittengeschichtliche Bedeutung des Cynismus ausgearbeitet hatte — wieder echter Burckhardt, geistsprühend, heiter lächelnd und dabei tiefernst. Er las mir etwa eine Viertelstunde aus seiner Ausarbeitung vor. Die Lektüre hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; zugleich wußte ich bei seiner geheimnisvollen Art das mir geschenkte Vertrauen sehr wohl zu schätzen, das mich gleichsam in die Werkstatt des Genius einen Blick tun ließ. Ich bin J. Burckhardt erst nach meiner Studentenzeit persönlich wirklich nahe gekommen; in den Jahren 1869—1873 war ich

Gymnasiallehrer in Basel. Er und E. Curtius waren während dieser ganzen langen Zeit immer hinter mir her, ich solle mich habilitieren, wozu ich nicht die geringste Lust verspürte. Die Schulwirksamkeit bei einer etwas rohen, aber äußerst gutmütigen und naiven und dabei rührend anhänglichen Jugend gefiel mir ausnehmend; auch hatte ich eine heillose Angst und einen gewaltigen Respekt vor den Studenten; ich meinte, denen nie genügen zu können, bis ein Kollege und älterer Freund das erlösende Wort sprach: „Sei nur getrost; du glaubst gar nicht, wie dumm die Studenten sind.“ Daneben dachte ich auch als Gymnasiallehrer viel behaglicher meinen wissenschaftlichen Lieblingsneigungen folgen zu können und müsse mich nicht der mir sehr widrigen und langweiligen Mühe unterziehen, mich auf dem Gesamtgebiet meiner Wissenschaft au fait zu halten. Allein J. Burckhardt ließ nicht locker; immer stimulierte er mich aufs neue. Er hatte die Gewohnheit, jüngere Freunde auf Spaziergänge mitzunehmen oder sie abends zu sich zu laden. Man war dann immer mit ihm allein; ich wurde von meinen Koätanen sehr beneidet, da mir diese Gunst öfter zuteil ward. Es waren meist schwere Sitzungen. Um neun Uhr stieg man in seine Eremitenklause im Hause eines Bäckers mit einer geradezu lebensgefährlichen Treppe hinauf. Man kam in eine schmucklose Studentenbude. J. Burckhardt, der erste Kunstkenner Europas, besaß keine stilvolle Zimmereinrichtung, wie jetzt jede gebildete und ästhetisch empfindsame Seele. Uns Jüngern imponierte aber gerade das am meisten, daß dieses schöngeistige, kulturgesättigte Genie so absolut frei von allen Bedürfnissen der Außenwelt war, wie die

antiken Philosophen und die heiligen Asketen der mittelalterlichen Kirche. „ἔχω, ἀλλ' οὐκ ἔχομαι. οὕτως ἦν καὶ ἑλέσθαι καὶ καταφρονῆσαι πολύς", das völlig ideale Erhabensein über alle irdische Genüsse gilt, wenn von einem, von diesem großen Toten.

Auf dem Tische war eine Batterie schweren, aber guten Rotweins aufgepflanzt. Dazu rauchte man J. Burckhardts eben nicht hochfeines Kraut. Darin war er ein echter Bürger seines vielgeliebten Italiens, daß ihm jeder Stengel recht war, wenn er nur Luft hatte. Und nun begann der Diskurs, bei dem er selbstverständlich der fast ausschließlich Gebende war. Regelmäßig ging's bis über Mitternacht, oft bis zwei oder drei Uhr. Nun, in jüngeren Jahren gehörte ich zu der Menschenklasse, welche gegen solche echt deutschen und darum auch schweizerischen Gelagfreuden nicht den mindesten Widerwillen empfindet; dazu kam als Würze seine unvergleichliche Unterhaltung, die sich auf alle möglichen Gebiete des Wissens, auf Literatur und Kunst, auf Politik und Religion erstreckte. Es ist gar nicht zu sagen, wieviel Anregung für meinen spätern Beruf ich durch diese Symposia privatissima empfing. Hier ließ er sich auch gehen; er hielt mit seiner oft sehr schroff formulierten Meinung ganz und gar nicht zurück, während er im öffentlichen Leben eine Vorsicht und Zurückhaltung zeigte, die nahezu an Ängstlichkeit streifte. Ich bereue es, nie ein Tagebuch geführt und auch nie systematisch Exzerpte gesammelt zu haben. Wie manches der goldenen Worte Burckhardts ist dadurch meinem Gedächtnis auf immer entschwunden. In gewissen Zeiten besuchte auch J. Burckhardt die Veltlinerhalle oder die Bierbrauerei

Glock in der Äschenvorstadt. Er hatte es dann gern, wenn ein Kreis jüngerer Freunde sich um ihn sammelte. Aber es mußte das gleichsam wie zufällig geschehen. Es durften keine festen Abreden getroffen werden. Noch erinnere ich mich, wie er, eben von einer Kunstreise aus Holland zurückgekehrt, während eines ganzen Abends uns aufs prachtvollste unterhielt durch seine köstlichen Schilderungen der gravitätischen und altfränkischen Mynheers. Für alles Komische oder Barocke hatte er ein scharfes Auge und wußte mit plastischer Anschaulichkeit ein lebensvolles Bild vor unseren Blicken zu entrollen. Brillant war seine Schilderung eines urväterlichen Hotels in Harlem, wo er den Auftrag gegeben hatte, um sieben Uhr geweckt zu werden, aber die ganze Nacht kein Auge schließen konnte wegen eines vorsündflutlichen Carillons, der jede Glockenstunde seine rührseligen Weisen herunterorgelte. Als er zu spät für den Frühzug herunterkam und sich beschwerte, erklärte ihm der hochvornehme und feierliche Sommelier: „On ne part pas à 7 heures.“ Nun legte aber Burckhardt los und wusch ihm in seinem ausgezeichneten Französisch ganz gewaltig den Kopf. Er setzte ihm auseinander, daß, wenn sein Hotel in Zukunft keine fischblütigen Mynheers, sondern zivilisierte Menschen beherbergen wolle, solle es vor allen faire taire ce carillon si déplorable et ridicule avec ses airs mesquins, qui font le désespoir des gens convenables. Der große Haushofmeister war ganz verdutzt und wurde sehr klein. Nach solchen Episoden konnte aber Burckhardt mit hinreißender Begeisterung die dortigen Kunstschätze schildern, in deren Genuß er den Tag über geschwelgt hatte. Solche Abende waren für die Zuhörer unvergeßlich.

Wie gerne würde ich manches aus unserm dialogischen Austausch mitteilen. Aber die Zeit bleicht so schnell die Farben der Erinnerung, und was wir im Augenblicke des Genusses als ewiges Eigentum wähnten, wird gar bald ein blasses Nebelgebilde, das nur noch in unbestimmten Umrissen vor unsrer Seele hinzieht. Wer sich mit J. Burckhardt unterhielt, machte die Erfahrung, welcher Oehlenschläger in bezug auf Madame de Staël so schönen und treffenden Ausdruck gibt. Er verstand es in seltnem Grade in der eignen Brust neue und bedeutende Gedanken zu wecken. Man wuchs selbst geistig im Umgang mit diesem geistigen Riesen.

Nachdem ich Basel verlassen, habe ich von Heidelberg 1873 bis 1878 und von Jena aus kein Jahr unterlassen, bei meinem regelmäßigen jährlichen Besuche in Basel Jakob Burckhardt aufzusuchen. Je mehr er in die Jahre kam, desto mehr freute er sich jedes Zeichens von Anhänglichkeit und Ergebenheit, und trotz alles meines Protestierens erwiderte er regelmäßig den Besuch, bis ihn in den letzten Jahren Altersbeschwerden ans Zimmer fesselten. Es ist gar nicht zu sagen, welch unendliche Anregung ich diesen oft ein- oder zweistündigen Unterhaltungen mit dem geliebten Lehrer verdanke. Unsre Gespräche betrafen fast nie sein eigenstes Gebiet, die Kunstgeschichte; da fühlte ich mich ihm gegenüber zu inferieur, und überhaupt pflegte er Kunstfreunde oder vollends dilettantische Kunstenthusiasten sehr souverän, oft geradezu höhnisch zu behandeln. Einige Äußerungen von wahrhaft blutiger Ironie sind mir noch sehr wohl im Gedächtnis, ich kann sie aber hier nicht wiederholen, da sie z. T. noch lebende und

im Grunde recht verdienstvolle Männer betreffen. Solche gefährlichen Themata mied ich; wir sprachen gewöhnlich über griechische, selten über römische, aber oft auch über orientalische Geschichte. Nach einiger Zeit wandte sich unsre Unterredung gewöhnlich auf das politische Gebiet, und persona grata war ich besonders, wenn ich aus Berlin kam und aus dem Curtiusschen Hause von allerlei interessanten und bedeutenden Menschen, die man dort zu treffen pflegte, oder auch einige nova erzählen konnte. „Sehen sie", pflegte er lachend zu sagen, „ich habe mich längst von der Welt zurückgezogen, aber dennoch frage ich, wie die alten Athener τί νέον"; Ernst Curtius verehrte er mit unbedingter Hingabe, und immer mußte ich von ihm, seinem Leben und seinen Arbeitsplänen erzählen. Köstlich amüsierte es ihn, als ich ihm noch ganz frisch ein reizendes kleines Erlebnis desselben mit dem Kaiser Wilhelm I. erzählte. Es war zur Zeit der eben in voller Tätigkeit stehenden Ausgrabungsarbeiten in Olympia. Curtius war zu dem gewohnten intimen Zirkel des Freitag Abends erschienen und von S. M. mit der Frage begrüßt worden: „Nun, lieber Curtius, was Neues aus Olympia?" Curtius erzählte, daß er sich wirklich erst fassen mußte. Er konnte ja dem Kaiser nicht berichten, daß die Südmauer von Myrons Schatzhaus bloßgelegt sei, oder welche Inschriften man gerade beim Leonideion gefunden habe. Während er noch nachsann, um rasch das Wichtigste zusammenzufassen, lächelte der Kaiser und meinte: „Nicht wahr? es geht Ihnen wie Argelander?" „Wie so? ich verstehe nicht, Majestät." „Nun, als ich einst von Koblenz aus die Bonner Sternwarte besuchte und den Direktor fragte:

„Nun, lieber Argelander, was gibts Neues am gestirnten Himmel?“ antwortete mir dieser ruhig: „Kennen Königliche Hoheit schon das Alte?“ Burckhardt brach in ein wahrhaft homerisches Gelächter aus und wiederholte unter immer neuen Lachsalven: „Kennen Königliche Hoheit schon das Alte?“ Den Abend hatte ich entschieden bei ihm einen Stein im Brett. Sehr häufig betrafen unsere Gespräche die Kirchenpolitik, für die J. Burckhardt ein außerordentlich lebendiges Interesse besaß. Er hat mir einmal gesagt, es sei ganz gut, daß sein Vater, der Baslerische Antistes Burckhardt, ihn genötigt habe, vier Semester Theologie zu studieren. Dann revoltierte er aber gründlich. Gerade in Burckhardts ersten Studiensemestern war mein sel. Vater von seinem nahen Freunde und Gesinnungsgenossen, Ratsherrn und Professor Andreas Heusler, einem der edelsten und idealsten Patrioten und dem bedeutendsten politischen Kopfe der alten Schweiz[1]), als Extraordinarius für Geschichte nach Basel berufen worden. Burckhardt zählte zu seinen intelligentesten und eifrigsten Zuhörern. Mein Vater pflegte zu erzählen, wie ihn der

1) Andreas Heusler und Peter Merian, die Leiter des 1833 geschaffenen Halbkantons Basel-Stadt, galten als die eigentlichen Säulen des schweizerischen Konservatismus und Föderalismus vor 1847. Daher erhielten sie einst auch den Besuch des Generals von Gerlach und des Herrn von Thadden-Trieglaff, die gerade auf einer Schweizerreise begriffen waren. Bei dem (1847) gestürzten Bürgermeister Burckhardt verbrachten sie gemeinsam einen sehr interessanten und anregenden Abend. Indessen es erging den Schweizern mit den Ostelbiern auch diesmal wie im Reformationszeitalter beim Religionsgespräch zu Marburg. Sie hatten einen andern Geist. „Weißt Du,“ sagte auf dem Nachhausewege Peter Merian zu Heusler, „neben diesen Herren sind wir doch die reinsten Jakobiner!“

würdige und gleichfalls sehr geschichtskundige Antistes einmal herzlich gebeten habe, er möge doch mit seinem Sohne reden; er sei wohl der einzige, der ihn zum Festhalten an dem ihm zugedachten Berufe bewegen könne. Aus Hochachtung für den würdigen Pfarrherrn ging mein Vater, wenn auch ungern, ans Werk. Allein kaum hatte er begonnen, von der hohen Bedeutung des theologischen Studiums und von den bedenklichen Seiten des Umsattelns zu sprechen, so begann Burckhardt mit der ihm eigenen Eloquenz und einer Fülle von Gründen, die er in durchaus logisch geschlossener Reihenfolge einen nach dem andern aufmarschieren ließ, ihm auseinanderzusetzen, daß er zwar hohe Achtung vor dem Theologiestudium habe, daß es aber für ihn persönlich die purste Unmöglichkeit sei, sich einer andren Wissenschaft, als der Geschichte, zu widmen. Genug, er überzeugte meinen Vater dermaßen, daß dieser zum Antistes ging, um ihm mitzuteilen, er begehe ein Unrecht an seinem Sohne, wenn er versuche, seine festen Studienentschlüsse, die ganz der Historie angehörten, umzustoßen. Schweren Herzens gab der Vater nach. J. Burckhardt trennte sich nun vollständig auch innerlich von seinem bisherigen Studium, und eine fast fanatisch antichristliche, durch seine Freundschaft mit dem Kinkelschen Hause geförderte Stimmung blieb in jüngern Jahren ein unverkennbarer Grundzug seines Wesens, wovon Zeugnis auch der Konstantin ablegt mit seiner harten und ungerechten Beurteilung des Eusebius und anderer Kirchenmänner. — Später hat er ganz anders und viel ernster geurteilt. Die historische Größe und die sittliche Macht der Kirche hat ihm sichtlich sehr imponiert. In seinem Alter sind

ihm auch die Gedanken des platonischen Phädon teuer geworden, wie er mir einmal in einer geweihten Stunde darlegte. Natürlich hütete ich mich bei seinem diffizilen und etwas argwöhnischen Naturell von mir aus jemals auf diese höchsten Fragen einzugehen.

Besonders lehrreich für mich war in der alten Geschichte sein unbestechliches Urteil und sein Meiden aller ausgefahrenen Geleise. Durch keine Zunft- oder Modemeinung ließ er sich beirren; Schulautoritäten imponierten ihm bedenklich wenig. Unentwegt stand er zu einem von ihm für richtig gehaltenen Satze, mochte die herrschende wissenschaftliche Strömung noch so sehr das Gegenteil lehren. Schon vor 30 und 40 Jahren, wo die törichte Liedertheorie noch das unumstößliche Dogma der meisten Philologen war, glaubte er an den historischen Dichter Homer, den einheitlichen Verfasser von Ilias und Odyssee, und gab dieser Anschauung in den Vorlesungen über alte Geschichte wie über griechische Kulturgeschichte ebenso entschiedenen als wohlbegründeten Ausdruck. Den Zunfthäuptern, namentlich den Philologen, war er nicht eben hold, es mag das mit seiner unversöhnlichen Gelehrtenfeindschaft gegen seinen germanistischen Kollegen, Wilhelm Wackernagel, zusammenhängen. Er hegte gegen die richtigen Stockphilologen einen tiefen Widerwillen und nannte sie nur die viri eruditissimi. „Sehen Sie," sagte er mir einmal, „in der Geschichte sind sie einfach unerträglich. Sie meinen immer, sie säßen auf dem Schulkatheder und hätten Schulzensuren zu erteilen. Es ist unausstehlich, wie sie unsre Alten malträtieren. Wissen Sie, wie sie's machen? Der

Herr Direktor, im ganzen Hochgefühl seiner Würde, stellt sich vor die erste Bank und ruft: Du, Sophokles, komm mal raus; Deine schriftlichen Arbeiten haben meine Zufriedenheit erworben; ich gebe Dir Note I; aber Dein Betragen ist nicht ohne Tadel. Hör', ich habe da eine Geschichte beim Athenäus gelesen von dem Knaben, der Dir die Chlamys stahl. So etwas darf nicht wieder vorkommen. Was werden Deine braven Eltern denken! Jetzt komm Du, Alexander. Du hast brave Fortschritte in der Erdkunde zu verzeichnen. Aber Klitus und Parmenio brauchtest Du nicht zu töten. Auch Vergötterung ziemt sich nicht für irdische Menschen. Einige Deiner Feldzüge waren unnötig und kosteten auch zu viel Geld und Menschenleben. An der Roxane hättest Du eigentlich genug gehabt; warum nahmst Du Dir noch die Barsine hinzu? Schäm' Dich. Du bekommst Note V. Sehen Sie, so verschimpfieren sie unsre genialsten ἡμίθεοι."

Vor wirklicher Gelehrsamkeit hatte er einen tiefen Respekt. Mit warmer Liebe und unbedingter Verehrung konnte er z. B. von A. Boeckh sprechen. Dagegen, wer sich im geringsten der Pedanterie schuldig machte, den trafen die Pfeile seines Spottes. Wir kamen einmal auf die eben geschehene Gründung des Vereins zur Reinigung der deutschen Sprache zu reden. J. Burckhardt liebte die Fremdwörter und machte starken Gebrauch von ihnen. Er lächelte daher über die Tendenzen des neuen Vereins: „Die Pedanten und Schulmeister freuen sich, daß sie jetzt mit roter Tinte auch die Aufsätze der Klassiker und anderer guter Schriftsteller anstreichen dürfen. Welch feine Nüancen drückt oft nur das Fremdwort aus,

und das wollen wir aufgeben, weil es den Herren mit dem Knöpflistecken[1]) so gefällt. Nein, da mache ich nicht mit."

Manchmal war Burckhardt etwas boshaft; er freute sich sehr, wenn feierliche Gelehrte hineinfielen. Er konnte z. B. nicht müde werden, die Simonidesgeschichte mit Dindorfs und Lepsius' Unfall immer wieder aufzuwärmen. Er amüsierte sich königlich, wie uns Curtius einmal in Basel mit seiner plastischen Anschaulichkeit als Augenzeuge die Akademieszene schilderte, wo Pertz dem Sekretär diktierte, er habe schon den und den Tag ins Tagebuch notiert, Uranios könne unmöglich echt sein, und wie Boeckh unaufhörlich, sich die Hände reibend, wiederholte: „Ich habe mich nie geirrt, ich habe mich nie geirrt." „Der echte Philologe," sagte Curtius. Das war natürlich Wasser auf Burckhardts Mühle. Eine Lieblingsgeschichte, die ich als anständiger Mensch natürlich des öftern über mich ergehen lassen mußte, war die von dem anonymen Aufsatze im Rheinischen Museum, wo ein armes Schulmeisterlein aus dem Sauerland seine Aporien gegen Lepsius' Rekonstruktion der manethonischen Dynastienreihe mit der berühmten Zahl 3555 vorbrachte und dieselbe völlig über den Haufen warf. „Wissen Sie," sagte er, „wer hinter diesem Anonymus steckte? Kein Geringerer als Löbell!" Indessen gegen die wirklich großen Eigenschaften von Lepsius, dieses stolzen, aber, wie wir heute immer deutlicher sehen, sehr bedeutenden und gegen nähere Freunde unbeschreiblich liebenswürdigen

---

1) Schweizerischer Provinzialismus für das Instrument der handgreiflichen Beweise beim Schulunterricht.

Gelehrten war Burckhardt ganz ungerecht, und von solchen vorgefaßten festen Meinungen ließ er sich durch meine bescheidenen Einwände durchaus nicht abbringen.

Sein glänzend richtiges Urteil zeigte er bei Besprechungen über die keilschriftlichen Funde. Gutschmids einst so berühmtes, heute vergessenes Buch „Neue Beiträge zur Geschichte des Orients“, welches bei seinem Erscheinen die ganze Orientalistenzunft kopfscheu machte, hat ihm so wenig, als dem Sanskritaner Böhtlingk [1]), imponiert. Mich, als den neben Schrader am unsanftesten gezausten, erbaute das natürlich höchlich. Er riet mir jedoch: „Schreiben Sie nichts dagegen; das hat keinen Zweck. Die Wahrheit kämpft sich besser ohne Polemik durch.“ Leider bin ich seinem Rate gefolgt und habe meine Streitlust sehr inopportun unterdrückt [2]). Vielfach drehten sich unsre Gespräche um die Anfänge der orientalischen Staaten, wo sein weiter Blick und seine Kenntnis der historischen Verläufe fast aller Völkergeschichte oft geradezu intuitiv das Richtige schaute und darlegte. Wir sprachen einst über Genesis XIV,

1) Letzterer sprach mit mir einmal über das Buch und freute sich sehr, als ich ihm mitteilte, genau wie er urteile auch J. Burckhardt in Basel.

2) Ich muß übrigens bekennen, daß in einem Punkte, wo ich absolut im sonnenklarsten Rechte war, nämlich über den Ursprung der Venus Erycina, mir Gutschmid auf meine private Entgegnung hin gleichfalls in einem (noch von mir aufbewahrten) Privatbriefe höchst loyal vollkommene amende honorable gewährte. Ich erwähne das nur, weil die heutigen wissenschaftlichen Antisemiten Gutschmids Bonmot vom παμπορνεῖον von Ninive, in das E. Curtius die griechischen Olympier gesteckt haben soll, mit wenig Witz und viel Behagen immer wieder aufzuwärmen pflegen.

die Geschichte der vier Könige mit Abraham. „Sehen Sie,“ sagte Burckhardt, „das ist uralte Überlieferung und Echtestes vom Echten. Das ist ein erratischer Block, ein Kapitel aus einer uralten Königsgeschichte Vorderasiens, das sich, Gott weiß durch welche Umstände, in die jüdische Tora verirrt hat. Daß die viri eruditissimi das Kapitel für jung und spät und gar für nachexilisch halten, sieht ihnen gleich. Uns muß das zur größten Vorsicht mahnen. Denn gerade daß diese es verdammen, ist eine starke Präsumption für die Echtheit.“ Ich stutzte da freilich, weil mir auch nur die Möglichkeit einer solchen vorderasiatischen Königsgeschichte einfach undenkbar schien. Jetzt haben die Tell-el-Amarna-Funde und die aus ihnen resultierenden Ergebnisse, daß das Altbabylonische als lingua franca und Diplomatensprache schon lange vor 2000 durch ganz Vorderasien galt, und daß seit dem grausten Uraltertum babylonische Kultur durch alle diese Gebiete verbreitet war, uns ganz neue und vollkommen überraschende Perspektiven eröffnet, deren Tragweite sich auch noch entfernt nicht überschauen läßt[1]). Burck-

---

1) In einem Gespräche, welches ich neuerdings mit einem der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der altorientalischen Geschichte hatte, gab dieser mir unumwunden zu, daß die Geschichte, entgegen seinen frühern Aufstellungen, recht alt und vorexilisch sein könne. Er leugnete auch nicht, daß der Geschichte von dem Überfall Abrahams und seiner 318 möglicherweise eine Tatsache zugrunde liegen könne. Die Parallelen aus der Geschichte des Pharao Pepi (Phiops) und der Karduchenfeldzüge der Großkönige sind da zu schlagend und belehrend. Bedenken erregten ihm nur noch die mythischen Völkerschaften der Susim, Rephaim und Horim. Die Rephaim sind ja die Hadesbewohner der Phönizier. Auch dieser Grund kann kaum als stichhaltig angesehen werden. Ganz ähnlich waren für die historischen Bewohner

hardt urteilte hier genial richtig mit dem Propheten-blick des echten Historikers, trotzdem er von orientalischen Sprachen außer dem Hebräischen keine Ahnung hatte.

In der griechischen Geschichte hegte er eine unbegrenzte Verehrung für E. Curtius. Die poetisch künstlerische Natur, die formvollendete Darstellung waren ihm überaus sympathisch. In seiner griechischen Kulturgeschichte begegnen wir auf Schritt und Tritt Ausdrücken der Verehrung für diesen Forscher. Im Abschnitt vom agonalen Zeitalter, womit J. Burckhardt die Epoche bezeichnet, wo der Adel mit seinem Olympiasport noch geistig dominierte, schildert er sehr lebendig das Zusammenströmen der Griechen aus allen Kolonien zu dem penteterischen Feste. „Hier sah man, wie Curtius unendlich schön sagt, wie groß die griechische Nation war.“ Er wurde nicht müde, seinen Zuhörern gewisse Abschnitte bei Curtius als Lektüre zu empfehlen. Umsoweniger Geschmack konnte er Mommsen abgewinnen; schon die Sprache und das stark realistische Kolorit waren ihm sehr unsympathisch. „Curtius ist ein Priester der Wissenschaft,“ sagte er mir einmal. „Wenn der spricht, so ist es allemal ein Lied aus dem höhern Chor.“ Als Curtius und ich 1871 als Gäste des preußischen Gesandten

Kariens die alten Leleger mit ihren ἐρύματα mythische Recken der Sagenzeit, und für die heutigen Griechen, die sich Ῥωμαῖοι nennen, sind die Ἕλληνες förmliche Riesen der Urzeit oder Djins (Hellenikó, Hellénon Lithári). Wie so oft ist die verachtete Tradition wieder einmal gut, und das, was wir methodische Kritik des XIX. Jahrhunderts nennen, spottschlecht. Wir müssen eben unaufhörlich umlernen. Seit den letzten fünfzehn Jahren spürt das jeder Lehrer der alten Geschichte an der höchst verdrießlichen und offenbar noch lange nicht aufhörenden notgedrungenen Revision und Umarbeitung seiner Hefte.

zu Konstantinopel in leichtem Kaik von Bujukdere nach Anadoli Hissar schaukelten, kam die Rede auf J. Burckhardt, dessen Cicerone dem Grafen wohlbekannt war. Ich zitierte das oben erwähnte Urteil J. Burckhardts über Curtius, wobei dieser in sein bekanntes schallendes Gelächter ausbrach. „Sagen Sie Professor Burckhardt, das sei nett von ihm; er soll noch mehr solche bons mots machen," rief der Graf in heiterster Laune. Natürlich rapportierte ich, nach Basel zurückgekehrt, getreulichst. „Jesses, Jesses, was machen Sie für unvernünftige Sachen!" war die Quittung; allein an dem vergnüglichen Lachen bemerkte ich doch, daß auch der eifrige Republikaner Burckhardt nicht ganz unempfänglich für standesherrlich gräfliches Lob war. Seine Antipathie gegen Mommsen war mir lange ein Rätsel, da ein sehr merkwürdiger Zug diesen beiden großen Historikern gemeinsam ist und genau so bei Heinrich Leo wiederkehrt. Letzterer, von der heutigen Generation viel zu sehr vernachlässigt und vergessen, fesselt uns trotz seiner etwas gichtbrüchigen Moralität durch die Kraft, die Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit seines Wesens. Sehr richtig hat Karl Schwarz von ihm gesagt, daß er im Grunde desselben trotz allem Supranaturalismus und spätern Gnadenstande ein derber Naturalist gewesen sei, ein Freund jeder Gewalttat und jeder vollen und ungebrochenen Kraftäußerung. Dies steigert sich bei diesem Vorkämpfer der Kreuzzeitungspartei und Mitarbeiter am Nathusiusschen Volksblatte bis zum Kultus des ruchlosen, aber genialen Kraftmenschen. Gerade in diesem naturalistischen Zuge, in diesem Verachten alles abstrakten Denkens, alles ab-

geblaßten Doktrinarismus berührt er sich mit Mommsen und mit Burckhardt, d. h. mit Männern, die eigentlich nach ihrer ganzen Anschauungsweise als die entschiedensten Antipoden des geistvollen Reaktionärs Leo erscheinen müßten. Für Mommsen ist charakteristisch die Verherrlichung des hocharistokratischen, aber kraftvollen Blutmenschen Sulla. In seinen politischen Anschauungen und Maßnahmen ist Sulla das völlige Widerspiel alles dessen, was dem Historiker teuer und heilig ist; trotzdem zieht jenen eine unwiderstehliche innere Sympathie zu Sulla hin; er freut sich an der rücksichtslosen Kraftentfaltung und dem hohnvollen Haß gegen alle Ideologen. Ein verwandter Zug ist unschwer auch bei Burckhardt zu erkennen. Wie derselbe von den Borgias und jenen fürchterlichen Gewaltmenschen des Cinquecento dachte, ist allen geläufig. Später bereute er seine diesbezüglichen Auslassungen; er sagte, seine übermütigen Expektorationen hätten schlimm auf die jüngere Generation gewirkt, die ihn in allem und auch hierin vergötterte. Wie nun Mommsen die Gewaltmenschen der Bücher verherrlicht und dem Gewaltmenschen von Fleisch und Blut wenig Sympathie entgegenbringt, so auch J. Burckhardt. Wie Mommsen war auch Burckhardt für Bismarck nicht zu haben; bei Burckhardt beobachten wir das in der Geistergeschichte nicht seltene Phänomen, daß gerade geistig überaus fein konstruierte und zart organisierte Naturen das Bedürfnis nach einer Ergänzung ihrer halbweiblichen Geistigkeit durch ein theoretisches Schwärmen für physische Kraft und selbst brutale Roheit empfinden. Allein wenn ihnen dann solche Kraftgenies in der realen Wirklichkeit begegnen, fühlen

sie sich aufs äußerste abgestoßen. So ging es auch Burckhardt. Der Enthusiasmus für die Kraftmenschen und der Kultus der grundsatzlosen Heroenphysis erhielt der Welt der Realitäten gegenüber sein schärfstes Dementi.

So steht J. Burckhardt in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu den beiden großen Heroen des XIX. Jahrhunderts und seiner absterbenden Kultur. Bismarck, der staatsmännische Genius, war von ihm nie völlig verstanden und kongenial beurteilt worden. Auch Nietzsche betrachtete er bei aller hohen Anerkennung und trotz liebevollem Eingehen auf seine einsamen Gedankengänge in letzter Linie immer etwas skeptisch, soweit das eben einem jüngern, ihn rückhaltlos bewundernden Kollegen gegenüber seine echt französische Höflichkeit zuließ. Als „die Geburt der Tragödie" erschienen war, äußerte er sich mir gegenüber voll Bewunderung, aber mit jener nicht sehr angenehmen Bewunderung, der man es sofort anmerkt, daß sie im Grunde nur schlecht verhüllte beißende Ironie war. So ist es in der Tat auffällig, daß Burckhardt, wie wenige ein echter Sohn des 19. Jahrhunderts, diesen beiden genialen Trägern und letzten Verteidigern seiner Kultur nicht mit dem Verständnis entgegengekommen ist, wie wir wohl wünschten. Mit Titanengewalt hat Bismarck den von der Bildungsaristokratie beherrschten Staatsorganismus unsrer Zeit gegen die von unten anstürmende demokratische Hochflut verteidigen und halten wollen. Doch bereits der große französische Denker, A. de Tocqueville, hat die demokratische Strömung als unwiderstehlich bezeichnet, und Bismarck, der letzte Damm, ist hinweggeschwemmt worden. Ähnlich hat

Nietzsche die ungeheure Wahrheit des Individualismus und das Recht des Individuums noch einmal mit glänzender Genialität gegen die modernen Herdenmenschen und ihre sozialen Ideale verteidigt und unter der gebildeten Jugend aller Nationen zahlreiche enthusiastische Anhänger und Gläubige gewonnen. Umsonst. Auch er schwimmt gegen den Strom. Seine Jünger, zu denen vielfach die besten unsrer Nation gehören, sind den letzten Neuplatonikern zu vergleichen; seine und ihre Ideale wurzeln in der aristokratischen Vorzeit; sie sind, sich selbst vielleicht unbewußt, die letzten Fackelträger einer untergehenden Gesittung. Aber ob ihre Gedankenwelt nicht eine schönere und bessere Welt gewesen ist, als was uns bevorsteht im neuen Jahrhundert, an dessen Schwelle wir heute besorgten Blickes stehen? —

Hier wäre nun gerade Burckhardt als rückwärtsgewandter Prophet berufen gewesen, ein erlösendes Wort zu sprechen. Er hat es nicht getan, sicher nicht tun wollen und vielleicht auch nicht tun können. Wenn dies richtig ist, so mag der Grund mit darin liegen, daß er den geistigen Heroen unsrer Zeit, wenigstens dem Heros auf politischem Gebiete, zu skeptisch und kühl gegenüber gestanden hat.

Doch wir wenden uns wieder zu meinen Burckhardtsdialogen zurück.

Natürlich begegneten sich, von Konstantin ausgehend, unsre Gespräche häufig auf byzantinischem Gebiete. Ich bewahre noch ὡς μέγα χρῆμα seinen letzten Brief, geschrieben im Oktober 1896, vier Wochen etwa, nachdem ich zum letzten Male ihn gesehen und gesprochen hatte. Schon ein Jahr zuvor war er durch Asthma und Gicht so hergenommen, daß ein ihm ver-

wandter und befreundeter Basler Arzt mir mitteilte, er glaube kaum, daß Burckhardt noch das Frühjahr erleben werde. Nun hatte ich ihm meine byzantinische Kaisergeschichte versprochen. Allein die Edition des Krumbacherschen Wälzers verzögerte sich aus verschiedenen Gründen noch einige Wochen. Ich schrieb nun an Kommerzienrat Beck, und liebenswürdig und entgegenkommend, wie dieser Buchhändler zu sein pflegt, stellte er mir schleunigst ein Exemplar der von mir bearbeiteten Abteilung zusammen, sobald er erfuhr, daß dasselbe für den greisen Forscher bestimmt sei. So erhielt dieser sein Exemplar vier Wochen vor der Buchausgabe. In dem mit zitternder Hand geschriebenen Dankesbriefe fordert er mich auf, eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des byzantinischen Reiches zu schreiben, und gibt mit dem Blicke des Meisters und Kenners mir die Grundlinien meiner Arbeit an. Hier ist er:

„Basel, 5. Dezember 1896.

Verehrter Herr!

Alt und schon sehr von Kräften, habe ich mich doch an manchen Stellen in Ihren „Abriß der byzant. Kaisergeschichte“ hineingelesen und mit Erstaunen das gewaltige Wissen und die gleichmäßige Kraft der Verarbeitung wahrgenommen. Wie mancher ganz rüstige Dozent aber, welcher über den großen Zusammenhang der byzantinischen Dinge unter sich und mit den Feinden ringsum und mit dem Occident in aller Eile Bescheid wissen sollte, wird nun Ursache haben, Ihnen dankbar zu sein, auch wenn er es nicht an den Tag gibt.

Ich für meine Person konnte nur sagen, daß ich

die Lücken meines Wissens wenigstens fühlte und bisweilen rasch uud raubweise in die Quellen zu gelangen suchte; in den Zeiten des Justinian, dann später beim Theophanes und seinem Kontinuator, und dann wieder bei dem Porphyrogenitus, dessen de caerimoniis ich genau durchnahm, um nur wenigstens auf die durchgehenden Lebenszüge dieser byzantinischen Existenz zu kommen; sonach nahm ich einfach den Cedrenus vor, wenn er schon nur ein Überarbeiter ist, und exzerpierte ihn bis zum Tode des Tzimisces. Späteres Quellenlesen bis unter die Palaeologen war nur sehr desultorisch[1]), und wenn ich sechs Seiten herunter hatte, ließ ich die Folianten wieder liegen; denn wahrhaftig jeder Tag hat in unsrem Dozentenleben wieder seine eigne Plage.

Nun weiß ich nicht, ob irgend etwas Zusammenhängendes über Leben und Wesen der Untertanen des Reiches, so etwas Kulturgeschichtliches, etwa aus der Zeit der Makedonischen Kaiser vorhanden ist, nämlich lesbar und deutsch. Sollte es nun nach den furchtbaren politisch-militärischen Strapazen im „Abriß“ nicht eine wahre Erholung für Sie sein können, solche Bilder zusammenzustellen, von der Hauptstadt bis ins Bauerndorf, von der Archontenfamilie bis zum Gewerbsmann und Kaufmann, von den großen Hierarchen bis auf Klöster und Einsiedler? Dazu noch der Grad der freien Geisterbeschäftigung aus der nicht mehr ganz unbeträchtlichen „schönen Literatur“. Sie werden mich etwas keck und überflüssig finden mit

1) Wieder seine Bescheidenheit. Ich erinnere mich, daß er mir, als er einmal Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts las, gesprächsweise mitteilte, er habe eben den Phrantzes durchgelesen und exzerpiert.

solchen Ratschlägen, allein bei Ihnen finden sich so viele Kräfte und Vorteile für ein solches Unternehmen vereinigt, und zu allem noch Kenntnis von Land und Leuten, wie sie heute sind!

Dies alles aber wäre nicht unser bis auf jedes Stäubchen anekdotisch ausgebeuteter Westen, sondern eine für jedermann fremde neue Welt, welche doch auch wohl ihre graziösen Seiten gehabt haben wird. Dixi usf.

Mein Befinden ist leidlich, kann aber jede Stunde anders werden und mit jeder Art wissenschaftlicher Anstrengung hat es ein völliges Ende.

Vom Weltlauf nehme ich nur noch Notiz, soweit es sein muß, und Freude habe ich nicht daran, und, soviel ich sehe, andre rechte Leute auch nicht. Wir hätten aber, als Sie hier waren, doch näher davon reden sollen.

Mit bestem Dank und allen guten Wünschen zum neuen Jahr

Ihr ergebener

J. Burckhardt."

Welch wehmütigen Eindruck machen diese Schlußworte!

Wenn ich über seinen Konstantin sprach und ihm bekannte, wieviel ich daraus gelernt, und wie dieses Buch erst mich zum ernsthaften Studium der Byzantiner gebracht habe, pflegte er zu lachen: „Mein guter Konstantin! Wie war ich doch noch grün, als ich den schrieb. Was wollen Sie? Das Buch ist ja längst vergessen!" Da ich aber mit Beharrlichkeit öfter auf den Gegenstand zurückkam, merkte ich doch, daß er gern dabei verweilte. Bekanntlich ist Kon-

stantin das einzige seiner Werke, welches er nicht fremder Mißhandlung preisgegeben, sondern selbst einer zweiten Bearbeitung gewürdigt hat. Er sandte mir dieselbe mit einer echt burckhardtischen Widmungsepistel; ich hatte ihm eben meinen Julius Africanus übersandt. Er überschüttete mein Opus mit den kolossalsten Elogen, wo man zwischen den Zeilen die schärfste Ironie hindurchlesen konnte. Er bewunderte einen Menschen, „der durch Meere von Schwierigkeiten und alten Täuschungen so kühn und glücklich (?) hindurchschwimmen" konnte. „Für Forschungen von solcher Flugweite", wo Ahnung und Kombination die Hauptsache, erklärte er sich für ewig inkapabel. Er hat also im Grunde ähnlich wie Georges Perrot geurteilt. Dieser fragte mich einst, womit ich mich beschäftige. Ich erwiderte, mit der Bearbeitung der Fragmente des Julius Africanus. „Ah! vous aimez donc le genre ennuyeux." Diese Wahrheit drückte nun allerdings Burckhardt in etwas liebenswürdigerer Form aus.

Unsre Meinungen über Konstantin gingen allmählich auseinander. Ich sagte ihm, de mortibus persecutorum sei doch von Lactanz und rekapitulierte ihm Hunzikers einleuchtenden Beweis, der mir auch durch die neuern entgegengesetzten Argumentationen in keiner Weise erschüttert erscheint. Burckhardt machte wenig Einwendungen: „Es macht dem Lactanz keine Ehre; nein, es macht ihm keine Ehre. Es ist ein Traktat von ganz unheimlichem Fanatismus." Dann ging es scharf über Eusebius her. Es bedurfte meines ganzen großen Respektes vor Burckhardt, um meine diametral entgegengesetzte Meinung so völlig zu unterdrücken und ein sacrifizio dell' intelletto zu

bringen. Solche antikirchlichen Streifzüge waren Rudimente seiner Jugendentwicklung, die er von Jahr zu Jahr mehr abstreifte. In Konstantin sah Burckhardt einen genialen Menschen, der die kirchlichen Dinge lediglich nach Gesichtspunkten der politischen Zweckmäßigkeit beurteilte; Konstantin selbst war nach ihm, wie alle Genies, religiös indifferent. Den frommen Sohn der Kirche hat nur der verlogene Panegyrikus des Bischofs Eusebius aus ihm gemacht. Diese, in der Hauptsache noch heute herrschende, von so bedeutenden Forschern, wie Brieger und K. J. Neumann, im Grunde geteilte Auffassung Burckhardts ist falsch und völlig unhaltbar. Das Richtige hat neben Seuffert, der den aufrichtigen und mit den Jahren sich verstärkenden christlichen Charakter der kaiserlichen Legislation betonte, vor allem Seeck gesehen. Die Kreuze ließ Konstantin beim Feldzug gegen Maxentius nicht aus berechnender Klugheit auf die Schilde seiner barbarischen und großenteils heidnischen Krieger heften; vielmehr waren sie in seinen und seiner Soldaten Augen höchst wirksame Talismane des hochmächtigen Christengottes, der auch Galerius für seine blutigen Frevel so furchtbar gezüchtigt hatte. Es ist ein barbarisches und rohes Soldatenchristentum, dem Chlodovechs oder Friedrich Wilhelms I. vergleichbar, aber keine Heuchelei. Der jugendliche Burckhardt stand noch zu stark unter dem Einflusse Gibbons und Voltaires und seiner geliebten Enzyklopädisten. So konstruierte er einen Konstantin à la Pompal, Tanucci oder Kaunitz, von dem der historische Konstantin natürlich toto coelo verschieden ist.

Sehr stark waren auch auf wissenschaftlichem Gebiete seine Sympathien und Antipathien. Zu letz-

tern gehörte Aristoteles. „Ich nehme immer wieder einen Anlauf, ihn zu bewundern“, sagte er mir einmal, „aber es gelingt mir nicht. Ich habe eben wieder einige Bücher der Politik und der Ethik gelesen. Viel ists gerade nicht. Der gute Mann müht sich mit der πόλις ab zu einer Zeit, wo sie in Gottes Namen physisch und moralisch fertig war. Er ist doch kein wahrer Politiker, vielmehr ein Gelehrter und Antiquar. Sehen Sie, da konstruiert er: Die Einheit der πόλις machen nicht die τείχη aus; denn den Peloponnes könnte man mit einer Mauer umgürten. Dann wäre ja auch Babylon eine πόλις, das doch mehr den Umfang eines Volkes als einer Stadt hat, und man erzählt, am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt hätten einige Quartiere noch nichts davon erfahren. Sehen Sie, als richtiger Büchermensch schöpft er seine Kenntnis Babylons aus Ktesias oder sonst einem ergötzlichen Lügner der griechischen Vorzeit, während der von ihm erzogene Herrscher in Babylon residiert und an Stelle der lebensmüden πόλις eine zukunftreiche, kulturspendende Monarchie setzt. Seine politischen Studien sind historisch-antiquarische Studien. Für die neuen großen Aufgaben des Hellenismus, welche sein genialer Schüler eben zu vollziehen im Begriffe ist, geht ihm jedes Verständnis ab. Er ist ein durchaus rückwärtsgewandter Geist. Seine Ethik ist schwach und enthält bisweilen bedenkliches Zeug; es ist eine Anweisung der besten Art, wie man die Leute, ohne sie zu choquieren, an der Nase herumführt. Nein, mit Aristoteles bleiben Sie mir vom Leibe; ich kann ihn nicht goutieren.“

Häufig sprachen wir über Politik. Ich kann nicht sagen, daß dies sehr erfreulich war bei allem Esprit,

den auch hier Burckhardt entwickelte. Ich suchte gern solchen Gesprächen auszuweichen; allein er kam mit der größten Bestimmtheit immer wieder auf diese Gegenstände zurück. Da wir bezüglich der deutschen Politik auf grundverschiedenem Standpunkte uns befanden, fühlte ich mich durch seine scharfen Äußerungen oft verletzt, und es war nicht immer leicht die Grenzlinie zu finden, wo der ehrfurchtsvolle Respekt vor dem geliebten Lehrer aufhören sollte und Schweigen als Zustimmung oder Charakterlosigkeit gelten konnte. Er liebte Deutschland entschieden nicht, und mit der deutschen Entwicklung seit 1866 und 1870 hatte er sich nie recht befreunden können. Auch die Hohenzollern verehrte er nur sehr à distance. Respekt hatte er nur vor der deutschen Kultur und der deutschen Wissenschaft. Seine politischen Ideale gehörten sämtlich der Vergangenheit an: das Frankreich des alten Régime, vor allem das Italien vor 1860, dafür konnte er schwärmen. Von der durch und durch korrupten Wirtschaft des republikanischen Frankreichs wie des geeinten Italiens sprach er mit eigentlichem sittlichen Ekel. Für die in beiden Ländern herrschende Ämterjagd erfand er die köstliche, frei nach Hesiod, wenn auch falsch gebildete vox hybrida 'Streberophagie'. Er malte dann in so düstern Farben, daß ich ihm einst, als er wieder seine Schale des Zorns über Deutschland und seine politischen Leiter ausgegossen hatte, lachend sagte, ich freue mich doch in Deutschland zu leben; denn im Vergleiche mit Frankreich, Italien, Rußland usf. herrschten daselbst noch die relativ gesundesten Zustände auch nach seinem Urteil. „Da haben Sie recht", sagte er, „ich bin alt und kann mich in die neue Zeit

nicht schicken. Sie müssens. Ich beneide Sie aber wahrhaftig nicht darum.“ Da hatte ich wieder meinen Treffer weg. An Frankreich und Italien fesselten ihn neben der Kunst vor allem die literarischen Größen, die Italiener der Renaissance und die französischen Enzyklopädisten; diese waren seine Lieblinge, und seine ganze Bildung war von ihnen durchsättigt; sie hatte darum auch entschieden einen echt französischen Anstrich von Feinheit und Eleganz. Auch die neuere France littéraire liebte J. Burckhardt sehr. Maxime Ducamp und er schwärmten gegenseitig für einander. Als ich erstern 1886 auf dem Jubiläum in Heidelberg kennen lernte, trug er mir in der allerreizendsten Form Grüße an J. Burckhardt auf, die diesen ausnehmend erfreuten. Deutschlands Größe prophezeite er immer den Niedergang und zwar in einer so unfreundlichen Weise, daß namentlich in jüngern Jahren ich oft Mühe hatte, mein ruhiges Blut zu bewahren. Als dann durch die Ereignisse von 1890 tatsächlich ein Herabgleiten von der einst so stolzen Höhe begann, meinte er stolz: „Habe ich das nicht immer gesagt?“ Viel Prophetentum gehört nun dazu eben nicht, da nichts auf Erden ewig ist Aber auch hier waren seine Einzeläußerungen so geistvoll und bedeutend, daß ich mich immer wieder von dem Charme dieses seltenen Geistes bezaubern ließ. So definierte er einmal Bismarck als „eine übernatürliche Intelligenz, eine übernatürliche Kraft und einen ganz ordinären Charakter“, eine Definition, gegen deren dritten Teil ich sogleich entschieden und mit Gründen, die er gelten lassen mußte, protestierte.

Eine ganz vorzügliche Quelle für die hinter dem Vorhang sich abspielenden Ereignisse der neuern

französischen Geschichte besaß er an dem charaktervollen, unter dem napoleonischen Régime exilierten Oberst Charras, der nach dem Legendenbericht Viktor Hugos einst Napoleon III. tätlich gezüchtigt hatte.[1]) Daß der Umgang mit einem Militär, der seit der Julirevolution an all den schicksalsvollen Peripetien der französischen Geschichte bis zum Staatsstreich einen so lebendigen Anteil genommen, für den Historiker J. Burckhardt eine Quelle der reichsten Belehrung und allerhöchsten Wertes war, ist eigentlich selbstverständlich. Burckhardt pflegte daher sehr eifrig seinen Umgang. Charras aber, der auch eine literarische Natur war. beklagte sich deshalb meinem Vater gegenüber, Burckhardt besuche ihn eigentlich nur, um sich historisch-politisch zu informieren und ihn auszuholen. Als wenn das für den Historiker ein Verbrechen wäre! Burckhardt würde hier gesagt haben, was er einmal in der Vorlesung über alte Geschichte aussprach: „Man kann sich nicht ausbitten, was Quelle sei. Quelle ist, wo man schöpfen kann.“ Gleichfalls in Basel lebte Charras' Tante, die quecksilbern lebendige und geistig übersprudelnde Charlotte Kestner, die Schwester des römischen Legationsrats, die es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen konnte, daß er „ihre liebe Mutter in so unzarter Weise in die Öffentlichkeit gezogen habe.“ Die ehemaligen Hyperboräer pflegten auf ihren Schweizertouren regelmäßig Fräulein Kestner und gelegentlich auch mein väterliches Haus zu besuchen. So lernte ich denn als blutjunger Mensch von Bunsen, Abeken und Lepsius kennen, und jährlich kam auch E. Curtius. Bei

1) „Et Charras lui donna un soufflet“ in Napoléon le petit.

Fräulein Kestner sah man zuweilen auch J. Burckhardt, der sonst jeder Einladung auswich; ihre nordischen Freunde interessierten ihn eben mehr als seine Mitbürger. 1872 im September telegraphierte mir E. Curtius aus Freiburg, ob J. Burckhardt in Basel sei; nur für diesen Fall wollte er kommen. Er erschien im Auftrag Falks und hatte sozusagen Carte blanche; Burckhardt sollte um jeden Preis nach Berlin berufen werden. Es war die Zeit, wo man, wie Kaiser Wilhelm I. sagte, für die Professoren noch Gründerpreise zahlte. Auch sollten alle seine Wünsche bei seiner Stellung, ev. eine Kombination mit dem Museum, berücksichtigt werden. Curtius hoffte Burckhardt zu überraschen. Allein bei dessen großer Schlauheit gelang das nicht. Ich erkundigte mich vorsichtigerweise bei den Hausleuten, ob Burckhardt anwesend sei — es waren Ferien. Diese bejahten es, meinten aber, sie könnten keine Garantie übernehmen, da er bei dem schönen Herbstwetter oft ganze Tage abwesend sei: Curtius umsonst herreisen lassen durfte ich nicht. Also mußte ich ihn doch persönlich fragen, ob er folgenden Tags zu sprechen sei. Natürlich machte er sogleich seine Kombinationen, und als Curtius kam, lachte er; es war nichts zu machen. Er erklärte, daß es nun einmal sein unwandelbarer Entschluß sei, seiner Vaterstadt zu dienen. Er fügte hinzu, worüber Curtius sich erheiterte, er sei zu alt und ein linkischer Junggeselle, er geniere sich vor der Großstadt usf. Ein gewisses Kokettieren mit seinem Alter und seiner Ungeschicklichkeit war Burckhardt eigentümlich. So war einst der bekannte Bonner Kirchenrechtslehrer, Herr von Schulte, nach Basel gekommen. Ich führte ihn auf die Bibliothek, wo er

in dem reichen Thesaurus der Libri Latini kanonistische Forschungen machen wollte. Zufällig war gerade J. Burckhardt da, und neugierig wie er war, fragte er mich sogleich, wer der Fremde sei. Ich wollte die Herren bekannt machen; doch Burckhardt: „Behüte Gott! mit so berühmten Leuten kann ich nicht umgehen.“ Curtius war sehr traurig über seinen Mißerfolg; er hatte sich ganz außerordentlich auf ein Zusammenwirken mit Burckhardt gefreut und sich viel davon versprochen. Nicht einmal zum Mittagessen bei meinen Eltern wollte dieser erscheinen; indessen um 2 erschien er zum Kaffee. Schon das war bei seinen strengen Einsiedlergewohnheiten ein Ereignis. Er blieb über zwei Stunden im anregendsten Gespräche mit Curtius zusammen. Es war herrlich, diese beiden großen Geister, die sich gegenseitig liebten und verehrten, ihre Gedanken über Geschichte und Kunst austauschen zu hören.

Großen Respekt hat J. Burckhardt immer vor der katholischen Kirche gehabt; er kannte durch seine historischen Forschungen wie durch seine zahlreichen italienischen Reisen diesen gewaltigen Organismus sehr genau, und ich kann es nicht leugnen, er imponierte ihm. Die üblichen antirömischen Warnungsrufe und die krankhafte Jesuitenfurcht vieler Zeitgenossen waren ihm höchst antipathisch; für solche Leute hatte er nur die bittersten und blutigsten Hohnworte. In den 70 Jahren war ich mehrfach, wenn ich kam, persona gratissima bei ihm, da ich ihm nicht selten Neues oder Geheimes aus kirchlichen Kreisen mitteilen konnte, das mir durch die Verbindungen und Reisen meines Vaters bekannt geworden war. Besonders frappierte ihn eine Äußerung, welche 1870

der Kardinal von Prag meinem Vater gegenüber getan hatte. Als hochadeliger Grandseigneur war Schwarzenberg über die kleinliche Geheimniskrämerei diplomatischer Monsignori dritter Garnitur hocherhaben. Er zeichnete in festen Strichen das Programm des Klerikalismus, wie es während des Konzils die Leiter in Rom festgesetzt hatten: Organisation einer katholischen Partei in Belgien, der Schweiz, den österreichischen Alpenlandschaften und vor allem in Deutschland und Frankreich. Mit welchem Geschick und welcher Konsequenz ist das in dem verflossenen Vierteljahrhundert durchgeführt worden! Dabei äußerte der Fürsterzbischof kaltblütig: „Wir haben unsre ganze Sache auf die Völker gestellt; mit der Monarchie rechnen wir nicht mehr.“ Diese Äußerung frappierte Burckhardt im höchsten Grade; er wurde ernst und sehr nachdenklich. Auch später kam er mehrfach darauf zurück und äußerte mir gegenüber einmal gesprächsweise: „Sehen Sie, diese Prälaten haben eine äußerst feine Witterung für die kommenden Dinge. Sie verstehen die Zeichen der Zeit. Schwarzenberg als Grandseigneur kennt seine Leute von Grund aus. Das ist eine bodenböse Sache. Von den Habsburgern und vollends den Bourbonen wollen wir gar nicht reden; aber auch mehrere unter den deutschen Häusern, die noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts alle auswärtigen Throne bevölkert haben, zeigen ein hippokratisches Gesicht. Wenn nicht die unglücklichen Ebenbürtigkeitsgesetze, ein trauriges Erzeugnis der Zopfzeit, gründlich beseitigt und Ehen mit dem physisch noch so gesunden niedern Adel eingegangen werden, dann drohen ernste Gefahren.“

Auf diesem Gebiete konnte er bisweilen auch höchst sarkastisch werden. Gelegentlich sprachen wir über genealogische Forschungen. „Hören Sie", sagte Burckhardt, „das ist ein höchst gefährliches Gebiet. Ich rate Ihnen, die Finger davon zu lassen. Ein ehrlicher Historiker kann in bedenkliche Situationen kommen, wenn er sich ernsthaft mit den 'fila regnorum' beschäftigt. Denken Sie nur an das erlauchte Haus Soltikow." Ich wußte nicht, was er meinte. „Haben Sie denn die Memoiren der Kaiserin Katharina nicht gelesen?" Ich bekannte meine Unwissenheit. „Nun sehen Sie, die Kaiserin sagt darin so deutlich, als eine Frau von solchen Dingen reden kann, daß Sergéi Soltikow der Vater des nachherigen Kaisers Paul sei. Also der nachgeborene Sohn eines gewöhnlichen russischen Bojaren und die kleine Zerbst, das arme Töchterchen eines geistig arg lädierten, hungrigen Duodezfürstchens, das ist „Ruriks erhabener tausendjähriger Stamm." Ja, mein lieber Herr, man kann in diesen Dingen nicht vorsichtig genug sein, und historische Gewissenhaftigkeit ist den hohen Herrschaften gegenüber durchaus nicht immer am Platz. Wissen Sie, was König Wilhelm von Holland zu dem stockkonservativen und erzkalvinistischen, aber ehrlichen Grön van Prinsterer sagte, als seine gründlichen, durch großes Entgegenkommen der Regierung mit reichem Erfolge gekrönten historischen Forschungen das Idealbild des großen Schweigers vielfach zerstört hatten: ‚Mais vous me gâtez l'histoire de mes ancêtres.' Und dabei stammte der gute König von Holland gar nicht von den Oraniern ab."

Nur einmal habe ich J. Burckhardt gekränkt. Es war das im Jahre 1887, nach dem Tode W. Vi-

schers, des Sohnes. Er wünschte sehr stark, daß ich nach Basel komme, und die mir sehr wohlwollend gesinnte damalige Universitätskuratel machte mir auch sehr günstige Propositionen. Allein ich konnte mich nicht entschließen, Deutschland und besonders Thüringen, dessen Universität und Bevölkerung mir sehr ans Herz gewachsen waren, und wo ich mich unter Kollegen und Zuhörern in meiner Tätigkeit sehr befriedigt und glücklich fühlte, wieder zu verlassen. Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein antiker Bürger, in seine πόλις eingespannt; er fand, ich als Schweizer hätte nach Basel, dem ich so vieles verdankte, zurückkehren müssen. Trotzdem empfing er mich im Herbst, als ich nach Gewohnheit Basel besuchte, mit unverminderter Liebenswürdigkeit. „Ich begreife, daß Sie nicht zu uns zurückwollen. Das Basel, daß Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Basel des Bürgermeisters Karl Felix Burckhardt und des Ratsherrn Wilhelm Vischer. Aber das ist leider dahin und verschwunden. Ich gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in der guten alten Zeit sahs zuweilen bodenböse aus. Damals wie heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur. Aber die confusio ist bei uns bisweilen groß, anderswo freilich auch. Es sieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie in einer eroberten Stadt. Es ist eine Invasion von Osten her eingedrungen wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in den Tagen des hl. Severinus.“ Sein altes Basel liebte aber Burckhardt zärtlich. Wir sprachen einst über rhodische Geschichte und die dortige Aristokratie, welche Strabo „Volksfreunde, wenn auch keine Demokraten“ (δημό-

φιλοι καίπερ οὐ δημοκρατούμενοι) nennt. „Sehen Sie", sagte er mir, „so waren auch die alten Basler Regenten; das waren politische Köpfe und Volksfreunde. Trotz aller Bitterkeit, die die Trennung von 1833 hervorrief, haben sie ein Verhältnis mit der Landschaft und vor allem dem Oberland festzuhalten gewußt". Das führte er nun mit vielen Belegen aus, die nur den in die speziellen Basler Verhältnisse Eingeweihten interessieren können. Besonders gern verweilte er bei Ratsherrn Buser von Langenbruck und Reisensenn Strub, dem ehemaligen Mitglied der provisorischen Regierung, mit denen beiden Basler von altem Schrot und Korn auf das herzlichste verkehrten. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten", war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwicklung erfreute ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsre heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios. „Aber", fuhr er gleich fort, „wir wollen uns die kurze Zeit unsres Zusammenseins nicht mit so bösen politischen Reflexionen trüben." Und mit einem gewaltsamen Rucke wandte er unser Gespräch auf griechische Religionsgeschichte, wo wir uns vielfach in verwandten Anschauungen trafen.

1894 fand ich ihn auffällig matt; er klagte viel über sein Befinden. Auch andre Freunde hatten ähnliche Beobachtungen gemacht. Allein die beiden letzten Male, 1895 und 1896, traf ich es um so glücklicher. Er war von einer geradezu überraschenden Frische. Er freute sich sehr, daß die jüngere Generation der Geschichtsforscher sich nun mit Vorliebe

der Kultur- und namentlich der Wirtschaftsgeschichte zuwandte. „Es ist hohe Zeit“, sagte er, „daß man diese so lange vernachlässigten Gebiete endlich gründlich anbaut.“ Dabei war er noch immer von einer wahrhaft rührenden Höflichkeit. Niemals unterließ er es, sich zu entschuldigen, daß „die Gebresten des Alters“ ihm einen Gegenbesuch zur Unmöglichkeit machten.

Sein Tod, 8. August 1897, ist mir darum besonders nahe gegangen. Er und der ein Jahr früher heimgegangene Ernst Curtius sind die beiden Lehrer gewesen, denen ich am meisten verdanke. An ihnen habe ich meine besten Freunde und Gönner aus der ältern Generation verloren. Niemand hat mit gleicher Liebe und gleichem Interesse meine Studien verfolgt und gefördert, und darum wird auch das Andenken dieser beiden Geistesheroen mir stets heilig sein.

IX.

## UNGEDRUCKTES VON BISCHOF V. HEFELE.[1])

In unsrer Zeit des wieder erstarkten — und zwar keineswegs bloß auf katholischer Seite wieder erstarkten — Konfessionalismus freut es uns doppelt, wenn wir keine lauen Gleichgültigen, sondern überzeugte Christen beider Konfessionen rein christlich und menschlich miteinander verkehren sehen. Eine langjährige Freundin des verstorbenen Bischofs von Rottenburg, v. Hefele (gestorben 5. Juni 1893), hat mir ihren durch eine ganze Reihe von Jahren geführten Briefwechsel mit dem Verstorbenen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Derselbe ist vielfach rein privaten Inhalts und eignet sich darum nicht zur Veröffentlichung. Aber dazwischen finden sich eine Anzahl höchst bemerkenswerter Äußerungen, welche für die Welt- und Lebensanschauung des Bischofs, sein Urteil über die Menschen und seinen Standpunkt in der Kirchenpolitik von höchstem Interesse sind, und die darum auch wohl verdienen, einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Man pflegt — und nicht mit Unrecht — häufig darüber zu klagen, daß das alte friedliche Verhältnis

---

1) Deutsche Revue Dezember 1900 S. 341 ff.

der beiden Konfessionen, wie es zu den Zeiten eines Sailer, eines Wessenberg, eines Sedlnitzky bestanden hatte, seit den Kölner Bischofswirren vollständig geschwunden sei. Es ist wahr: der höhere katholische Klerus ist sich in den letzten sechzig Jahren seiner spezifisch katholischen Eigenart wieder in hohem Grade bewußt geworden. Aber darum dürfen die Kirchenfürsten der letzten Generation nicht alle mit einem Martin oder einem Senestrey in eine Kategorie gestellt werden. Gerade dieser Briefwechsel zeigt uns, daß auch ein Bischof der heutigen Zeit, ohne im mindesten seinem entschieden katholischen Standpunkte auch nur ein Jota zu vergeben, doch mit einer gleichfalls sehr entschiedenen und dieser Entschiedenheit energischen Ausdruck gebenden Protestantin echt freundschaftlich und echt christlich verkehren kann. Schon allein dieser Umstand macht die Briefe des Bischofs sehr lesenswert.[1])

Fräulein R.'s Bekanntschaft mit Bischof v. Hefele datiert bereits aus den fünfziger Jahren, also aus seiner glanzvollen Tübinger Professorenzeit, aus der Periode, wo er seine von uns allen so vielbewunderte und uns unentbehrliche Konziliengeschichte geschrieben hat. Die Bekanntschaft machte sich dadurch, daß in dem Hause, welches Justizrat R. mit seiner Familie bewohnte, der dritte Stock frei und von dem Professor Hefele bezogen wurde. Bald entspann sich zwischen der Familie und dem neuen Hausgenossen ein freundschaftlicher Verkehr. Besonders trat die eine Tochter mit ihrem lebhaften und geistreichen

1) Außer den Briefen benutze ich noch mündliche Mitteilungen der Fräulein R. und ihren Essay „Das bischöfliche Vermächtnis" im „Stuttgarter illustrierten Sonntagsblatt" 1893, Jahrgang 10. Nr. 4 bis 6.

Naturell in nähere Beziehungen zu ihm. In einem Sommer gingen beide frühmorgens an den Philosophenbrunnen, um Wasser zu trinken, und fanden sich da oft im Gespräche. Der schon damals ehrwürdige Mann pflegte sie „das fidele Haus“ zu nennen und gab ihr über die Ferien seinen „Bello“, ein niedliches Hündchen, in Pflege, das aber mit der Rückkehr des Gebieters allemal seine Versorgerin vergessen hatte. Fräulein R. und ihre Schwestern wurden auch von ihm aus seiner reichen Bibliothek mit Lesestoff versehen. Das führte beinahe zu einem kleinen Krach. Der Vater, Justizrat R., war ein außerordentlich strenger und asketischer Protestant, der in jedem katholischen Geistlichen einen jesuitischen Proselytenmacher witterte. Er sah den Verkehr seiner Frau und seiner Töchter mit dem geistvollen Professor nur ungern und sorgte dafür, daß die Töchter später in ein auswärtiges Pensionat kamen. Einst hatte Fräulein R. von Hefele ein Buch entliehen. Er hatte mit den Worten "ich weiß nicht, ob es paßt" ihr den Don Quichotte gegeben. Sie hatte kaum anderthalb Seiten gelesen, als der Vater das Buch sah, jedoch nichts sagte. Am Neujahrstag 1863 besuchte der Professor die Familie, um in herzlichster Weise seine Glückwünsche auszusprechen. Wer beschreibt aber das Erstaunen und die peinliche Verlegenheit der Töchter, als der Vater mit funkelnden Augen erwiderte: „Ich danke für Ihre Freundlichkeit; aber ich möchte Sie doch bitten, daß die Wahl der Lektüre für meine Töchter künftig vorsichtiger besorgt wird.“ Hefele, ohne eine Miene zu verziehen, sagte: „Herr Justizrat, Sie hatten vor, auszugehen; lassen Sie uns den Weg zusammen machen.“ Fort waren beide. Der eben

von einem Ausgang zurückkehrenden Mutter erzählten die Töchter unter strömenden Tränen das Vorgefallene, und auch diese meinte, daß der tiefgekränkte Mann nie mehr ihre Schwelle betreten werde. Um so größer war ihre Freude, als nächsten Tag schon nach der Vorlesung Hefele eintrat und der Mutter beide Hände entgegenstreckte: „Verehrte Frau, ich hatte noch nicht Gelegenheit, Ihnen beim Jahreswechsel meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Von dem kleinen Zwischenfall werden die Töchter erzählt haben; ich füge nur bei, daß unsre Freundschaft dadurch keinerlei Einbuße erleidet.“ So fein und edelmütig brachte Hefele diese leidige Sache zum Abschluß. Ein Beweis für die Innerlichkeit des Verkehrs zwischen dem katholischen Priester und der Protestantin ist, daß er einst vor einer Reise zu ihr sagte: „Beten Sie für mich!“ — „Ich bin ja eine Ketzerin.“ — „Was sind Sie? Ich bete für Sie, und ich glaube, ich darf überzeugt sein, daß Sie für mich beten!“

Fräulein R. weilte bereits im Auslande, als Hefele 1869 den Rottenburger Bischofsthron bestieg. Auf ihre Glückwünsche hin antwortete er: „Gott weiß es, ich habe nie nach solcher Würde gestrebt und wäre lieber auf meinem Katheder geblieben; doch wie Gott will! Für Sie bleibe ich immer der Professor!“ In der Tat ist die Anrede sämtlicher Briefe „Geehrte Freundin“, und der Bischof unterzeichnet: „Ihr Dr. Hefele“ oder „Ihr Freund Dr. Hefele“. Von dem offiziellen württembergischen Beamtenadel machte er also im Privatverkehr keinen Gebrauch.

Während des Konzils unterhielt Fräulein R. einen lebhaften Briefwechsel mit dem Bischof. Die

Nachricht von seiner nachträglichen Unterwerfung betrachtete sie als die bitterste und schmerzlichste Erfahrung ihres Lebens. Doch lassen wir sie selbst reden: „Sollte ich darüber vollkommen schweigen? Vielleicht wäre es richtig gewesen; aber der natürliche Mensch in mir gewann die Oberhand, und in den stärksten Ausdrücken kündigte ich dem alten, bewährten Freunde die mich so lange beglückende Freundschaft völlig auf. Mein Schreiben war derart, daß ihm keine Silbe zur Rechtfertigung oder Verantwortung übrig blieb. — Das war eine dunkle freudlose Zeit ... Damals hielt ich mich in Basel auf und verkehrte viel im Hause des Staatsrats Gelzer (gestorben 1889) daselbst. Man sprach auch von Bischof Hefele, und mit gewohnter Milde ergriff Gelzer, der ihn vom Konzil her kannte, seine Partei mir gegenüber. Noch erfaßte mich der alte Zorn, und ich glaubte mich in meinem vollen Rechte, über Hefele den Stab zu brechen. Da belehrte der alte, erfahrene Freund Gelzer mich eines andern, und ich werde nie seine Worte vergessen: ‚Nicht uns steht das Urteil zu. Gott ist Richter, und Sie, meine Freundin, durften sich nicht so vergessen, gegen einen Mann von Hefeles Stellung und Alter also loszufahren. Es ist bedauerlich, daß Sie sich damit eines so schönen und gesegneten Freundschaftsverhältnisses für immer beraubt haben. Natürlich würde ja Hefele selbst auf ein einlenkendes Wort von Ihrer Seite die früheren Beziehungen nie wieder aufnehmen; aber gefehlt haben Sie.‘ Diese Worte veranlaßten mich, einen Brief an Hefele zu schreiben, worin ich erklärte, daß ich zwar keines meiner Worte widerrufen könne, wohl aber es aufrichtig bedaure, in einer Weise, die

mir nicht zugestanden, ihm meine Ansicht ausgesprochen zu haben. — Bald hatte ich den Beweis in Händen, daß mein bischöflicher Freund ein viel besserer und edlerer Mensch und ein viel geförderterer Christ als ich sei. Umgehend beantwortete er meinen Brief dahin, daß unter ungezählten Schmähschriften ihn zwar keine mehr verletzt habe als die meinige, daß er aber dennoch hoffe, die Zeit werde noch kommen, da ein gerechteres und milderes Urteil mir möglich sein werde. Er wenigstens wünsche mir von Herzen, daß Gott einst barmherziger mit mir verfahren möchte, als ich mit meinem alten Freunde, der sich selbst seiner Schwäche gar wohl bewußt sei, aber vielleicht auch ein Wort zu seiner Verteidigung sagen könnte. ‚Versuchen Sie es nur einmal für Augenblicke, sich auf meinen, den katholischen Standpunkt zu stellen, damit dürfte vieles erhellt sein.' Tief hat mich dieses sanft-demütige Schreiben ergriffen und beschämt, und Staatsrat Gelzer sagte, als ich ihm dasselbe mitteilte: ‚Aber nun bewahren Sie das Kleinod dieser Freundschaft und bändigen Sie Ihr rasches Wesen!' Dieser Mahnung suchte ich nachzukommen, wie ich auch Hefeles Vorschlag, den konfessionellen Unterschied ins Auge zu fassen, mehr beherzigte." So weit die Freundin. Und gewiß läßt sich manches zur Entschuldigung und Verständlichmachung von Hefeles Schritt sagen. Man darf nicht vergessen, daß der Rottenburger Bischof bei seiner Regierung angefragt hat, ob sie ihn im Kampfe, wenn er denselben aufnehme, unterstützen werde, und erst, als man von Stuttgart aus mit einem runden Nein geantwortet hatte, hat er sich unterworfen. Ferner seine ehemaligen Tübinger Kollegen, ein

Kuhn, ein Himpel, teilten nach wie vor seinen alten, antiinfallibilistischen Standpunkt. Er hat ihnen als Bischof volle Lehrfreiheit gelassen und ihnen nicht, wie der Erzbischof von Köln den Bonnern, die Pistole auf die Brust gesetzt. Über einen solchen Mann lieblos abzuurteilen, ist unchristlich und unevangelisch. Die streng protestantische Anschauung der frühern Jahrhunderte, welche im Katholizismus nur eine traurige Verirrung der kirchlich finsteren Zeiten sieht, ist heute bei allen heller Sehenden erloschen. Wenn sie hie und da vorzugsweise noch von Geistlichen gepflegt wird, so bleibt sie mehr oder weniger eine künstliche Treibhauspflanze. Dagegen in Württemberg, obschon auch hier in den letzten Jahrzehnten der Geist einer neuen Zeit machtvoll hineinzufluten beginnt, hat sich noch vielfach in frommen Laienkreisen das alte, echt protestantische Sonderbewußtsein, wie auch ein echt religiöses Leben, ungebrochen erhalten. Diese Schwaben kennen unsre heutige, vielfach auf Gleichgültigkeit beruhende Duldsamkeit nicht. Das erklärt die stark protestantische „Wallung“ bei Fräulein R. Leider hatte dieselbe eine herostratische Wirkung. In einem Augenblicke begreiflichen, aber bedauernswerten Mißmutes hat sie die höchst interessanten und wertvollen Briefe, welche der Bischof von Rom aus an seine Freundin geschrieben hatte, den Flammen überantwortet. Der Historiker beklagt den Untergang von Mitteilungen eines tief eingeweihten, wohlunterrichteten und wahrheitsliebenden Augen- und Ohrenzeugen. Immerhin enthält auch der erhaltene Briefwechsel, welcher erst der Folgezeit angehört, des Wichtigen so viel, daß es sich wohl lohnen wird, daraus eine kleine Ährenlese zu sammeln.

Nach wie vor nahm auch der Bischof den regsten Anteil an den schriftstellerischen Versuchen seiner Freundin. Sie durfte ihm dieselben einsenden, und der vielbeschäftigte Prälat fand immer Zeit, dieselben durchzulesen und mit seinen verständnisvollen, bis ins einzelnste gehenden Ratschlägen zu begleiten. So schreibt er am 7. Oktober 1879 aus Rottenburg: „Besten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 5. dieses Monats. Der Inhalt desselben hat mich mehrfach erfreut, weil ich daraus ersehe, daß Sie Ihr schönes Erzählungstalent nicht haben brach liegen lassen und mich auch nicht als Kritiker haben ganz absetzen wollen. Sehr bereitwillig biete ich wieder meine Dienste an, nur bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich unterdessen ein Greis geworden bin und damit leichtlich mürrisch und schwachsichtig, was beides für einen Kritiker sehr üble Eigenschaften sind.“ Sehr humorvoll äußert er sich bei einer ähnlichen Gelegenheit am 11. Januar 1880:

„Anbei folgt das anvertraute Manuskript wieder zurück, und auf einem Beiblatt erscheinen über ein Dutzend brummiger Bemerkungen. Es ist eigen, wenn man eine Erzählung liest, nicht um sich ehrlich dem Eindrucke, den sie macht, hinzugeben, sondern um zu kritisieren. Man kommt sich vor wie ein Misanthrop, der das Schöne, was das Leben bietet, nicht dankbar gegen Gott genießt, sondern immer murrt und bedauert und alle Fliegen hascht.“

Der gute Humor, sein steter Lebensbegleiter, um den ihn der ungarische Kardinalprimas Simor in den Kämpfen der Konzilsitzungen beneidete, indem er kaustisch bemerkte, die stattliche Leibesfülle zeige, daß der Schwabe sich in Rom noch nicht krank ge-

ärgert habe, dieser gute Humor verließ ihn auch im Alter nicht. Als er auf einer Firmungsreise seine Freundin zufällig traf, meinte er mit schalkhaftem Hinweise auf ihre bisweilen etwas stachlichten Äußerungen: „E bös Mädle sind Sie immer gwese.“ Als er einst im Drange der Geschäfte lange nicht schrieb und Fräulein R. sich darüber aufs lebhafteste beklagte, antwortete Hefele am 13. Juni 1884:

„Ihr geharnischtes Schreiben vom 11. dieses Monats beweist aufs neue den alten Erfahrungssatz, daß die Phantasie uns Gespenster sehen läßt, wo keine sind. Es ist durchaus nicht der Fall, daß meine Wenigkeit aus irgend einem Grunde gegen die verehrte, vieljährige Freundin plötzlich unfreundlich geworden sein könnte . . . Glätten Sie wieder die Falten Ihres gegen mich erbosten Gesichtes, bedenkend, daß Ihnen wohl etwas Spott und Bosheit, nicht aber Zorn und Groll gut steht.“

Reizend ist auch seine Äußerung (11. Januar 1880), als seine Korrespondentin ihn um sein Bild in Biskuit bat.

„Mein Konterfei in Biskuit zu verschaffen, ist nicht möglich. Der Rottenburger Bildhauer hat zweierlei Büsten gemacht, eine in mehr als Lebensgröße, und diese scheint gelungen, und eine in etwas weniger als Lebensgröße, und diese ist keineswegs ähnlich. Und gerade sie hat er in Gipsabgüssen vervielfältigt. Ich habe ein Exemplar davon in meinem Salon; aber schon mehrere Bekannte fragten mich: ‚wer denn das sein sollte‘. Ich bin nun so frei, Ihnen eine Photographie beizulegen. Sie ist freilich schwarz; — nun ja — ich gehöre auch zu den Schwarzen.“

Treffend und von derb schwäbischem Humor ist

auch sein Urteil über eine ihm zur Einsicht übersandte Leichenpredigt (7. März 1892):

„Die mir gefällig mitgeteilte Leichenpredigt folgt zurück. Sie hat mich befriedigt, sofern sie Biographie ist, aber der Predigtcharakter tritt zurück. Auch gut; denn manche Leichenpredigt kommt mir vor wie eine teure Salbe oder wie ein Schmalzhafen."

Vielfach wendet sich der Briefwechsel den konfessionellen Unterschieden zu; daran ist aber durchaus nicht der Bischof, sondern nur die Briefstellerin schuld, die es nicht lassen kann, immer wieder dem katholischen Kirchenfürsten gegenüber ihr polemisch-protestantisches Denken und Fühlen in oft etwas streitbarer Weise zum Ausdruck zu bringen. Auf einen solchen Brief geht die Bemerkung vom 7. Oktober 1879: „Es freut mich, daß Sie nun einsehen, mir von Hechingen aus wehe getan zu haben, persönlich und konfessionell, letzteres durch einen kurzen, aber Ihrem guten Herzen, wie ich meinte, fremden Wespenstich. Wie kommen, oder richtiger wie kamen Sie dazu, konfessionell irritiert und bissig zu sein? Ich habe es auch Herrn Gelzer geklagt, als er mit seiner Frau mich voriges Jahr in Baden-Baden besuchte . . ." Ausführlich antwortet er am 2. November 1880 auf einen gleichfalls stark antirömischen Brief seiner Freundin:

„. . . Da Sie aber jetzt von ihrem Ärger über Rom sprechen, so darf ich Ihnen nicht verschweigen, wie sehr ungerecht und irrationell es zugleich sei, auf die Angabe einer Partei allein hin das Urteil zu bilden und zu fällen. Darf ein Richter nur eine Partei hören? Aber ich weiß ja, daß manche Leute ihre historischen Anschauungen aus Schillers

Abfall der Niederlande und aus seinem Dreißigjährigen Kriege holen. Reinkens war ja gar nicht in Rom und kann also nur vom Hörensagen sprechen; sein Freund und Hauptgewährsmann Friedrich aber ist sehr unzuverlässig. So erzählt er zum Beispiel, ich selbst hätte ihm gesagt, daß ich an einem gewissen Tage nicht in der Konzilssitzung hätte erscheinen können, weil ich vom Vatikan den Befehl gehabt hätte, die Taufe eines jungen Prinzen von Modena oder Parma vorzunehmen. Ich aber hatte kein Jota von einem solchen Befehl erhalten, war auch gar nicht bei dieser Taufe, sondern fehlte in der Sitzung, weil ich unwohl war. —

Es ist gut, daß die Frauen nicht Richter werden dürfen! Sie wenigstens wären nicht unparteiisch. In Ihnen steckt noch ein gut Stück von No popery. Lesen Sie heute im Reichsanzeiger den Aufruf von Reinkens. Der ehrwürdige Herr will nicht wissen lassen, wie wenig Leute er mehr hat; darum sollen seine Leute sich in der Bevölkerungsliste nicht als Altkatholiken einschreiben."

Für diejenigen, welche das von Bischof Reinkens oder das zweite, von Frauenhand geschriebene Leben der verewigten Amalie Lassaulx gelesen haben, hat es gewiß kein geringes Interesse, zu hören, wie der Bischof von Rottenburg über diese Kreise, denen er einst nicht ferngestanden hatte, urteilt. Er schreibt am 2. November 1881:

„Die Biographie der Amalie Lassaulx ist mir nicht zu Gesicht gekommen; ich meine sie aber persönlich in Bonn gesehen und gesprochen zu haben. Sie war, wie ihr Bruder, der Professor der Philologie in München, sehr talentvoll und geistreich, aber auch

etwas exzentrisch und querköpfig. Wenn das Buch von Reinkens oder einem seiner Freunde geschrieben ist, oder auch von Fräulein Henriette Reusch, einer Freundin der Verstorbenen, so kann ich mir die Grundanschauung wohl denken und weiß zum voraus die Freundlichkeiten, die ich davontrage. Doch derlei inkommodiert mich nicht. Ich kann mir nur vorwerfen, daß ich mit diesen Leuten nicht früh genug gebrochen habe. Das allein bekümmert mich und gibt diesen Leuten ein Recht mich anzugreifen."

Wiederum die Konfessionsfrage brachte eine nochmalige kleine Trübung in das Freundschaftsverhältnis. Fräulein R. schreibt darüber: „In einer heimatlichen Zeitung hatte ich einen Aufruf Hefeles gelesen, worin er zur Beisteuer für eine Kirche aufforderte, deren Gründer Windthorst war. Durch einen gelegentlichen Umstand sah ich mich veranlaßt, an Hefele einen Schmuckgegenstand abzusenden, mit der Bemerkung: ‚Für jene Kirchenkollekte'. Hätte ich es dabei bewenden lassen! Aber da mußte die allzu spitze Feder noch etwas über die Heiligsprechung Windthorsts beifügen, was freilich ein harmloser Scherz sein sollte, aber diesmal gar nicht als solcher aufgenommen wurde. Mir stockte beinahe der Atem, als ich Hefeles sofort eingetroffene Antwort meiner Schwester vorlesen wollte. So erzürnt hatte ich in allen Wechselfällen einer dreißigjährigen Verbindung den Freund nie gesehen, nie sprechen hören. Nicht bitter klangen seine Worte, nicht ein Schelten und Hadern wars; aber tief schnitt mir seine Klage ins Herz." Er schrieb am 26. April 1891:

„Das von Ihnen mir gestern zugeschickte Kleinod werde ich für die Marienkirche in Hannover, diese

Stiftung Windthorsts, verwenden. Als er siebzig Jahre alt wurde, wurden ihm von vielen Verehrern Präsente dargebracht. Aber er nahm keinen Pfennig für sich, kaufte nicht Rittergüter dafür, sondern bestimmte alles zum Bau einer katholischen Kirche in Hannover, welche höchstes Bedürfnis war. Was Sie von der ‚Seligsprechung' Windthorsts sagen, verstehe ich nicht, will es wenigstens nicht verstehen und kann nicht glauben, daß es Ihre Absicht war, mir damit Unangenehmes zu sagen. Ich meinerseits erinnere mich nicht, jemals weder schriftlich noch mündlich Ihnen gegenüber eine Ihr konfessionelles Gefühl verletzende Äußerung getan zu haben. Ich habe schon vor Jahren einmal in Baden-Baden unserm verewigten Freund Gelzer geklagt, daß Sie meine katholischen Gefühle verletzende Worte nicht immer in Ihren Briefen beiseite lassen können.

Nichts für ungut. Es drängte mich, auf Ihr letztes Schreiben in solcher Weise zu erwidern, da mir dasselbe eine Reihe früherer verletzender Ausdrücke ins Gedächtnis zurückrief.

Ich verbleibe trotz allem Ihr

ergebener

Freund Hefele."

Die einzige Sorge von Fräulein R. war nun, den Mißgriff zu sühnen. Persönlich dies zu tun, wie die Schwestern rieten, erlaubten die Umstände nicht; so blieb nur die Feder zur Vermittlung. Es bedurfte aber nur des Ausspruchs der lauteren Wahrheit, daß ähnliche, kaum überlegte Scherze nie mehr den gegenseitigen Verkehr stören dürften, so bot der ehrwürdige Greis in freundlichster Weise die Hand zur

Versöhnung, wie folgender Brief (28. Dezembar 1891) erweist:

„Ihr freundliches Schreiben vom Gestrigen habe ich eben erhalten und beeile mich, folgendes darauf zu antworten. Was mich durch Ihr zweites Schreiben etwas in Harnisch jagte, war der ‚Witz‘ oder ‚Spott‘ über die Heiligsprechung in der katholischen Kirche. Wir ehren den Herrn Windthorst in hohem Grade und sind ihm dankbar für die vielen Verdienste, die er sich um uns erworben hat. Aber zur Heiligsprechung würde noch gar vieles fehlen. Oder meinen Sie, man gehe damit so rasch und voreilig zu Werke? Da müssen Jahre verfließen und strenge Beweise nicht nur über Verdienste, sondern auch über ganz besondere persönliche Frömmigkeit erbracht sein.[1])

Mißverständnis ist es, wenn Sie meinen, ich hätte Sie so verstanden, als ob Bismarck die Heiligsprechung noch mehr als Windthorst verdient hätte. Es ist ja hierin von den Nationalliberalen schon mehr als möglich geleistet, und von einem solchen servilen (nicht liberalen) Redner im Reichstag Bismarck mit Christus verglichen worden.

Warum aber hat mich Ihr voriger Brief in Harnisch gejagt? Weil Sie seit dem Konzil schon mehrmals in Briefen pikante Nadelstiche über ‚den Unfehlbaren‘ angebracht haben. Früher haben Sie nie etwas Verletzendes gesagt oder geschrieben.

Und nun, glaube ich, ist die Sache erledigt und heiterer Himmel wieder zurückgekehrt . . .“

Je entschiedener Bischof v. Hefele alle Angriffe

1) Die Bemerkung ist sehr fein; sie zeigt deutlich, daß der Bischof entschieden mehr von der Klugheit als von der persönlichen Frömmigkeit des Zentrumsführers überzeugt war.

auf seine Kirche zurückwies, mit um so größerer Freude erfüllte es ihn, wenn man für seine kirchlichen Handlungen Interesse und Verständnis zeigte. Auf die Mitteilung der Freundin, daß sie zu der von ihm in Aussicht genommenen Einweihung der katholischen Kirche in Stuttgart dahin kommen werde, antwortet er, 7. Oktober 1879: „. . . Endlich freut mich auch Ihr Wunsch, mit mir zusammenzukommen, wenn ich zur Einweihung der neuen katholischen Kirche nach Stuttgart komme. Auf diesen Akt, den ich vorzunehmen habe, ist mir jetzt schon bange; denn er dauert (samt Predigt) zirka dreieinhalb Stunden; und ich muß dabei beständig stehen, was ich kaum mehr aushalte. Meine Kräfte sind sehr geschwunden, und das werden Sie am besten sehen, wenn Sie hierher kommen, wozu ich Sie anmit bestens einlade mit dem Beisatz: ‚Was Du tun willst, tue bald', und ‚wer schnell gibt, gibt doppelt'."

Auch zu seiner Sekundiz, dem fünfzigjährigen Priesterjubiläum, hatte Fräulein R. dem ehrwürdigen Kirchenfürsten gratuliert, und er antwortet darauf am 22. September 1883:

„Zürnen Sie mir nicht, wenn ich jetzt erst Ihr freundliches Schreiben vom 19. vorigen Monats beantworte und jetzt erst für Ihre Glückwünsche zu meinem Jubelfeste danke. Ich bin gleich nach demselben nach Baden-Baden geeilt, um dort Erfrischung und Erholung zu suchen. Von Baden-Baden aus begab ich mich dann auf den Wunsch des Großherzogs nach der Mainau, wo ich übernachtete und einen Tag verweilte, ungemein wohlwollend vom Großherzog und der Großherzogin empfangen und behandelt. Der Großherzog sprach mit mir auch ‚von unserm gemein-

schaftlichen Freunde Gelzer', und als ich erwähnte, daß ich öfter von Ihnen Mitteilung über das Befinden desselben erhalte, bemerkte der Großherzog: ,Herr Gelzer habe sich ihm gegenüber ungemein rühmend und anerkennend über Sie ausgesprochen.' Werden Sie nur nicht stolz hierüber!

Von der Mainau begab ich mich dann nach Friedrichshafen, und von da ging es wieder nach Hause, wo mich sehr viel Geschäfte erwarteten. Ich war namentlich noch mit Beantwortung sehr vieler Briefe im Rückstand. Waren doch zirka neunzig Telegramme und gegen zweihundert Briefe zu meinem Feste gekommen . . ."

Von seiner Freundschaft zu Protestanten machte der Bischof kein Hehl. Er war nicht etwa im geheimen, nach Nikodemusart, sehr zutunlich, scheute aber, von dieser seiner Gesinnung öffentlich Kunde zu geben. Als Fräulein R. ihm einmal schrieb, sie möchte gern über Fronleichnam nach Rottenburg kommen, lud er sie sofort dringend ein. Wie sie ankam, waren überall Posten ausgestellt, die sie fragten: „Sie sind doch die Fräulein R.?" und ihr den richtigen Weg wiesen. Sie war nach der Vollendung der heiligen Handlung sein Gast. Nachmittags sagte er: „Ich muß nun leider in die Kirche. Ich habe Predigt zu halten." Natürlich besuchte auch Fräulein R. den Gottesdienst. Zurückgekehrt ins bischöfliche Palais, zeigte er ihr die Hauskapelle und erklärte ihr alle die kostbaren Meßgewänder, die charakteristisch schwäbische Bemerkung anfügend: „Nun sehen Sie die Geschichten da."

Bei einem andern Besuch stellte sie, die vielen Heiligenstatuen erblickend, an den Bischof die Frage:

„Beten Sie zu all diesen Heiligen?“ und erhielt ein verweisendes: „Was stellen Sie sich eigentlich vor!“ zur Antwort. Für die langjährige Freundin eines katholischen Bischofs ist allerdings der Ausdruck „zu den Heiligen beten“ etwas naiv. Wohltuend sticht aber hier beiderseits die schwäbische Ehrlichkeit von der sonst üblichen Leisetreterei und diplomatischen Ängstlichkeit ab. Sehr schön sind andrerseits auch des Bischofs Äußerungen, wenn er auf christlich überzeugte Protestanten zu reden kommt. So schreibt er (6. Juni 1881) an seine Freundin, als sie die Leitung des Haushalts eines evangelischen Geistlichen in der Schweiz übernommen hatte:

„Ihr so frischer und heiterer Brief vom 2. dieses Monats ist mir ein Beweis, daß es mit Ihren gichtischen Leiden nicht so schlimm sein wird, und daß dieselben den guten Humor keineswegs gebrochen haben. Recht sehr freut mich, daß es Ihnen in R. so wohl gefällt und Sie das Stillleben auf dem Lande in einem Pfarrhause von seiner wirklich schönen Seite zu erfassen und zu genießen verstehen. Um aber solches zu ermöglichen und zu erwirken, sind zwei Faktoren nötig: das eigne christgläubige Gemüt und die christgläubige Atmosphäre der Umgebung. Ihnen ist beides zuteil geworden.“ Ähnlich schön spricht er sich (18. Januar 1882) beim Tode einer jungen, Fräulein R. sehr nahestehenden Baslerin aus, welche kurz vor ihrer Verheiratung den Bischof in seiner Residenz besucht hatte:

„Ein harter Schlag für die Eltern und alle Angehörigen, zumal die kleinen Kinder; aber tröstlich wiederum ihr schöner christlicher Tod, um so preiswürdiger, je seltener in unsern Tagen, wohl in der

Schweiz wie in Deutschland, zumal in den höheren Ständen. Gott gebe, daß es bald besser werde; sonst fallen wir in das Heidentum zurück; und zwar sind die modernen Heiden, die sogenannten Kulturheiden, viel schlimmer als die alten Heiden; sie stehen dem Christentum direkt feindselig gegenüber."

Hat man das Recht, über einen so durch und durch christlich denkenden, stets das Verbindende, nie das Trennende betonenden Bischof in unevangelischer, pharisäischer Selbstgerechtigkeit abzuurteilen? Andrerseits freilich wird gerade diese echt christliche Gesinnung des Rottenburger Oberhirten auch heißspornigen Katholiken schwerlich sehr gefallen.

Allmählich stellten sich bei diesem Mann von seltener Beweglichkeit, Schaffensenergie und Arbeitskraft auch die Beschwerden des Alters ein. Die meisten katholischen Kirchenfürsten erlangen heute die Mitra nach einem reichen Arbeitsleben als akademische Lehrer, Pfarr- oder Domgeistliche zu einer Zeit, wo ihre Altersgenossen gemeinhin ein otium cum dignitate genießen und sich pensionieren lassen. Der Rat der Bischöfe, wie er sich in Rom beim Konzil oder einer Heiligsprechung zu versammeln pflegt, ist gleich dem spartanischen Rate eine Gerusia im buchstäblichen Sinne des Wortes. Darum ist die bischöfliche Würde für viele Inhaber eine Bürde, denn zeitraubendes, physisch äußerst anstrengendes Repräsentieren ist nun einmal unauflöslich mit dem weltlichen wie mit dem geistlichen Herrscherberuf verbunden. Und diese Last hat auch Hefele empfunden, wie sein Brief über die Stuttgarter Kirchenweihe beweist. Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, eine so weitläufige und volkreiche Diözese, wie Rottenburg,

erst mit siebzig und dann mit mehr als achtzig Jahren zu leiten. Man versteht daher, wenn er am 24. April 1881 schreibt:

„Um Ihnen auch etwas von mir zu sagen, muß ich leider bemerken, daß die Beschwerden des Alters (ich stehe schon im dreiundsiebzigsten Jahre) sich bereits recht stark einstellen. Abgesehen davon, daß ich ohne Stock fast gar nicht, und mit einem Stocke nur mühsam gehen kann, machen sich auch andre Schmerzen und Beschwerden immer mehr geltend. Doch — es ist mir immerhin viel besser gegangen, als ich verdient habe, und hat mir der liebe Gott so viele, viele gesunde Tage und Jahre verliehen, so muß ich die unfreundlichen Tage geduldig und dankbar hinnehmen. Ich, der ich früher so gerne reiste, muß jetzt hübsch zu Hause bleiben und kann gar nicht fort ohne Bedienten, weil ich mich nicht mehr aus- und ankleiden kann. Deshalb sind mir meine amtlichen Reisen — in jedem Sommer — eine nicht geringe Beschwerde.“ Ein andermal sagt er:

„. . . Obgleich es schon dem Winter zugeht, muß ich nochmals zwei Reisen machen, wohl Anfang November, um vier neue Kirchen einzuweihen. Übrigens liegt es nahe, daß bei einem alten Stubengelehrten im vierundsiebzigsten Lebensjahre nicht alle Tage rosenrot sind.“

So mag denn auch als Schluß dieses Versuches der schöne Brief folgen, den der Bischof noch in seinem einundachtzigsten Lebensjahre (24. Juli 1889) geschrieben hat:

„Sie fragen nach meinem Befinden. Nun ja. Ich habe die Zahl achtzig der Lebensjahre überschritten, und was der Psalmist hiervon sagt, wissen Sie: ‚Und

was darüber ist, ist Mühe und Plage.‘ Mein Fußleiden hat sehr zugenommen, und ich bringe mein Leben fast ausschließlich auf dem Sessel und im Bette zu. Doch habe ich dabei nicht viel Schmerzen.

In Stuttgart war ich aus Veranlassung des Königsjubiläums und wurde von beiden Majestäten ‚in Anbetracht meines Alters und meiner Gebrechen‘ extra empfangen. So konnte ich meine Glückwünsche ohne große Fatige darbringen und gleich darauf wieder abreisen. Das Reisen ist mir jetzt sehr beschwerlich, und bin darum schon voriges Jahr nicht mehr nach Baden-Baden gegangen, gehe auch heuer nicht dahin...

Es ist mir eigen. Ich kann noch schreiben und sehe, während ich schreibe, die Buchstaben, die ich mache. Aber nachher kann ich mein eignes Geschriebenes nicht mehr lesen. Noch weniger, was andre geschrieben."

Ich bin zu Ende. Das Material, das mir zu Gebote stand, liefert uns keine kirchenpolitischen oder kirchenhistorischen Aufschlüsse von überraschender Neuheit oder sehr großer Tragweite. Wohl aber gewährt es uns einen klaren Einblick in das intime innere und geistige Leben eines der frömmsten, gelehrtesten und zugleich liebenswürdigsten Kirchenfürsten dieses Jahrhunderts. Das Bild, welches sich hier in ungeschminkter Natürlichkeit vor uns entrollt, gereicht dem katholischen Priester mehr zur Ehre als seiner protestantischen Freundin. Und gerade darum sei ihr, welche die Briefe als „bischöfliches Vermächtnis" aufbewahrt, auch hier der Dank für die große Selbstlosigkeit ausgesprochen, mit der sie mir gestattet hat, dieselben einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

X.

# REDE AUF DEN GROSSHERZOG CARL ALEXANDER.[1])

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Auf höchsten Befehl Seiner Königlichen Hoheit des regierenden Großherzogs Wilhelm Ernst hat das Großherzogl. Sächs. Staatsministerium, Departement des Kultus, an die Universität das Ersuchen gerichtet, daß sie an einem von ihr selbst zu bestimmenden Tage eine Gedächtnisfeier für ihren entschlafenen Rector Magnificentissimus, Carl Alexander, Großherzog von Sachsen, veranstalten möge.

Damit ist das Ministerium nur einem lebhaften Wunsche unser aller entgegengekommen, und gemäß diesem Auftrage hat der illustre Senat den heutigen Tag für die Gedächtnisfeier festgesetzt und mir, als gegenwärtigem Prorektor, die verantwortungsvolle Ehre der Gedächtnisrede übertragen. Nicht als ob ich nicht auf das freudigste diesem hochehrenvollen Auftrage entsprochen hätte. Bei Griechen und Römern ist die Oratio funebris in hoher Blüte gestanden, und mehr als ein rhetorisches Meisterwerk dieser Gattung bewundern wir noch heute. Welch

1) Universitätsschrift, Jena 1901.

glänzende Proben geistlicher Beredsamkeit hat das unter den modernen Völkern rednerisch am höchsten beanlagte Volk, das französische, abgelegt! Kann man sich nun einen schöneren Vorwurf für eine Rede denken, als einen der edelsten, selbstlosesten und frömmsten Fürsten Deutschlands zu feiern, einen Fürsten, dessen Herz für alles Hohe und Ideale warm erglühte, einen bewährten Maecen für Kunst und Wissenschaft? Aber gerade die Größe und Erhabenheit der Aufgabe macht mich verzagt, und ich frage mich, ob ich ihr auch gewachsen sei. Eins darf ich versichern: Meine Worte entstammen aufrichtigster, herzlichster Bewunderung und Verehrung.

Und so will ich versuchen, Carl Alexander zu charakterisieren: erstens als Fürsten, seine politische Tätigkeit in Weimar und im Reich, sodann als Christen, seine Wirksamkeit als Landesbischof einerseits, wie auf der anderen Seite sein persönliches Verhältnis zu den überirdischen Dingen und endlich als Rector Magnificentissimus, seine Auffassung von dieser Würde und seine Stellung zur Universität überhaupt. Für diesen dritten Teil bieten sehr reiches, zum Teil wenig bekanntes, zum Teil auch neues Material unsere Senatsakten.

Wenn Flächeninhalt und Menschenzahl der einzige Maßstab für die Größe und Bedeutung der Staaten wäre, so stände Weimar, wie einst das antike Athen, weit unter den Großreichen mongolisch-türkischer Barbarenhorden oder russischer Weltbeherrscher. Aber was der große Boeckh von der griechischen Republik gesagt hat, das können wir auf unser Fürstentum anwenden: „Die Masse erregt nur Staunen; der Geist ladet Herz und Gemüt zu bewundernder

Liebe ein; jene stürzt zusammen über sich selber, wenn kein lebendiger Geist in ihr waltet. Dem Geist ist alles untertan." Dieser versicherte Weimar einen hohen Rang in der Weltgeschichte und übte auf einen Genius, wie Goethe, jene geheimnisvolle Anziehungskraft aus, so daß er zu Eckermann sagen konnte: „Bleiben Sie bei uns und wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort! Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Ich bin seit fünfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall gewesen? Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt."

Auch Fürstenhäuser haben ihre Schicksale. Von den glanzvollen Herrscherdynastien Englands und Frankreichs sind die Stuarts im Elend verkommen, und die Bourbonen leben bis auf einen kleinen Prinzen im Exil, während die einst so bescheidenen Häuser Hohenzollern und Savoien zu Ruhm und Macht emporgestiegen sind als Schöpfer der politischen Einheit ihrer Nationen. Das Haus Wettin, zumal der Ernestinische Zweig, gehört nicht zu denen, welchen die Sonne des Glücks und des Erfolgs auf der Wanderung durch die Jahrhunderte allzeit gelächelt hat. Wie heldenmütig ist der glorwürdige Kurfürst Confessor für die von ihm als wahr erkannte Sache des Evangeliums eingetreten. Doch das Glück der Waffen entschied gegen ihn, und sein Haus verlor den Kurhut an den albertinischen Vetter.

Den immerhin noch recht stattlichen Besitz der Dynastie haben unglückselige Hausgesetze und Teilungsverträge in politische Organismen zersplittert, welche — wenigstens teilweise — nur uneigentlich den Namen Staat verdienen. Während anderwärts

die alten Gaudynasten ausstarben oder verarmten und ihren Besitz verloren oder endlich zum Heil des Ganzen in eine abhängige Stellung hinabgedrückt wurden, hat im angestammten Besitz der Ernestiner, in Thüringen, ein ungünstiges Geschick ansehnliche Länderstrecken im Besitz reichsunmittelbarer Häuser, der Schwarzburger und der Reussen belassen. Ja wider alle Naturordnung fiel Erfurt, Thüringens prädestinierte Hauptstadt, in die Gewalt des Kurerzkanzlers, des Fürstprimas von Mainz, und ist bis heute eine zu einem fremden Staatsganzen gehörige Enklave. So ist im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung kein wahrhaft lebensfähiges größeres Staatswesen in Thüringen emporgekommen und darum hat auch Weimar politisch nur eine bescheidene Rolle gespielt. Und doch, welch leuchtende Erinnerungen in der deutschen Kulturentwicklung knüpfen sich an die zwei so eng miteinander verbundenen Namen: Weimar und Jena.

Nach dem Mühlberger Unglück, in der kaiserlichen Gefangenschaft, als sein Glanz als der eines der ersten Fürsten des Reichs für immer erloschen war, da faßte Kurfürst Johann Friedrich im Verein mit seinen Söhnen den unter den damaligen schweren Umständen geradezu heroischen Entschluß, die Universität Jena als eine Burg der neuen Lehre zu gründen, wahrlich ein glorreiches Zeugnis für die Fürsten dieses Hauses, die selbst in der Zeit des Unglücks und der bittern äußeren Not ihren idealen Sinn niemals verleugneten. Durch den Kurfürsten und seine Söhne ward Jena eine Warte des lutherischen Glaubens, und durch seine großen Lehrer — ich nenne einen Striegel, einen Flacius, einen Musaeus, Heshu-

sius und Wigand, die beiden nachherigen Bischöfe von Samland[1]), und vor allem den großen Johann Gerhard — durch diese eminenten Lehrer hat Jena gewaltig in die damalige geistige, nach der Art jener Zeit in erster Linie theologische Bewegung eingegriffen.

Sodann im Beginn des vorigen Jahrhunderts, wie erstrahlt die Stadt an der Ilm von unvergänglichem Ruhme. Ich brauche nur den Namen Karl August auszusprechen und sofort zaubert sich vor unser geistiges Auge das Andenken an die großen Toten, deren literarisches Schaffen den Weltruf des Deutschen Namens begründet, Weimar zu einem Wallfahrtsorte für die geistige Elite aller Völker gemacht und den Ruhm der Dichterfürsten bis zu den fernsten Nationen und entlegensten Gestaden getragen hat. Lesen doch heute in

1) Man tut diesen trefflichen Flacianern bitter Unrecht, wenn man in ihnen nur fanatische Streittheologen und Zionswächter sieht. Heshusius ging ins Elend, weil er mannhaft gegen Fürsten und Stadtmagistrate die Freiheit der Kirche verfocht, während jene die Schlüsselgewalt zu cäsaropapistischer Knechtung der Kirche verwandten. Daß freilich auch sehr menschliche Motive bei ihrem „Eifer um Gottes Haus" mit unterliefen, wußten schon die Alten. Sehr launig erzählt der treffliche alte Jöcher s. v. Heshusius: „An. 1569 zohe er als Profess. Theolog. nach Jena, wurde aber 1573 aufs neue wegen des Crypto-Calvinismi, dem er entgegen war, seines Amtes entsetzet; wiewohl er noch in selbigem Jahre als Bischoff über Samland nach Preussen zohe; bei welchem ansehnlichen Amte er jährlich 3000 Mark, 20 Groschen für eine Mark gerechnet, 2 Läste Rocken, 3 Läste Maltz, 8 Läste Haver, eine Tonne Butter, 4 Ochsen, 10 Schöpse, 4 Schweine, 20 Fuder Heu, 20 Fuder Stroh, 30 Achtel Holtz und freye Fischerey zu geniessen hatte. Aber er genoss dieser Ruhe nicht lange, sondern wurde von D. Wigando, welchem sein fetter Dienst in die Augen stach, wegen der Redensart, die er gebraucht: man könne nicht allein in concreto sagen: der Mensch Christus ist allmächtig, sondern auch in abstracto: Christi menschliche Natur ist allmächtig; zum Ketzer gemacht und 1577 von seinem Bissthum abgesetzt."

Samsun am schwarzen Meere und in Kaisarije im weltentrückten kappadozischen Binnenlande die armenischen Schulkinder Schillers Glocke in der Übertragung unseres jenensischen Ehrendoktors, des gelehrten P. Leontius Alishan von der Kongregation der Mechitaristen von San Lazzaro. Und die Gespräche mit Goethe hat ein hochgebildeter Efendi sogar ins Türkische übersetzt. In Weimar hat einst einer unserer Heroen die Stimmen der Völker gesammelt und heute lauscht der gesamte Erdkreis den süßen Klängen, welche zuerst an den baumumschatteten Ufern der Ilm ertönten. Der berühmte Doppelvers aus ‚Auf Miedings Tod' ist buchstäbliche Wahrheit.

Und zu derselben Zeit hatte Jena das seltene Glück, in seinen Mauern die drei Männer zu beherbergen, welche die philosophische Gedankenarbeit in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nahezu unumschränkt beherrscht haben. So sind zwei bescheidene und unscheinbare Städte eines Kleinstaates eigentliche Brennpunkte unserer modernen Gesittung geworden.

In den Namen Johann Friedrich und Karl August verkörpern sich die Gedanken, welche zu den altgeheiligten Familienüberlieferungen des Weimarischen Fürstenhauses gehören. Diese Gedanken fanden ihre lebendigste Vertretung, gleichsam ihre Inkarnation, in der Person des verewigten Großherzogs Carl Alexander. Ihnen gehörte seine Liebe, und in ihnen fand er Halt und Kraft, wenn draußen der politische Parteienkampf in unerfreulicher Weise tobte. Mit dem seligen Bischof Sailer konnte er sagen: „Die leisen Stimmen der Erinnerung lehren uns oft weit mehr, als der Donner der Gegenwart mit seinem be-

täubenden Eindruck.“ Man mißverstehe mich deshalb nicht; unser hoher Herr hing gewiß mit edelster Pietät an seinen glorreichen Ahnen und ihren Großtaten; aber er war kein laudator temporis acti. Er hat seine Zeit verstanden und mit Bewußtsein im Geiste der modernen Zeit politisch gewirkt. Aus dem patriarchalischen Stillleben des Feudalismus und der Ständeherrschaft wurde auch Weimar durch die in ihren Folgen vielfach so segensreiche Bewegung von 1848 aufgeschreckt. Für den alternden Sohn Karl Augusts war es nicht leicht, sich der vollkommen neuen Zeit anzubequemen. Aber als nach seinem Tode, dem 8. Juli 1853, Carl Alexander in noch jugendlichem Alter die Regierung ergriff, hat er es verstanden, unterstützt von ebenso pflichttreuen, als geistig bedeutenden Ministern, die Verfassung, das Gerichts- und Verwaltungswesen im Sinne eines gemäßigt liberalen Konstitutionalismus umzugestalten und fortzubilden. Wir Menschen von heutzutage, welche die erhabensten politischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts, die deutsche Einheit und die konstitutionelle Staatsordnung, als ganz selbstverständliche Dinge nahezu gleichgültig hinnehmen, können uns nur schwer in jene Zeiten dumpfer Reaktion hineindenken, wo die Edelsten der Nation an des Vaterlandes Zukunft irre wurden, ja ganz verzweifelten, und der Dichter schmerzerfüllt sang:

„Es ist so finster, ist so kalt
In dem, was man das Leben nennt;
Es fehlet an des Lichts Gewalt,
Es fehlt am Feuerelement.“

In jenen traurigen Tagen der Manteuffel und Borries, der Hassenpflug und Beust, da war das kleine

Weimar eine Burg, wie der Gedankenfreiheit so auch des gesunden, politischen Fortschritts. Damals sind nacheinander zwei Männer von unserem Durchlauchtigsten Fürsten zu seinen Beratern erhoben worden, deren Namen unauslöschlich in die Annalen unseres Großherzogtums eingegraben sind: Staatsminister von Watzdorf, der Schöpfer des modernen Staates Weimar, und jener Mann aus Herders Stamm, den wir Ältern, denen das seltene Glück zu Teil ward, ihn persönlich noch zu kennen, nur mit dankbarer Liebe und hoher Verehrung nennen können: Gottfried Theodor Stichling, während eines halben Jahrhunderts in verschiedenen einflußreichen Stellungen, seit 1867 als leitender Staatsminister ein warmer Freund und verständnisvoller Förderer unserer Akademie. Ich habe das schlichte und vornehm einfache Buch: ‚Aus 53 Dienstjahren' nicht ohne innere Bewegung wieder in die Hand genommen. Da steht ein echt antiker Mensch vor uns. Nicht in der schwächlichen Weise unsrer Zeitgenossen betrachtet er das Leben als das kostbarste Gut, um das man selbst seine Würde und die Wahrheit preisgibt. Nein, Stichling kannte nur ein Ziel: Seine Pflicht und nur seine Pflicht. Wie ganz ging dieser edle Mann in dem Gedanken auf, seinem Lande und seinem Fürsten zu leben. Die Namen Carl Alexander und Stichling mit ihren unvergänglichen Idealen, denen sie Leben und Kraft weihten, werden auch in Zukunft untrennbar fortleben, mag auch die heutige realistisch-utilitaristische Zeitströmung noch so feindselig und mächtig ihrer Geistesrichtung entgegen wirken.

Das unbedingte Vertrauen, welches unser verewigter Landesherr dem treuen Diener schenkte, ehrt

beide gleichermaßen. Hier offenbart sich eine der wertvollsten Regenteneigenschaften Carl Alexanders. Denn nicht die, welche alles selbst entscheiden wollen, sondern die, welche mit sicherer Hand den rechten Mann an die rechte Stelle setzen, das sind die trefflichsten und für ihre Lande segensreichsten Fürsten. Darum hat Ludwig XIV. Frankreich so groß gemacht, weil ein Louvois, ein Colbert, ein Chamillart seinen Staat leiteten. So hat Kaiser Wilhelm, dessen Gedächtnisfeier wir vor dreizehn Jahren gleichfalls in diesem alten Paulinerkloster begingen, durch sein felsenfestes Vertrauen auf Bismarck und Roon Deutschlands Einheit errungen. Wohl dem Fürsten, der einem Minister wie Stichling sein Vertrauen schenkte und bewahrte!

Großherzog Carl Alexander hat Deutschlands große Tage auf dem Höhepunkt seines Lebens nicht nur geschaut, sondern mit schaffen helfen. Bei der Gründung des norddeutschen Bundes und ebenso fünf Jahre später, als der Völker Traum, die Wiederaufrichtung des heißersehnten Kaiserthrones, in Erfüllung ging, da stand unser Großherzog als einer der Ersten und am freudigsten Mitwirkenden in Versailles. Er konnte in Wahrheit von jener weltgeschichtlichen Epoche sagen: ‚Et quorum pars magna fui.‘ Dafür kann ich mich auf den kompetentesten und vorzugsweise klassischen Zeugen berufen, auf Fürst Bismarck. In Jenas großen Tagen, als wir nach Kissingen wallfahrteten, da hat Fürst Bismarck auf unsern hohen Herrn einen Toast ausgebracht des Inhalts, der Großherzog von Sachsen sei ihm allezeit ein gütiger und gnädiger Herr gewesen; in guten und schweren Zeiten, in Krieg und Frieden

habe er in der hohen Gnade des Großherzogs eine feste Stütze und wirksame Förderung gefunden. Der ehrwürdige Senior der philosophischen Fakultät, der an den fernen Gestaden der Javasee, wenn einer, unser schmerzvolles Ungemach in fühlender Brust mit empfindet, hat damals auf der Stelle dem Großherzog von Bismarcks Worten telegraphisch Mitteilung gemacht und dann jene gefeierte Antwort empfangen, worin unser Landesherr seine Freude über die gute Erinnerung aussprach, die Fürst Bismarck ihm bewahre; er entspreche derselben mit der besondern und tiefen Dankbarkeit, welche ihm von seiten des Vaterlandes gebühre. Das sind goldene Worte; sie entstammen einer ebenso warmen, als mutvoll entschiedenen vaterländischen Gesinnung. Ja, unser gesamtes Vaterland hat in dem verstorbenen Großherzog unsäglich viel verloren. Carl Alexander war vor allem ein großer Patriot.

Eine zweite von den Vätern auf die Söhne übertragene Erbtugend des erhabenen Ernestinischen Herrscherhauses ist ihr echter Christensinn, ihre Frömmigkeit. Auf dem Schlosse zur fröhlichen Wiederkunft erblickt man ein ungeschicktes, aber rührend naives Bild: Der sterbende Bekenner liegt auf dem Totenbette und segnet seine drei vor ihm knieenden Söhne. Irdische Macht, Reichtum und Herrlichkeit hat dieser väterliche Segen ihnen nicht eingebracht, und doch gilt auch von dem Hause der Ernestiner das Schriftwort: ‚Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser'. Des Vatererbe ist ein felsenfester christlicher Glaube, welcher diese Fürsten in schweren Zeiten aufrecht erhalten hat. Zeuge dessen ist Ernst der Fromme, der Begründer der drei

jüngeren Linien des Ernestinischen Gesamthauses, dem erst in unsern Tagen die dankbare Nachwelt das wohlverdiente Denkmal errichten wird; Zeuge nicht minder sein älterer Bruder Wilhelm II. von Weimar (1598—1662). Wir Jenenser zehren noch heute an dieses Maecenaten Caritas und Munificenz. Noch während des 30jährigen Krieges schenkte er uns das Dotalgut Apolda, ‚fundi nostri principium', und von da an bildete die Universität den ersten, den Prälatenstand, sowohl in den zum Generallandtage berufenen Landständen des Fürstentums Weimar, als auch in den Speziallandtagen der Jenaischen Landesportion[1]). Nicht minder als durch diese Frei-

---

1) Das eigentliche Fürstentum Weimar und die jenaische Landesportion haben jede ihre besondere Landschaftsverfassung gehabt, auch beide ihre besondern Landtage oder wenigstens Landausschußtage, welche alle 5 bis 6 Jahre, wenn kein erhebliches Hindernis vorfiel, abgehalten wurden.

Die Landstände des Fürstentums Weimar, welche zu einer allgemeinen Landesversammlung (Generallandtage) berufen wurden, bestanden:

1. aus Prälaten d. i. der Universität Jena wegen ihres Besitzes von Apolda;
2. aus Grafen, nämlich den Fürsten von Schwarzburg, (die aber nie erschienen);
3. aus der Ritterschaft;
4. aus den Städten: Weimar, Buttstädt, Bürgel und Dornburg, welch letztere alternierten.

Die Landschaft hatte überdies eine beständig angeordnete Deputation, welche aus 1 Deputierten des Prälatenstands, 6 von der Ritterschaft und 2 Deputierten der Stadt Weimar und 1 der Stadt Buttstädt bestanden. Diese ordinären Deputierten bildeten zugleich das Steuerkollegium, welches alle und jede Steuerangelegenheit besorgte, und über die Landschaftskasse zugleich mit einem vom Herzoge ernannten Kassendirektor die unmittelbare Aufsicht führte, auch in der

gebigkeit glänzt Wilhelm durch seine Frömmigkeit. Wir kennen aus den vergangenen Jahrhunderten einen Markgrafen von Brandenburg, einen Herzog von Braunschweig, zwei Gräfinnen von Schwarzburg und andere Personen erlauchter Abstammung, welche das köstlichste Kleinod unserer Kirche, unseren evangelischen Liederschatz, vermehren halfen. Zu diesen fürstlichen Hymnologen gehört auch Wilhelm II., hochgefeiert als Dichter des „Herr Jesu Christ, Dich zu uns wend", das noch heute gewissermaßen zum eisernen Bestand der Liedersammlungen Deutschlands und der evangelischen Schweiz gehört. Allsonntäglich erbaut sich gar manche Christengemeinde an dem schwungvollen Kernliede mit seiner volkstümlichen Sangweise.

Dieses Erbe hat Carl Alexander, eines frommen Vaters frommer Sohn, mitten in einer glaubenslosen

---

Zwischenzeit von einem Landtage zum andern alle vorkommenden landschaftlichen Sachen besorgte.

Die Landstände der jenaischen Landesportion bestanden:

1. aus Prälaten (2 Deputierten der Universität Jena);
2. aus der Ritterschaft, zu welcher 17 gehörten;
3. aus 4 Städten: Jena, Allstädt, Lobeda, Remda; Jena schickte 2 Deputierte zu einem Generallandtage.

Nach dem Wiener Kongresse brachte Karl August 1816 mit dem Landtage eine freisinnige Verfassung mit Volksvertretung zu stande; aber die Universität behielt, wie sich das gebührt, einen Deputierten im neuen Landtage. Denn nach § 10 des Grundgesetzes über die landständische Verfassung des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach vom 5. Mai 1816 hatte die Akademie Jena einen Abgeordneten zum Landtage des Großherzogtums zu stellen. Erst ein Federstrich des Ministers von Watzdorf, wie unser trefflicher Kollege Stickel, die lebendige Überlieferung des alten Jena, oft beklagte, hat durch die Landtagswahlgesetzgebung vom Jahre 1848 dieses Recht beseitigt.

Zeit mit jenem Mute festgehalten, welchen nur die felsenfeste Überzeugung von der Wahrheit der eigenen Anschauungen verleihen kann. Diese seine Glaubensüberzeugung hat er schon in frühester Jugend sich erworben und festgehalten bis zum Ende. Ein authentisches Zeugnis hiefür ist das selbstverfaßte Glaubensbekenntnis des fürstlichen Konfirmanden. Sein Religionslehrer war Herders Nachfolger, Generalsuperintendent Dr. Röhr, der typische Vertreter des Rationalismus vulgaris, durch das von ihm herausgegebene Magazin für christliche Prediger ein hocheinflußreicher Mann, ebenso beliebt bei den einen, als bei den anderen gefürchtet. Man weiß, wie die späteren Vertreter der sogenannten gläubigen Richtung diese Bekenner „eines vernünftigen Religionsbegriffs und einer geläuterten Gottesverehrung" verhöhnten und lächerlich machten. Röhr, von Karl August und Goethe gleichermaßen hochgeschätzt und von letzterem zum intimsten Kreise gezogen, war jedenfalls ein Mann von hohem sittlichen Mut. Das hat er am 26. März 1832 durch die Trauerworte bei Goethes Bestattung erwiesen, die damals so großes Aufsehen erregten, weil er es verstanden hatte, bei feinsinniger rückhaltloser Bewunderung des Genius auch nicht das Geringste weder der von ihm vorgetragenen Lehre, noch seiner Würde als Prediger zu vergeben[1]). Das Konfirmationsbekenntnis des

---

1) Trauerworte bei von Goethes Bestattung in Weimar am 26. März 1832 gesprochen vom Herausgeber in: Magazin für christliche Prediger, herausgegeben von Dr. J. F. Röhr V 1 Hannover und Leipzig 1832 S. 240—244.

Der höchst bemerkenswerte Schluß der bedeutenden Rede lautet: „Und so wandle denn in diesen höheren Räumen die neue Bahn,

Prinzen[1]) zeigt uns nun deutlich den Stempel von Röhrs Geist aufgeprägt. Es ist eine, wie man damals sagte, „philosophisch" erweiterte Wiedergabe des

---

welche sich vor Deinem verklärten Blicke öffnete, und stille den heißen Durst Deines Wissens in dem näheren Anschaun der Herrlichkeit der Welten, die Dich jetzt umleuchten, und schreite, von den beengenden Banden des Leibes entfesselt, auf dem Pfade der Weisheit rüstig weiter, welche Du hier suchtest, und deren Vollendung und Ziel nur in dem ewigen Geiste zu finden ist, an welchen wir glauben! Was irdisch an Dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der sinnlichen Hülle, in welcher Du unter uns wandeltest, begraben wir zugleich die menschlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Du auch an Deinem Teile der Natur ihre Schuld bezahltest. „Wenn der Mensch, sprachst Du einst selbst, wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt oder gelitten, sondern was sie geleistet und getan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen. Mängel haben wir alle gemein; die Tugenden gehören jedem besonders." —

Durch diese Deine eigenen Worte auf den Gerechten und Heiligen hingewiesen, vor welchem Du jetzt stehest, um von dem Gebrauche des Dir verliehenen großen Pfundes Rechnung abzulegen, und eingedenk des ernsten Spruches unseres göttlichen Meisters: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern" empfehlen wir Deine Seele der Gnade und Erbarmung Dessen, von welchem wir alle Erbarmung und Gnade hoffen, und beten über Deiner Asche:

Vater unser usw.

1) Bei dem hohen Werte dieser Urkunde gebe ich hier den Wortlaut derselben, wie sie in der Konfirmationsrede des Generalsuperintendenten Röhr abgedruckt ist. „Rede bei der feierlichen Konfirmation Sr. Königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach Carl Alexander August Johann am 14. Nov. gehalten von D. Johann Friedrich Röhr (zum Besten des vaterländischen Frauenvereins), Weimar gedruckt und zu haben in der Albrechtschen privil. Hofbuchdruckerei 1834." Ich benutze das Exemplar unserer Acta Academica die feierliche Konfirmation des

Apostolikums; aber die harten Dogmen der Vorzeit, welche jene Zeit so wenig wie die unsrige anzunehmen vermochte, sind leise umgebogen oder entfernt.

---

Herrn Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach Königliche Hoheit betr. Jena 1834.

Selbstverfaßtes Glaubensbekenntnis des fürstlichen Konfirmanden.

Ich glaube an Gott, den allervollkommensten Geist, den allmächtigen, allweisen und allgegenwärtigen Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt und den erhabenen Lenker der menschlichen Schicksale. Ich erkenne Ihn als den heiligen und gütigen Vater und Erzieher der Menschen, dem ich die tiefste Ehrfurcht, die innigste Liebe und Dankbarkeit, das unumschränkteste Vertrauen und den kindlichsten Gehorsam schuldig bin. Wie ich Ihm alles, was ich bin und habe, verdanke, so weihe ich mich auch Ihm mit Leib und Seele und allen meinen Kräften. Ihn will ich zeitlebens im Geist und in der Wahrheit, durch frommen Sinn und tugendhaften Wandel verehren.

Ich erkenne mich, sowie jeden meiner menschlichen Brüder, als Gottes Kind, geschaffen zu Seinem Ebenbilde. Nach Seinem Willen soll ich die mir verliehene, sittliche Natur immer völliger auszubilden suchen, vermittelst derselben mein sinnliches Wesen beherrschen und darnach streben, Gott in Seiner Heiligkeit, Weisheit und Güte immer ähnlicher zu werden. Diesen meinen sittlichen Beruf will ich über alles achten, mich um zunehmende Gottähnlichkeit in allen Fällen bemühen und mich dadurch des göttlichen Wohlgefallens würdig zu machen suchen.

Ich glaube an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, den Stifter des Himmelreichs auf Erden, in welchem die Menschen zu religiös erleuchteten, sittlich gebesserten und dadurch glückseligen Gottesverehrern gebildet werden sollen, den Erlöser der Menschen von Irrtum, Sünde und geistigem Elend und den Führer zur Wahrheit, Tugend und Seligkeit. Ich erkenne in Ihm das vollkommenste Musterbild der veredelten Menschheit, welchem ich nachstreben soll und will. Den Weg, welchen Er mir durch Seine Lehre und durch Sein Leben gezeigt und gebahnt hat, erkenne ich als den allein richtigen Weg zur wahren Tugend und Seligkeit. Ihn will ich zeit-

Im zweiten Artikel heißt es:

„Ich glaube an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, den Stifter des Himmelreichs auf Erden, . . . den Führer zur Wahr-

---

lebens wandeln, nie von ihm abweichen und mich dadurch als einen wahren Verehrer Christi beweisen.

Bei dem Wandeln auf diesem Wege und bei dem Streben nach sittlicher Veredlung vertraue ich auf den Beistand Gottes, des heiligen Geistes. Ich habe diesen Beistand in den Aussprüchen meiner Vernunft und meines Gewissens, in dem Bemühen meiner Eltern und Erzieher, in den Schicksalen meines Lebens und in dem Worte Gottes, in der heiligen Schrift, empfunden. Er wird mir auch künftig nahe sein. An Seinen heiligenden Einfluß will ich mich stets hingeben und Seinem Zuge folgen. Bei dem Bewußtsein meiner sittlichen Fehler und Schwächen vertraue ich auf die verzeihende Gnade meines himmlischen Vaters, deren mich Jesus Christus versichert hat, und will mich derselben durch aufrichtige und anhaltende Besserung würdig zu machen suchen.

Endlich glaube ich an das Fortleben meines Geistes nach dem Tode des Leibes, an ein ewiges, vollkommeneres und vergeltendes Leben. Dieses will ich nie aus den Augen verlieren, vielmehr mich während meines ganzen Lebens auf dasselbe durch rechtschaffenes Denken und Handeln vorbereiten, damit mein Lebensweg ein Weg zum Himmel werde.

Alles, was ich ausgesprochen und bekannt habe, ist meine feste Ueberzeugung, wie ich sie aus dem Worte Gottes, mit völliger Beistimmung meiner Vernunft und meines Gewissens gewonnen habe. An diese will ich mich zeitlebens treu und fest halten, unabhängig von menschlichem Ansehen und menschlichen Meinungen, und will mir meine Glaubens- und Gewissensfreiheit in den heiligen Angelegenheiten der Religion bewahren. Und somit bekenne ich mich aufrichtig und mit Dank und Freude zu der evangelisch-protestantischen Kirche.

Nach der Ablegung dieses Bekenntnisses durch den Prinzen fuhr Röhr in seiner Rede (a. a. O. S. 8) folgendermaßen fort: „Die Worte, welche Sie sprachen, Durchlauchtigster Prinz, sind uns ein vollgültiger Beweis der klaren Erkenntniß, mit welcher Sie die Summe

heit, Tugend und Seligkeit. Ich erkenne in ihm das vollkommenste Musterbild der veredelten Menschheit, welchem ich nachstreben soll und will."

Im dritten Artikel bekennt er statt der Auferstehung des Fleisches ein Fortleben seines Geistes nach dem Tode des Leibes. Ergreifend durch ihren sittlichen Ernst und den sich in ihnen offenbarenden Wahrheitssinn sind vor allem die Schlußworte des christlichen Glaubensbekenntnisses:

„Alles, was ich gesprochen und bekannt habe, ist meine feste Überzeugung, wie ich sie aus dem Worte Gottes, mit völliger Beistimmung meiner Vernunft und meines Gewissens gewonnen habe. An diese will ich mich zeitlebens treu und fest halten, unabhängig von menschlichem Ansehen und menschlichen Meinungen, und will mir meine Glaubens- und Gewissensfreiheit in den heiligen Angelegenheiten der Religion bewahren. Und somit bekenne ich

---

des christlichen Glaubens, wie ihn das reine, im Sinne unserer evangelischen Kirche aufgefaßte und mit Vernunft und Gewissen in uns zusammenstimmende Evangelium Jesu lehret, in sich aufnahmen, so wie die redliche Gesinnung, mit welcher Sie demselben unverrückte Treue bewahren wollen. Besiegeln Sie nun diese Treue handgelobend und beugen Sie Ihre Kniee vor Dem, vor dem auch Fürsten Staub und Asche sind, um den Segen zu empfangen, mit welchem unsere Kirche allen ihren jüngeren Genossen bei ihrem Eintritt in dieselbe entgegenkommt usf." Aus den gesperrt gedruckten Worten ist offenbar das abgeschmackte Märchen entstanden, das mir ein Zeitgenosse jener Epoche vor einigen Jahren naivgläubig erzählte: der Erbgroßherzog habe nicht knieen wollen und darauf habe ihn der amtierende Priester an den Schultern gefaßt und leise auf das Kissen gedrückt. Ein ätiologischer Mythus in optima forma!

mich aufrichtig und mit Dank und Freude zu der evangelisch-protestantischen Kirche."

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es muß eine gute Theologie gewesen sein, welche dem fürstlichen Konfirmanden eine Überzeugung beibrachte, die in allen Versuchungen und Stürmen des spätern Lebens eine geradezu glänzende Probe bestanden hat.

Ein religiös so interessierter Fürst, wie Carl Alexander, ist auch kirchenpolitisch ungewöhnlich tätig gewesen; er hat den mit seiner Regentenstellung verbundenen Summepiskopat zur Wahrheit gemacht. Zu den unerfreulichsten, von den Reformatoren selbst tief beklagten Folgen der Reformation gehört die Aufhebung des Episkopats. Dessen Funktionen gingen auf den Landesherrn über, und aus dieser Stellung leiten sich noch heute dessen wichtigste kirchliche und kirchenpolitische Rechte her. Diese cäsaropapistische Verquickung von Königswürde und Bischofsamt hat zu den sonderbarsten Monstrositäten geführt. Der katholische König von Bayern und der orthodoxe Zar aller Reussen sind die Landesbischöfe ihrer evangelischen Untertanen; sie üben deshalb in unserer Kirche höhere Rechte aus, als ihnen, die ja Laien sind, die eigene Kirche jemals gestattet. Diese verderbliche Lehre vom landesherrlichen Summepiskopat hat die Kirche der Mißhandlung durch die Juristen preisgegeben; aber den Gedanken der Staatsomnipotenz in kirchlichen Dingen halten selbst unsere konservativsten Regierungen fest; sagte mir doch ein trefflicher und obendrein für seine Person streng kirchlicher Minister, als ich mich einst ihm gegenüber in naiver Harmlosigkeit sehr anerkennend über

die mir persönlich äußerst sympathischen Stöcker-Hammersteinschen Verfassungsentwürfe äußerte: „Nein, gerade das wollen wir nicht. Begreifen Sie denn nicht, daß uns die wohlorganisierte katholische Kirche bereits Not genug macht? Da sollen wir noch zu einer Mobilmachung der Evangelischen die Hand bieten! Das geht nicht.“

Ganz anders faßte unser verklärter Fürst seine Aufgabe als sichtbares Oberhaupt unserer Kirche auf. Als seit den sechziger Jahren das neu erwachte religiöse Interesse auch auf dem Gebiete des kirchlichen Verfassungslebens sich geltend machte und nach Befreiung aus der bureaukratisch-konsistorialen Knebelung verlangte, da trug auch unser Landesbischof der neuen Zeitströmung Rechnung, indem er 1873 der ihm unterstellten Weimarischen Kirche eine Synodalverfassung gewährte. Unvergessen soll auch hier bleiben, daß dieses große Werk nur durch die Initiative des Ministers Stichling durchgesetzt werden konnte; auch mußte, damit der mißtrauische und leider wenig Verständnis zeigende Landtag nicht den ganzen Synodalentwurf zu Fall bringe, dieser selbst in einer verkümmerten Gestalt erscheinen. Aber die Kirche Weimars hatte nun eine wirkliche verfassungsmäßige Vertretung, und dieses verdankte sie in erster Linie dem lebendigen kirchlichen Interesse ihres Landesbischofs.

Man muß nun freilich eingestehen, daß die Synode den hochgespannten Erwartungen eines Stichling oder eines Lipsius kaum entsprochen hat. Die verfehlte indirekte Wahlart ihrer Mitglieder, das unverhältnismäßige Überwiegen des geistlichen Elements und ihre Zusammensetzung zum großen Teil aus welt-

lichen und kirchlichen Beamten läßt dieselbe nicht als eine wahrhaftige und echte Vertretung des christlichen Volkes erscheinen. Aber man vergesse nicht, daß das Institut bereits vor dreißig Jahren ins Leben gerufen worden ist, also vor sehr geraumer Zeit und in einer ganz anders denkenden Epoche, als die unseres heutigen, schnellebenden Geschlechts ist. Nichts Ewiges hat Carl Alexander geschaffen; in dieser irdischen Welt der Vergänglichkeit hat nichts Anspruch auf ewige Gültigkeit. Das irdische Gewand, das vergängliche Kleid, das menschlicher Verstand dem göttlichen Leibe der Kirche Christi umlegt, ist Menschenwerk und darum der Veränderung unterworfen. Aber der Untergrund dieser weimarischen Kirchenverfassung ist ein gesunder, und wird auf diesem Fundament ein allerdings völlig neuer Aufbau aufgeführt, so dürfen wir vielleicht doch durch die Synode eine Wiedergeburt des eingeschlafenen kirchlichen Lebens in Thüringen erhoffen.

Wie im Innern das Verfassungsleben, so hat nach außen die Lutherkirche die Mission vernachlässigt. Luther half sich mit der schwachen Ausflucht, wir lebten in den letzten Zeiten. Dasselbe glaubte Papst Gregor der Große; allein das hinderte ihn nicht, in glorreicher und glücklicher Weise die Bekehrung der Angelsachsen ins Leben zu rufen. Darum gehört im XVI. und XVII. Jahrhundert die Palme auf dem Missionsgebiete der Gesellschaft Jesu. Man denke an China, Japan und vor allem an Paraguay. Erst der Pietismus hat diese Unterlassungssünde der Reformatoren wieder gut gemacht, und bewundernswert sind vor allem die Leistungen der Brüdergemeinde. Dagegen die moderne kritische

Theologie, in der für gewöhnliche Sterbliche unverständlichen Geheimsprache hegelscher Begriffsbestimmungen orakelnd, hatte sich gänzlich vom Leben und der Wirklichkeit abgewandt und schaute vornehm lächelnd auf die, welche nach Christi Wort sich der Mühseligen und Beladenen annahmen. Für die Heidenmission hatte sie nur höhnische Kritik. Doch diese verteidigte sich mit großem Geschick vor dem Richterstuhl der Immanenz, und der Hieb, daß tadeln leichter sei, als besser machen, saß darum so tief, weil er inhaltlich nur zu gut begründet war. Da haben sich einige Schweizer und Deutsche Geistliche, vor allem aber die Mitglieder der Jenenser theologischen Fakultät zur Gründung des allgemeinen protestantischen Missionsvereins zusammengetan, und dieselben haben unseren Hohen Herrn für das ebenso neue, als kühne und vielversprechende Unternehmen zu gewinnen gewußt. Mit dem ihm eignen Feuereifer trat R. A. Lipsius dieser geistigen Bewegung bei. Die Gründung des allgemeinen Missionsvereins ist ein hochbedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte der Jenaischen Theologie. Sie verließ den Olymp philosophischer Abstraktionen und betrat zum ersten Mal und mit viel Glück den nüchternen, aber fruchtbaren Boden der Wirklichkeit. Vom höchsten Werte war es nun, daß der Großherzog seine Einwilligung dazu gab, die von dem Verein neugegründete japanische Missionskirche der Weimarischen Landeskirche anzugliedern. Das war ein Schritt von größter Tragweite.

Dadurch wurde für die in Japan wirkenden Missionare die Möglichkeit gewonnen, später in Weimarischen Kirchendienst zu treten, wie das schon

mehrfach geschehen ist. Von welchem evangelischen Fürsten ist die Würde des Summepiskopates so ernst und würdig aufgefaßt worden, wie von unserm Großherzog?

Nachdem so die allgemeine Missionsgesellschaft an ihrem summus episcopus einen starken äußeren Rückhalt gewonnen hatte, entwickelte sich dieselbe in kräftiger Weise. Mit richtigem Takte wandte sie sich Japan zu, d. h. sie wollte mit theologisch und philosophisch wohlgeschulten Sendboten ihre Arbeit bei einem geistig hochstehenden Volke uralter Kultur beginnen. Selbst die Basler Mission hat eingesehen, daß mit „der einfältigen Lehre vom Kreuz“ gegenüber Brahmanen, Buddhisten und vollends Konfutsianern nichts auszurichten sei. Die indischen Pandits und die ostasiatischen Gelehrten studieren eifrig die Einwürfe der europäischen Wissenschaft gegen die christlichen Grundlehren. Traf ich doch einst bei Ernst Curtius in Berlin einen hohen Würdenträger der buddhistischen Kirche Japans, der eigens nach Berlin gekommen war, um auf Grund streng wissenschaftlicher Studien später die christliche Lehre besser widerlegen zu können. Mit solchen Männern können nur wissenschaftlich hochstehende Missionare in die Arena treten, wie sie eben der weimarische Verein ausbildet. So hat die liberale Theologie durch den allgemeinen Missionsverein zum ersten Male bewiesen, daß ihre Tätigkeit nicht in der Kritik aufgehe, sondern daß auch sie positiv am kirchlichen Aufbau mitwirke.

Diese zukunftsreiche Entwickelung ist aber nur möglich geworden durch die tatkräftige Unterstützung Carl Alexanders. Wie die Brüdergemeinde

für ihre Mission in Grönland und Labrador, in Surinam und Tranquebar ihren Halt an dem frommen König Friedrich IV. von Dänemark fand, so wird der allgemeine protestantische Missionsverein allzeit mit ehrfurchtsvollster, innigster Dankbarkeit seines Durchlauchtigsten Stifters und machtvollen Schirmherrn gedenken.

Es kamen die Tage des Alters und mit ihnen die schwerste Prüfung. Während nahezu eines halben Jahrhunderts hat Großherzog Carl Alexander über Weimar regiert. Wenn nach dem großen Volksführer und Propheten die Köstlichkeit des Alters[1]) in Mühe und Arbeit besteht, so sind diese dem Hohen Herrn nicht erspart geblieben. Durch Schicksalsschläge von wahrhaft betäubender Wucht wurde er stets aufs neue betroffen. Sieben Jahre vor ihm sank die Hoffnung des Landes, der Thronfolger, dahin. Drei Jahre später, fünf Jahre nach dem vom ge-

---

1) 82 Jahre sind ein hohes, aber unter den heutigen Fürsten durchaus nicht unerhörtes Alter. Durchmustern wir die Reihen der Könige und Regenten, welche gegenwärtig Europas Throne schmücken, und vergleichen sie mit denen der zwei vergangenen Jahrhunderte, so scheint tatsächlich der Fall eingetreten zu sein, daß durch eine verständige Lebensweise und die so sehr vervollkommnete Kunst der Ärzte für unser Zeitalter im Gegensatz zu früheren Epochen durchschnittlich eine erhebliche Verlängerung der Lebensdauer gewonnen sei. Von 40 regierenden Souveränen Europas haben, wenn wir den Großherzog noch mit rechnen, 28 das 50ste, 14 das 70ste und 6 das 80ste Lebensjahr überschritten (der Papst — Luxemburg — Dänemark — Sachsen-Weimar — Großbritannien und Mecklenburg-Strelitz), von denen nun die greise Königin Englands in demselben Monat mit Carl Alexander aus der Zeitlichkeit abberufen worden ist. So stand unser ehrwürdiger Fürst keineswegs vereinsamt unter seinen Genossen da.

samten Lande mit loyaler Freude gefeierten goldenen Ehejubiläum, wurde die hochgesinnte Gattin ihm entrissen. Und endlich mußte er vor nunmehr drei Monaten den jüngern Enkel verlieren. „Ihn wollte das Schicksal der Erde nur zeigen“ konnte man mit Virgil am Grabe des in der Blüte des Jugendlenzes dahingerafften Königssohnes ausrufen. Das war zu viel. Da brach auch der schwer geprüfte Stammvater zusammen, wie Hiob, der heilige Dulder der Vorzeit. Doch nur die beiden auf der Wartburg anwesenden Geistlichen waren Zeugen dieses unermeßlichen Schmerzes. Mit der gewaltigen Energie, die ihn auch im Alter nicht verließ, raffte er sich auf und war wieder ganz Fürst. Bei der Einsegnung der Leiche sagte er zu den beiden Priestern: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für den Dienst, den Sie mir und meinem Hause getan. Die Wartburg lehrt uns, was wir zu tun haben.“ Das ist nicht Härte oder Gefühllosigkeit, sondern echt fürstliche Haltung und erinnert an Richelieu. Nicht der unbedeutendste Teil des fürstlichen Amtes ist das Repräsentieren. Darum hat der Fürst die harte Pflicht, seinen Untertanen gegenüber die menschlichen Gefühle zurücktreten zu lassen, um ganz seinem Berufe anzugehören, d. h. Fürst zu sein.

Klingt es aber nicht wie ahnungsdüstre Weissagung, wenn wir im Hinblick auf dieses antik furchtbare Familiendrama die Worte der Euphrosyne vernehmen:

> Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
> Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
> Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
> Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.

Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.

Doch unser verklärter Fürst steht gerade in dieser Zeit wahrhaft groß da. Die furchtbare Tragödie seines erlauchten Geschlechtes hat seine Glaubenszuversicht nicht vernichtet. „Um vier Dinge bitte ich täglich zu Gott, um Weisheit, Gerechtigkeit, Geduld und Glaube" sagte er auf der Wartburg zu seinem geistlichen Berater; er hatte jene Ruhe wieder gefunden, welche eine wohlbegründete, abgeklärte Überzeugung uns gewährt.

> „Ich schaue", sagte er, „mit Zuversicht in die Zukunft. Ich habe gar keine Sorge um die Zukunft Deutschlands. Ich wäre kein Christ, wenn ich Furcht hätte."

Was Goethe von Carl August sagte, findet auf den Enkel wortwörtliche Anwendung:

> „Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen und der reinsten Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edeln Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen."

Doch das Bild dieses herrlichen Fürsten würde zumal für uns ein sehr unvollständiges sein, wenn

wir nicht noch unsere Aufmerksamkeit seinem engen Verhältnisse zu unserer Hochschule zuwenden würden; denn durch 58 Jahre war er unser Rector Magnificentissimus. Wie die Albertiner Rektoren von Leipzig, die Zähringer von Heidelberg sind, so besteht seit 200 Jahren bei uns die durch die Tradition geheiligte Sitte, daß die Universität jedesmal den neuen Regenten von Sachsen-Weimar zu ihrem Rector Magnificentissimus erwählt. Mit Recht sagt unser Statut, daß die Bekleidung der Rektorwürde durch ein erlauchtes Mitglied des Ernestinischen Gesamthauses für die Universität eine besondere Ehre sei. So ist es auch allezeit von unseren Vorfahren angesehen worden; so denken auch wir.

Wollen wir nun das Verhältnis des höchstseligen Großherzogs zu unsrer Akademie genauer betrachten, so müssen wir mit seiner Geburt beginnen. Denn gleich bei der Taufe, 5. Juli 1818, nimmt es seinen Anfang. Der damals regierende Großherzog Carl August, der Großvater, hatte zu seinen Pathen die Landstände gebeten, vertreten durch den Landmarschall Freiherrn von Riedesel auf Eisenbach, und die Jenenser Studentenschaft, vertreten durch die Burschenschafter von Binzer, Siewerssen und Graf Keller. Die Burschenschafter wohnten in ihrer altdeutschen Tracht dem Taufakt bei und wurden andern Tags zur großherzoglichen Tafel geladen. Die gesamte Jenenser Burschenschaft, 500 Mann stark, zog am 5. Juli nach Weimar und brachte im Schloßhof einen Fackelzug. Der Sprecher brachte dem Durchlauchtigsten Großherzog von Weimar, dem verehrten Erhalter der Jenaischen Hochschule, dem geliebten Beschützer deutschen Rechts und deutscher Freiheit,

und dem ganzen Großherzoglichen Hause ein freies freudiges Hoch. An zwölf im Schloßhof aufgestellten Tafeln wurden die Burschenschafter dann bewirtet. Das war Carl Alexanders Taufe. Vergegenwärtigen wir uns die damalige Lage Deutschlands.

Nur wenige Jahre waren verstrichen seit dem Freiheitskampfe, welcher des Korsen Joch zerbrochen. Wie heldenmütig waren die Scharen der deutschen Jugend hinausgezogen in den heiligen Krieg! Manchen Bruder oder Genossen der dem Großherzog Carl August zujubelnden Burschenschafter deckte der kühle Rasen.

Wie fröhlich zogen sie doch alle
Hinaus in der Begeistrung Glut,
Mit Hörnerklang und Liederschalle,
Mit frischem vollem Lebensmut.

Des deutschen Volkes Jugendblüte,
Sein Stolz und Hort, sein Blut und Saft,
O, welch ein Schatz von Treu und Güte,
Von Wahrheitsdrang und Heldenkraft.

Und nun so schnell in dichten Garben
Auf fremder Erde hingestreckt! —
Wer sagt uns, wo und wie sie starben
Und welcher Hügel jeden deckt?

Euch ist nun wohl! im vollen Drange
Der Liebe für das Vaterland
Seid ihr mit jugendheißer Wange
Gefallen auf dem roten Sand.

Denn höhern Preis kanns nimmer geben
Für den, der nach dem Höchsten ringt,
Als daß er frei und froh das Leben
Als Opfer für die Seinen bringt.

Ihr Leben hatten Deutschlands jugendschöne Helden für die heilige Sache des Vaterlandes dar-

gebracht; in der Geschichte erschien wieder nach langer Vergessenheit das Größte und Heiligste, was die Menschheit kennt: das freie Opfer von Gut und Blut für die geistigen Güter, die idealen Besitztümer einer Nation: Freiheit, Recht und Glauben. — Nun, da der Sieg mit äußerster Anstrengung errungen war, nun, da eine fröhliche Ernte aus der blutigen Saat erblühen sollte, was geschah zu Wien auf dem europäischen Konzile der Staatsmänner, welches eine neue gerechte Staatsordnung begründen sollte? Es schien, sagt Treitschke, als wollte der wieder hergestellte alte Fürstenstand den Völkern Europas recht gründlich zeigen, für welches Nichts sie geblutet hatten. Man hat viel von Napoleon gelernt, sagte Carl August bitter, unter anderem auch die Frechheit.

In der Zeit der Not hatten die Regierungen dem treuen deutschen Volke freie volkstümliche Verfassungen versprochen; statt diese Verheißungen einzulösen, stellte man jetzt die alten Mißbräuche wieder her und zögerte mit der Erfüllung der gegebenen Zusage. Ja, die Regierung des größten und geistig einflußreichsten Staates, Preußens, hat das gegebene Versprechen einer allgemeinen Nationalrepräsentation einfach nicht gehalten.

Wie ehrenvoll stehen dem gegenüber die thüringischen Kleinstaaten da, die Treitschkes wenig geschmackvollen Hohn wahrlich nicht verdient haben. Bernhard Erich Freund von Meiningen, dessen hundertjährigen Geburtstag das Meininger Land kürzlich in angestammter Loyalität und mit warmer Begeisterung gefeiert hat, wie es dieser edle Fürst[1])

1) Treitschke gibt ihm etwas schulmeisterlich die Note: „Ein wackerer kleiner Prinz.“

verdient, Bernhard Erich Freund, in zartester Jugend zur Regierung gelangt, hat sich niemals kalt und vornehm von seinem Volke zurückgezogen. Er repräsentiert die altpatriarchalische Zeit von ihrer besten und gemütvollsten Seite. Sein Vater, der Herzog, hatte bei der Geburt des Prinzen das ganze Land zu Gevatter gebeten, wie ähnlich Carl August die Landstände bei Carl Alexanders Geburt. Sein Verhältnis zu seinen Untertanen war stets das denkbar beste. Am Geburtstage seiner Gemahlin pflegte er in den anmutigen Gärten des Altensteins ein Volksfest zu veranstalten, wobei jeder Mann die Herzogin um einen Tanz bitten durfte. Bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum konnte die Ehrendeputation des Jenenser Senates (Hand, Hoffmann und Kieser) berichten, daß „sie eine überaus wohlwollende Aufnahme gefunden hätten, begleitet von der Versicherung, daß für die Universität nach Kräften gesorgt werden solle“. Über den großen Festball erzählen sie: „Auch hier wurden wir durch die Bewirtung ausgezeichnet und konnten uns an der Milde und Huld erfreuen, mit welcher die Herzogliche Familie unter den Anwesenden, den Söhnen und Töchtern des Landes aus allen Ständen, verweilte.“

Und nun Carl August. Im April 1816 tagten im Schlosse zu Dornburg zum letzten Male die alten feudalen Stände vereint mit einigen Abgeordneten der neu erworbenen Landesteile. In kürzester Frist wurde das neue Grundgesetz ausgearbeitet. Weimar war, als einer der ersten deutschen Staaten, mit verfassungsmäßiger Freiheit ausgerüstet. Mit vollem Recht waren die Weimaraner stolz auf ihren Fürsten, und der Präsident des Landtages feierte die alt-

herkömmliche Leutseligkeit des Ernestinischen Fürstenhauses. „Noch immer fanden wir in diesem hohen Hause das altfürstliche Gemüt, das jedem wohl will, auch den Geringsten achtet.“ Während anderwärts die Regierungen durch Mißtrauen, Unredlichkeit und Frivolität die Drachensaat säten, welche 1848 so schrecklich für sie aufging, haben Thüringens Fürsten ihr Wort gehalten und mit ihrem treuen Volke in einem so herzlichen Verhältnis gelebt, daß der Name Landesvater hier Wahrheit und Wirklichkeit im schönsten Sinne wurde.

Es kam die trübe Zeit des Aachener Kongresses und der Karlsbader Beschlüsse und nach Sands kopfloser Tat die große Demagogenverfolgung. Selbst Treitschke gesteht ein, daß fast sämtliche deutsche Regierungen einem finstern Verfolgungswahne unterlagen und führt als Parallele eine der ekelhaftesten und verächtlichsten Episoden aus der englischen Geschichte an, die Justizmorde, welche infolge von Titus Oates lügenhaften Denunziationen die durch das beschränkte No popery-Geschrei terrorisierte Regierung beging. Damals hat der schändliche Kamptz[1]), umgeben „von einer Rotte verworfener Menschen“, seine Untersuchungen begonnen und in jedem lang-

1) 1848 dagegen ging der Elende mit einer faustgroßen schwarz-rot-goldenen Kokarde am Hute, wie mein seliger Vater (damals Professor der Geschichte in Berlin) öfter erzählte, zitternd durch die Straßen Berlins; er schmeichelte jetzt dem Souverän von der Gasse, wie er früher vor dem rechtmäßigen Fürsten gekrochen hatte. Doch selbst den Roten war dieser Mensch zu verächtlich. Das tat Kamptz, während gleichzeitig eine Reihe ehemaliger mit Gefängnishaft bestrafter Burschenschafter heldenmütig und unter Lebensgefahr für ihren rechtmäßigen König, Gesetz und Ordnung eintraten. Da konnte man sehen, wo die wahren Stützen von Thron und Altar zu finden waren.

haarigen Flausrockträger einen Verschwörer oder Banditen gewittert. Die Edelsten unseres Volkes, eine zahlreiche durch und durch vaterländisch gesinnte Jugend, mußte hinter Kerkermauern verschwinden, um erst nach Jahren, geistig und leiblich gebrochen, der Außenwelt zurückgegeben zu werden.[1]) Die deutschen Regierungen haben sich schwer an der deutschen Jugend versündigt. Aber einer hat seinen Schild unbefleckt bewahrt: Carl August von Weimar. So weit es ihm möglich war, nahm er sich der wie ein Wild gehetzten Burschenschafter an, und sein fürstlicher Vetter Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen verkehrte, als er in Jena studierte, mit der Burschenschaft auf dem Burgkeller. Carl

1) In ihrer furchtbaren Angst haben sich die Regierungen teilweise geradezu lächerlich gemacht. Meine engern Landsleute, die schweizerischen Studierenden, die natürlich große Sympathien für die Burschenschaft hegten und in Jena teilweise sich ihr anschlossen, so der bekannte spätere konservative Staatsmann, Ratsherr Professor A. Heusler in Basel († 1869), waren der Gegenstand besonderen Argwohns. Ein Stein des Anstoßes war Basel, dessen charaktervolle Regierung unter Bürgermeister Wieland de Wette berufen, und Follén und Snell ein Asyl gewährt hatte. Der langjährige Rektor des Basler Gymnasiums, R. Burckhardt-Buxtorf, ein ausgezeichneter Pädagoge, war nach bestandenem Kandidatenexamen 1825 noch für ein Jahr nach Berlin gegangen, um bei Schleiermacher, Neander und Boeckh zu hören. Er wurde bald nach seiner Ankunft vor das Königl. Polizeipräsidium zitiert, und da eröffnete ihm der Präsident (es war, glaube ich, ein Herr von Alvensleben): „Herr Kandidat! Sie stammen aus der Stadt Basel; es gibt dort Leute, welche es mit der preußischen Regierung gar nicht gut meinen.“ (man denke!) Während seines ganzen Berliner Aufenthalts blieb Burckhardt, dieser erzkonservative Mann, unter schärfster polizeilicher Überwachung; ähnlich erging es dem gleichfalls hochkonservativen Zivilgerichtspräsidenten Schnell (Basel). Er kam auf seiner Durchreise in Mainz 1831 sogar in Untersuchungshaft, wie er mir selbst lachend erzählte.

August gab seinem Gesandten nach Frankfurt eine Instruktion mit, welche aufs wärmste die Burschenschafter verteidigte, da sie, wie er sagte, die schöne Idee der Einigkeit der Deutschen in ihrem Bunde hätten verwirklichen wollen.

Wenn wir diese Verhältnisse bedenken, so erscheint uns die Pathenschaft der Studenten bei dem großherzoglichen Prinzen in dem Lichte einer hochbedeutsamen Tatsache. Sie ist das Symbol des lauten Protestes, welchen Deutschlands hochgesinntester Fürst gegen die Metternichsche Reaktionspolitik aussprach. Unter diesem Zeichen ist Carl Alexander geboren.

Am 14. November 1834 fand die Konfirmation des Prinzen statt. Der derzeitige Prorektor und die vier Dekane erhielten eine Einladung zu der Feierlichkeit, außerdem folgendes Schreiben von seiten des Universitätskurators, Oberappellationsgerichtspräsidenten Freiherrn von Ziegesar:

„Ew. Magnificenz habe ich das Vergnügen ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß S. K. H. der Großherzog und I. K. H. die Frau Großherzogin zwei bis drei Abgeordnete der hier Studierenden bei der morgen stattfindenden Konfirmation des Erbgroßherzogs K. H. gern empfangen werden, welche sich, in der dort gewöhnlichen Kleidung, an die verehrliche Deputation des illüstren akademischen Senats anschließen möchten. Die soeben bei mir anfragenden Studierenden Fisol[1], Jaeger und von Knebel

1) Dieser Name (undeutlich, vielleicht Fisot zu lesen) ist in der Urkunde punktiert, soll also wohl nicht gelten. Er ist auch nicht unterstrichen, wie die beiden anderen Namen.

habe ich hiernach, und daß die Gewählten sich bei Ew. Magnificenz melden möchten, beschieden."

Jenas Studentenschaft kann also sich rühmen, bei den zwei bedeutsamsten kirchlichen Akten für den jugendlichen Fürstensohn ihre Vertreter gestellt zu haben. Bemerkenswert ist auch, daß Großherzog Carl Friedrich darin in die Fußtapfen seines Vaters trat, daß er die gemeinsam mit den Universitätslehrern eintreffenden Burschenschafter keiner strengen Etikette unterwarf, sondern den altdeutschen, anderswo als hochdemokratisch und revolutionär verschrieenen Burschenrock für hoffähig erklärte. Man braucht wahrhaftig kein hyperloyaler Fürstendiener zu sein und muß doch erklären, daß solcher echt fürstlichen Huld die Studierenden anderer Hochschulen sich schwerlich werden rühmen können. Die Großherzöge stehen eben als Rectores Magnificentissimi in einem väterlich herzlichen Verhältnis zu den ihrem Szepter unterworfenen Kommilitonen. Auch das ist eine der Besonderheiten, auf die Jena stolz sein kann.

Thüringen ist der klassische Boden der Heroenverehrung. Neben seinen beiden Heiligen Luther und Gustav Adolf, denen es einen förmlichen Kultus weiht, blickt es mit begeisterter Verehrung nach der Stätte, wo Carl August seine Dichterrunde sammelte. Und Thüringen hat sich dieses Heiligen- und Heroendienstes nicht zu schämen. Derselbe ist ein in der menschlichen Seele tief begründeter Zug und einer ihrer gesundesten Triebe. Er pflanzt Ehrfurcht vor dem Großen, Heiligen und Erhabenen schon in die jugendliche Seele, und wehe dem Volke, welches dieses Gefühl der Ehrfurcht nicht mehr besitzt! Von diesen großen Toten geht eine erhebende und reini-

gende Wirkung auf diejenigen über, welche zu ihnen andächtig aufschauen. Eine solche Wirkung ist auch von dem edeln Fürsten ausgegangen, den wir heute beweinen.

Als derselbe 1855 mit seiner Gemahlin zum Zwecke der Huldigungsfeier seinen solennen Einzug in Jena hielt, da herrschte, wie Carl Hase, der damalige Prorektor erzählt, die größte Einigkeit unter den Studierenden, und ihre Haltung trug, wie der Senat öffentlich erklärte, wesentlich zu dem schönen Verlaufe des Festes bei. Dieselbe Wirkung hat in diesen Tagen bei uns die Nachricht von dem Ableben unseres fürstlichen Oberhauptes gehabt. Am Sarge des Unvergleichlichen schwieg aller Hader und Rangstreit unter den Studierenden; alle Gegensätze waren vergessen in der gemeinsamen Trauer um den Verklärten[1]. Aus dem Altertum dringt eine dunkle Kunde zu uns von Helden, welche auch nach dem Tode noch auf dem treuen Schlachtrosse den Ihrigen voranritten zu Kampf und Sieg gegen die Barbaren und Ungläubigen. Als ein solcher schützender Genius hat sich der zu bessern Regionen entschwebte Geist unsres verklärten Rektors auch in diesen

---

1) Auf Anordnung der Großherzoglichen Adjutantur bildeten auch die Studenten am 11. Januar 1901 im abgesperrten Raume unmittelbar vor dem Eingange in die Fürstengruft Spalier, als die Fürstlichkeiten dieselbe nach vollendeter Trauerfeier verließen. Der Träger der Universitätsfahne, cand. med. W. Decker aus Speyer von der Burschenschaft Germania, erhielt neben den Fürsten, der Geistlichkeit, den Spitzen der Militär- und Zivilbehörden Zutritt in der Gruft, so daß die Burschenschaft, wie sie Carl Alexander bei seiner Geburt gefeiert hatte, auch bei seinem Tode an hervorragendem Platze ihm die letzte Ehre erweisen durfte.

Trauertagen erwiesen. Er hat seinen Untergebenen zu dem größten Siege, zum Siege über sich selbst verholfen.

Des Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht.

Doch wir wenden uns nun zur Betrachtung des geschichtlichen Verlaufs von unsres fürstlichen Rektors Amtsverwaltung.

Schon während des Rektorats seines fürstlichen Herrn Vaters, des Großherzogs Carl Friedrich, hat Carl Alexander die herzlichsten Beziehungen zur Universität angebahnt. Nachdem der damalige Erbgroßherzog sich mit der Königl. Prinzessin der Niederlande Sophie im Haag vermählt und am 22. Oktober 1842 seinen feierlichen Einzug in der Haupt- und Residenzstadt gehalten hatte, erschienen die höchsten Herrschaften am 8. November 1842 in Jena, woselbst sie sich im Schlosse das Corpus Academicum durch den Prorektor Geh. Hofrat Dr. Huschke vorstellen ließen. Im Schloßhof war die gesamte Studentenschaft aufgestellt, begrüßte das hohe Paar bei seiner Ankunft und hat darauf demselben durch eine Deputation ihre Glückwünsche ehrerbietigst vorgetragen. Den Prorektor hatte sie zuvor versichert, daß für Aufrechterhaltung der strengsten Ordnung und Gesetzlichkeit auf das umsichtigste Sorge getragen werde. Bei diesem Anlaß war der Frau Erbgroßherzogin von der Universität ein Album überreicht worden. In einem Handschreiben an den Kurator von Ziegesar sprach nun der Erbgroßherzog in seinem und der Frau Erbgroßherzogin Namen den Wunsch aus, „daß sämtliche Professoren und Lehrer der Universität Jena ihre Namen auf ein Blatt jenes Albums schreiben möchten, das der Erbgroßherzogin in Jena

überreicht worden ist und das ihr wie mir stets ein liebes Andenken an jenen Ort und besonders an die herzliche Aufnahme bleiben wird, die uns dort wurde." Natürlich wurde dem huldvollen Wunsche von den Lehrern der Hochschule freudigst entsprochen[1]).

Den 8. Juli 1853 trat unser Großherzog die Regierung an. Unter dem Vorsitz des Prorektors Dr. Siebert versammelte sich der Senat und wählte einmütig durch Akklamation den Großherzog Carl Alexander zum Rektor der Universität. Den 26. Aug. gewährte der neue Rektor der Senatsdeputation, welche ihm die Insignien seiner Würde, Pallium und Szepter, überbrachte, im Schlosse zu Weimar Audienz. Nach einer etwas schwülstigen Rede des Prorektors ergriff der Großherzog die Szepter an der Kreuzungsstelle und sprach:

> „Ich nehme das mir übertragene Amt und die Insignien der Universität an und will treu und sorgsam, wie meine Vorfahren, ihr Wohl und ihre Angelegenheiten im Auge halten. Ich lege aber die Insignien wieder in Ihre Hände, damit Sie und Ihre Nachfolger in

---

1) Vgl. Acta Academica betr. die bei der Vermählung Sr. Königl. Hoheit des Durchlauchtigsten Erbgroßherzogs zu Sachsen-Weimar-Eisenach Carl Alexander mit der Königl. Prinzessin der Niederlande Sophie Marie Wilhelmine Luise und Höchstderselben Anwesenheit in Jena dargebrachten Huldigungen. — Die Musen scheinen 1842 zeitweilig Jena verlassen zu haben; denn die poetischen Festgrüße für das durchlauchtigste Fürstenpaar 1. von den Jungfrauen der Stadt, 2. von den Kindlein, 3. von den Ortschaften des Amtes Jena usw., 4. der Freudegruß bei Überreichung eines Bechers, dargebracht von den Schützenhöfen von zwölf getreuen Städten, sind alle gleich herzbrechend und teilweise fast komisch, wenn auch die unverkennbare herzliche Loyalität etwas unsäglich Rührendes hat.

meinem Namen und Auftrage dieses Amt gerecht und emsig verwalten."

Darauf unterzeichnete nach alter Sitte der neue Rector Magnificentissimus Immatrikulationsurkunden für die noch nicht immatrikulierten Prinzen des Ernestinischen Gesamthauses, unter ihnen für die drei ältesten Söhne des Royal Consort, für den Prinzen von Wales, jetzigen König Eduard VII., den Herzog von Edinburg und späteren Serenissimus Coburgensis und den Herzog von Connaught. Der Vater betonte in seinem Dankschreiben die Freude darüber, daß die Universität der Prinzen Beziehung zum Sächsischen Fürstenhause nicht vergessen habe, sondern sie gerade als „Sprossen" dieses Hauses ihren akademischen Bürgern beizählen möchte. Auf diese Weise in sein neues Amt eingeführt, hat Carl Alexander in der Würde keineswegs nur einen inhaltleeren Titel gesehen, sondern eben als Rektor fühlte er sich verpflichtet, das Wohl und Wehe der Universität stets auf treuem Herzen zu tragen. Das bezeugen fast alle Schriftstücke, die er an die Universität erließ. Bei der Geburt der Prinzeß Reuß antwortete er dem Senat auf dessen Glückwünsche:

> „Erhält mir Gott meine Tochter, so soll sie beizeiten lernen, daß unser Fürstenhaus zu allen Zeiten stolz auf seine Universität Jena war und nie aufhören wird, derselben als dem Hauptsitz der Wissenschaften und der Intelligenz sein ganzes Interesse zu schenken"

und bei Anlaß der Geburt der Herzogin von Mecklenburg:

> „Ich habe ja selbst eine Zeit lang die Universität besucht, gehöre ihr noch jetzt an, und

Mein innigstes Interesse für das Blühen und Gedeihen derselben wird stets und zu allen Zeiten dasselbe bleiben, dessen seien Sie versichert."

Bei dem feierlichen Empfang 10. Mai 1855, als Carl Alexander mit seiner Gemahlin zum ersten Male als Großherzog und Rektor Jena besuchte, sagte der damalige Prorektor Hase: „Die Universität, diese glorreiche Stiftung der Reformation und Ihres treuen Ahnherrn, des Märtyrer Kurfürsten, darf sich in heiterer Zuversicht neben die Wartburg stellen, deren Zimmer sich in neuer Herrlichkeit erheben, auch sie eine weit ins Land hinausschauende Warte und Burg des befreiten Glaubens."

Die Freiheit des Glaubens und die Freiheit der Wissenschaft hat Großherzog Carl Alexander mutvoll geschützt, wie einst Carl August. Wie tapfer hatte dieser Fries und Oken gegen den vereinten starken Druck der sogenannten heiligen Allianz, der drei nordischen Mächte, zu halten gesucht. Fries, einer der großen Lehrer Jenas, welcher auf die folgenden Generationen den nachhaltigsten Einfluß ausübte, wurde allerdings von seinem Lehramte suspendiert und 1824 der Professur der Philosophie gänzlich enthoben; allein er bekam dafür die Professur der Physik und Mathematik und bekleidete sie bis zu seinem Tode. Wenn Carl August der Lehrtätigkeit Okens etwas energischer und schneller ein Ziel setzte, so darf man dabei nicht vergessen, daß der Großherzog es mit einem selbst für einen Professor ungewöhnlich schwierigen, rücksichtslosen und kapriziösen Mann zu tun hatte. In Frankfurt ließ Carl August durch seinen Bundestagsgesandten energisch

betonen, daß die deutschen Universitäten nicht in Schulen umgewandelt werden dürften, und daß auch Freiheit der Meinungen und der Lehre ihnen verbleiben müsse.

Auch hierin ist Carl Alexander der wahre Nachfolger seines Großvaters gewesen. Uns erscheint unbedingte Freiheit der wissenschaftlichen Forschung als etwas ganz Selbstverständliches, gewissermaßen als unsere Lebensluft. Hat mir doch ein nunmehr verstorbener Kollege, lange Zeit einer unserer hervorragendsten Lehrer, einmal gesagt: Er verstehe das Gerede von der freien Wissenschaft in Jena gar nicht, dieselbe sei heute frei auf allen deutschen Hochschulen. Mag das für unsere Epoche auch zutreffen, es gab eine andere Zeit, und in dieser hat sich Carl Alexander als ein starker Hort des Kleinods seiner Ahnen, der Landesuniversität Jena, erwiesen. Als unter der Sonne der Reaktion nach 1850 ein neues Theologengeschlecht erstanden war und eine pseudowissenschaftliche Richtung die theologischen Lehrstühle von fast ganz Deutschland besetzte, da hat Carl Alexander trotz mehrfacher Versuche von auswärts Jena als eine Stätte freier, voraussetzungsloser Wissenschaft geschirmt; Zeuge dessen sind die großen Namen, die ich schon als junger Student in der Schweiz von dortigen Gottesgelehrten mit Verehrung nennen hörte, die Namen Carl Hase, Leopold Immanuel Rückert, Willibald Grimm und er, der noch heute als Nestor und Senior der Universität unter uns weilt, Adolf Hilgenfeld. Dieser seiner freien Gesinnung ist der Großherzog bis zuletzt treu geblieben. Das verbürgt ein vielen unter uns bekannter Vorfall, der sich in einem der letzten

Jahre zutrug. Der Hohe Herr besuchte mehrfach mit lebendigstem Interesse die Vorlesungen unseres Kollegen Drews über Luther. Als dieser nun ausführte, daß Kurfürst Friedrich der Weise zwar aus kirchenpolitischen Gründen Luther geschützt, aber keineswegs mit dessen Lehre übereingestimmt habe, vielmehr trotzdem bis an sein Ende ein eifriger Reliquiensammler geblieben sei, frappierte diese Äußerung den Großherzog aufs höchste; es stimmte dieselbe so gar nicht mit dem überein, was die traditionelle Geschichtserzählung über den erlauchten Ahnherrn zu berichten pflegte. Er unterhielt sich nach der Vorlesung des längeren darüber mit unserem Kollegen. Und als dieser in ruhiger sachlicher Weise mit Belegen aus gleichzeitigen Quellen die Richtigkeit seiner Auffassung darlegte, sagte er ihm: „Das gefällt mir, Sie sagen die Wahrheit." Der Großherzog hat hier freier und großartiger gedacht, als in ähnlicher Lage sein oranischer Schwager, der König der Niederlande. Als dessen Regierung dem stockkonservativen, aber grundehrlichen Kalvinisten Groen van Prinsterer, dem ehemaligen Premierminister König Wilhelms III., für seine historischen Forschungen natürlich bereitwilligst ihre sämtlichen Archive öffnete, da ergab sich als Resultat, daß durch Groens Veröffentlichungen die Gestalt des großen Schweigers, des Stolzes des Hauses Nassau-Oranien, bedenklich von ihrem konventionellen Nimbus einbüßte. Ganz entrüstet rief deshalb der sehr ungnädige König dem Kritiker zu: „Mais vous me gâtez l'histoire de mes ancêtres." Unseren Großherzog hat alle Verehrung für seine erhabenen Vorfahren nicht davon abgehalten, die

freie Erforschung der Wahrheit allein zu empfehlen. Hierin ist Carl Alexander auch über Goethe hinausgewachsen. Wenn der geistvolle Fontenelle einst gesagt hatte: ‚L'histoire universelle n'est qu'une fable convenue', so hat die Forschungsarbeit des vergangenen Jahrhunderts eine großartige Revisionstätigkeit entwickelt. Carlyles Heroenverehrung hat viele ihrer angebeteten Heldengestalten hinsinken sehen. Roland, der Held von Roncesvalles, und der hl. Fridolin, Tell und Winkelried, die Weiber von Weinsberg, Dimitrij Donski und zahlreiche Genossen, sie alle gehören der dichtenden Volkssage an. Auch Julians „Du hast gesiegt, Galiläer", wie Hussens „Sancta simplicitas" und Luthers „Hier stehe ich und kann nicht anders", oder das Gebet der drei Monarchen auf dem Hügel bei Leipzig nach der Völkerschlacht[1]), sie und zahlreiche andere Legenden sind lautlos in der Versenkung verschwunden. Gegen

1) Daß dies Geschichtchen Mythus ist, verdanke ich persönlicher Mitteilung des früheren preußischen Botschafters am italienischen Hofe, Grafen Usedom. Er erzählte mir, daß er den damaligen persönlichen Adjutanten König Friedrich Wilhelms III. und ebenso einen hohen russischen Militär gesprochen habe, welcher während der Schlacht am angeblichen Gebetstage gleichfalls nie von der Seite des Zaren Alexander I. gewichen war. Beide versicherten ihm einstimmig — also das vollgültige Zeugnis wohlunterrichteter testes oculati — daß an dem ganzen Tage die beiden Monarchen weder einander, noch den Kaiser Franz auch nur gesehen, geschweige denn gesprochen hätten. Usedom war zu diesen Nachforschungen veranlaßt worden durch eine Predigt des bekannten Hofpredigers Strauß, welcher bei der Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht das Gebet auf dem Drei-Monarchenhügel in seiner gesalbten Weise gefeiert hatte. Beim nachfolgenden Diner im Königl. Schlosse brachte er dann zum Schrecken des armen Hofpredigers und zum unaussprechlichen Vergnügen König Friedrich Wilhelms IV. seine kritischen Zeugnisse vor.

das erbarmungslose Austilgen solcher anmutigen, ganze Generationen mit Begeisterung und Vaterlandsliebe erfüllenden Fabulierungen hat Goethe an zahlreichen Stellen protestiert. So äußerte er sich über die römische Heldensage: „Wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir doch wenigstens groß genug sein, daran zu glauben." Und ähnlich bemerkt er rücksichtlich der schlesischen und mährischen Fürsten, welche die Mongolen zurückgeschlagen haben sollen: „Die Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer bereits zurückgeworfen gewesen und von selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Mute."

Es liegt unstreitig etwas Berechtigtes in diesen Goetheschen Ausführungen. Wenn die Kritik die Abfassung der Psalmen nicht dem ruhmgekrönten Dichterkönig und Sänger, sondern obskuren Leviten und Rabbinern des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zuschreibt oder einen bestimmten Psalm nicht auf den Messias, sondern auf einen gänzlich gleichgültigen langweiligen Stadtkönig von Tyrus deutet, so geht tatsächlich ein großer Teil des Werts dieser Dichtungen verloren. Die Kritik mordet die Poesie. Nur unbestechlicher Sinn für die reine Wahrheit schreckt auch vor solchen wirklichen Opfern nicht zurück. Darum hat aber auch die Äußerung: „Sie sagen die Wahrheit" einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Gewiß hat der selige Großherzog

jene Goetheschen Gedanken gleichfalls in seiner Seele erwogen. Aber darin zeigte er sich als der wahre Rector Magnificentissimus unsrer Hochschule, daß er das Palladium der freien, voraussetzungslosen Wissenschaft unter allen Umständen unangetastet wissen wollte. Wir Jünger der Wissenschaft können und dürfen deshalb unseren verewigten Rector Magnificentissimus nun und nimmer vergessen.

Für sein Land hat Carl Alexander gelebt, für sein Land ist er auch gestorben, und so können auch wir ihm zurufen, was Perikles seinen Mitbürgern, die für die Vaterstadt ihr Leben dahingegeben: „Unverwelkliches Lob hast Du davon getragen und das erlauchteste Grabmal. Denn nicht haftet Dein Ruhm an der Stätte, wo Deine Leibeshülle ruht; er lebt fort in dem ewigen Andenken der kommenden Geschlechter, welche in Wort und Tat Dich preisen werden. Denn glorreicher Männer Grab ist der gesamte Erdkreis. Nicht des Ehrendenkmals Inschrift in der väterlichen Gruft erhält Dein Andenken allein; über die Heimat hinaus und ohne äußere Zeichen wirkt die ungeschriebene Erinnerung an Dich im Geiste und im Herzen der späteren Menschheit."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.